Vorübungen

zur

Akademie für Jünglinge.

Herausgegeben

von

G. F. Palm und G. W. F. Beneken.

Dritter Band.

Leipzig,
in der Weidmannschen Buchhandlung,
1793.

AB: W 6598 (3)

Universitäts- u. Landesbibliothek Halle/S.

Seiner Hochwürden Magnificenz

dem Herrn

D. Johann Julius Palm

Domdechant und Scholasticus zu Hamburg;

Seiner Hochwürden

dem

Herrn Pastor Palm

zu Hamburg; und

Seiner Hochwürden

dem

Herrn Pastor Beneken

zu Martfeld in der Grafschaft Hoya,

als ein Denkmal

der Ehrerbietung und Hochachtung

gewidmet.

Inhalt.

1. Der Reformator. S. 1

2. Fortgesezte Uebersicht der Hauptsätze der Kantischen Kritik der reinen Vernunft; von Bornträger. 44

3. Versuch einer Anweisung für Jünglinge, sich auf Schulen gehörig auszubilden. 75

4. Ueber Gedächtnißübung auf Schulen; von Herrn Rector Köler. 100

5. Reden eines Lehrers an seine erwachsenen Schüler, über die Sorge für die Gesundheit; von Brackebusch. 126

6. Aphorismen zum Denken und Handeln für Jünglinge. 170

7. Ueber den Zustand der Wissenschaften und Künste und die zu ihrem Besten bestehenden Anstalten unter den europäischen Völkern. 200

8. Versuch einer Beantwortung der Frage: Ist die Entdeckung von Amerika dem Menschengeschlechte nüzlich oder schädlich gewesen. 237

9. Ueber Originalgenies, Nachahmung und Nacherfindung. Mit einer Anwendung aufs akademische Studium; von G. W. F. Beneken. 270

10. Geschichte der deutschen Poesie; von Herrn Cammerrath von Breitenbauch. 340

11. Leben Opitzens; von eben demselben. 350

I.

Der Reformator.

Es war an einem schwülen Sommernachmittage, als Karl Wiesenthal auf seiner Stube im Hinterhause des Rektors an der Schule zu Hohnleben einsam saß und mit dem Lesen eines Buchs so eifrig beschäftigt war, daß er sich und die Welt um sich her ganz und gar darüber zu vergessen schien. Das Buch, welches fähig war, ihn so unwiderstehlich an sich zu ziehen, hieß Karl von Karlsberg. Mit dem Glockenschlage vier war der dritte Theil geendigt, und nun hatte er zum ersten Mahle Zeit, über die erstaunenswürdige Revolution nachzudenken, welche während der Lesung dieses Buches in seinem Kopfe und Herzen vorgegangen war. Ich sage nicht zu viel, wenn ich diese Revolution erstaunenswürdig nenne: denn binnen vier und zwanzig Stunden war aus der Welt, die ihm bis dahin ganz leidlich gefallen hatte, ein großes Hospital, und aus dem ganzen Menschengeschlechte, dessen Wohl oder Wehe ihn bisher nicht viel gekümmert hatte, ein Haufe von Geschöpfen geworden, welche fast alle mehr oder weniger an ein und derselben Krankheit darnieder liegen, deren Ursache sie nicht kennen und zu deren Weg-

schaffung sie weiter nichts thun, als daß sie sich einander zu überreden suchen, sie wären völlig gesund. Diese Krankheit nannte er Unwissenheit. Er war nämlich fest überzeugt, daß das Menschengeschlecht bestimmt sey, hier auf dieser Welt eine hohe Stufe von Glückseligkeit zu erreichen, daß es diese aber nie erreichen würde, so lange es die Mittel nicht wüßte, durch welche sie erreicht werden könnte, und daß es diese Mittel nie finden würde, so lange es nicht wüßte, daß es sehr möglich sey, sie zu finden; daß es diese Möglichkeit nie einsehen würde, so lange es nicht wüßte, welches hohen Grades von moralischer Ausbildung jede einzelne menschliche Natur fähig sey, und daß es zu dieser Einsicht nie gelangen würde, so lange es tausend andere Dinge nicht wüßte, welche diese Einsicht möglich machen.

Er war in eine neue Welt versezt und eine neue Sonne war ihm aufgegangen. Alle Vorurtheile fielen wie Schuppen von seinen Augen, und Zweck und Mittel standen, vom reinsten Glanze der Wahrheit umleuchtet, vor seiner Seele da. Wohlthätiges Feuer ergoß sich durch alle seine Nerven, sein Gesicht glühte, und er mußte hinaus ins Freye, um dem Drange seiner Empfindungen Luft zu machen.

„Ich weihe mich dir, heilige Wahrheit! — so rief er aus, als er auf freyem Felde sich wieder fand — ich weihe dir mein ganzes Leben. Unermüdet will ich streben, nach allem, was meine Kräfte entwickelt; kein irdischer Wunsch soll mich vom unabläßigen Bemühen

mühen nach Wahrheit und Vollkommenheit zurückhalten. Und wo ich auf meinem Wege etwas finde, was euch, meine Mitbrüder, noch mangelt, da will ich euch brüderlich mittheilen, was ich habe. Zwar ist es nicht immer der Weg, eure Freundschaft zu erwerben: oft haßt ihr das Licht und wollt in der Finsterniß wandeln. Ja ihr verfolgt nicht selten den ehrlichen Mann, der aus Vorsorge, ihr mögtet fallen, euch das Licht zum Sehen darreicht; aber nur eine Zeitlang. Hat sich euer Auge nur einmal gewöhnt, die Strahlen des Lichtes zu ertragen; empfindet ihr nur einmal erst die Wohlthat, alle Gegenstände rund um euch her deutlich unterscheiden zu können: o dann verwandelt sich bald euer Unwille in desto lebhaftere Dankbarkeit."

Seine Schritte verdoppelten sich während dieses warmen Monologs; er entfernte sich immer weiter von der Stadt und fand erst, daß es Zeit sey, umzukehren, als ihn ein aufsteigendes Gewitter wieder zu sich selbst brachte. Er erschrak ein wenig, als das Wetterleuchten näher kam, und als mit jeder Minute das ferne Rollen des Donners vernehmlicher wurde. Er würde sich vielmehr gefreuet haben, wenn er voraus gesehen hätte, daß dieses Gewitter ihm die erste Gelegenheit geben sollte, seinen schönen Entschluß, zur Aufklärung seiner Brüder aus allen Kräften mitzuwirken, in Ausübung zu bringen. Zugleich würde er sich aber noch mehr erschrocken haben, wenn er gewußt hätte, daß seine erste Probe so

übel ablaufen, und daß man ihm seine Mühe so schlecht belohnen würde.

Das Gewitter war nun so nahe, daß er alle Hoffnung aufgab, die Stadt zu erreichen, und daß er sich entschloß, den Uebergang desselben in einem nahegelegnen Dorfe abzuwarten. Es gelang ihm, die Dorfschenke zu erreichen, noch ehe ein Tröpfchen seine Kleider genäßt hatte. Die Schenke war von Landleuten angefüllt, welche sich bey einem Glase Bier über die lezte Sonntagspredigt und über die Eroberung der Bastille freueten. Wiesenthal mischte sich unter sie und theilte ihre Freude. Man wiederholte ihm zu gefallen alle die merkwürdigen Auftritte in Paris noch einmal; man zog nach dem Invalidenhause und versah sich mit Waffen, man gieng alsdenn vor die Bastille und schon hatte man die Kanonen aufgerichtet und den Gouverneur zur Uebergabe aufgefordert, als — plözlich ein heller Blitz die Stube erleuchtete und als eben so plözlich alle Hüte der Bauern von einem „Gott sey mit uns“ begleitet, von ihren Köpfen flogen und sich langsam darauf zurück pflanzten.

„Trauriger Aberglaube! — so räsonnirte Wiesenthal bey sich selbst — wie lange soll deine tyrannische Herrschaft das Menschengeschlecht elend machen? Aber es ist kein Wunder. Weder in ihrem Gesangbuche, noch in ihrem Katechismus, steht etwas von den großen Vortheilen des Gewitters und in der lezten Sonntagspredigt mogte vielleicht auch nichts davon

von vorgekommen seyn. Ist es nicht schändlich, das Volk in dem Wahne zu lassen, daß das, was ihren Feldern und Wiesen Wachsthum und Gedeihen bringt, Ausbruch einer erzürnten Gottheit sey? Ist es nicht schändlich, daß jene gräßliche Idee eines zürnenden und rachsüchtigen Despoten, dem man durch Hutabnehmen seine Unterthänigkeit beweisen müsse, in ihren Köpfen noch immer unvernichtet bleibt? Lehrer des Volks, und ihr seine Beherrscher! eure Verantwortung wird groß seyn. Unterdessen soll jeder, der Kraft und Gelegenheit hat, seine unwissenden Mitbrüder zu belehren, wissen, daß es sein Beruf sey, sie zu belehren; und ich habe heute geschworen, die Pflichten meines Berufs zu erfüllen. Ihnen zeigen, daß man sich nicht fürchtet, unter Blitz und Donner seinen Hut ruhig auf dem Kopfe behalten, das heißt ihnen ein Beyspiel geben, daß man frey ist von Aberglauben und von unvernünftigen Begriffen von der Regierung des höchsten Wesens; und Beyspiele wirken ja, wie jeder weiß, bey dieser Menschenklasse oft mehr, als die gründlichsten Belehrungen."

Es blitzte wieder, alle Hüte flogen ab, und Wiesenthals Hut blieb unbewegt auf dem Kopfe.

Aber die Bauern nahmen diese Kühnheit nicht so auf, wie unser Philosoph es wünschte. Sie hielten das, was Belehrung durch Beyspiel seyn sollte, für Trotz und Verspottung und gaben sich einander durch Kopfnicken und Augenblinzeln, zu verstehen,

daß man dem Fremdling seine Frechheit ernstlich verweisen müsse.

„Hör' er mal an, — nahm endlich einer der Muthigsten das Wort — „er ist wohl aus der „Stadt; aberst denn sollte er doch auch mehr Conduite haben."

Wie so? ich besinne mich nicht, unhöflich gegen Euch gewesen zu seyn!

„Na, denn könnte er seinen Dips vor dem lieben „Gott so gut abnehmen, wie unser eins: weiß er „das? ha? habe ich nicht recht?"

Ich weiß nicht, was er von mir will, mein Freund; aber ich versichere Ihn, daß das nichts weniger als Unhöflichkeit ist, wenn ich meinen Hut nicht abnehme.

„Aber er könnte'n doch wohl abthun." „Und „sollte'n wohl abthun," — rief ein zweyter — „und mußte'n auch wohl abthun," — ein dritter —

Aber wozu denn?

„Das weiß er nicht? nun so schäme er sich was!" —

Meint ihr denn, daß das Gewitter sich an eure Häte kehrt? verlaßt euch darauf, Blitz und Donner sind auf das genauste vorher berechnet. Sie gehen ihren Gang fort und treffen euch, wenn sie euch treffen sollen, und gehen euch vorüber, wenn sie

vorüber gehen sollen, ihr mögt eure Hüte auf den Köpfen behalten, oder abnehmen.

„Dem sey nun wie ihm wolle; es schickt sich „aber doch nicht, daß er seinen Hut aufbehält.“

So sagt mir aber doch nun, warum denn nicht? ich will mich ja gern von euch belehren lassen, wenn ihrs besser wißt, als ich. —

Wir können auf unsere schriftstellerische Ehre versichern, daß unser Reformator diese Worte ohne alle Satyre, mit voller Redlichkeit seines Herzens, herausgagte, und sie durchaus in keinem andern, als in dem gewöhnlichsten Sinne genommen wissen wollte. Allein, sein Gegner, der sich nicht vorstellen konnte, daß ein Mensch aus der Stadt einmal eine so große Ausnahme von der Regel seyn und sich im Ernst einfallen lassen würde, von Bauern Belehrungen anzunehmen; diesem Gegner wars nicht zu verdenken, wenn er Wiesenthals Antwort für Satyre nahm und im Tone des bittersten Unwillens zur Antwort gab: „Muschee, so spörtisch braucht er „man nicht zu thun: ich bin n' Bauer und gebe dem „König meine Abgabe.“

Das ist recht sehr gut; aber es gehört nicht hieher.

„Aberst auf den Kopf bin ich auch nicht gefal„len, und was schwarz oder weiß ist, das kann ich „auch noch wohl unterscheiden.“

Habe ich euch des Gegentheils beschuldigt?

„Na, und so laß er sichs von einem Bauer sa„gen, daß es gottlos ist, wenn man keine Furcht „vor Gott hat.“

Wa- wa- wa- was — Furcht vor Gott?

Es war nicht möglich, die Philosophie unseres Wiesenthals mehr in Harnisch zu bringen, als wenn man ihm zumuthen wollte, das höchste Wesen zu fürchten. Unter einer Menge von Formeln, welche nach seiner Meinung das Verhältniß der Menschen gegen die Gottheit höchst albern ausdrückten, hatte er besonders seit einigen Tagen der Furcht vor Gott den Untergang geschworen. Nichts schien ihm so unnatürlich, als wenn der Vater, der sein Kind liebt, von diesem verlangte, daß es sich vor ihm fürchten sollte. Wie viel weniger nun konnte man nach seiner Meinung den Menschen zumuthen, daß sie sich vor dem gütigsten Vater Aller, von dem sie glauben, daß er sie glücklich machen will, fürchten sollten?

Er sprach die Worte im höchsten Affekt aus, und wollte den Bauern eben mit allem Aufwande von Philosophie und Theologie beweisen, daß Gott kein ehrsüchtiger Tyrann sey, der die Uebertreter der schuldigen Ehrfurcht mit Blitz und Donner zu strafen pflege, sondern vielmehr ein gütiger Vater, der selbst durch die furchtbarste Naturrevolution Seegen und Fruchtbarkeit ausspenden wolle, als — ein neuer Blitz die Arme und Hüte der Bauern in Bewegung sezte. Wiesenthal blieb auch jezt seinen Grundsätzen

sätzen getreu und ließ seinen Hut ruhig auf dem Kopfe. Aber das hieß die Geduld der Bauern auf das höchste treiben. —

Diese guten Leute, die, wie wir zuversichtlich behaupten können, nicht eine einzige der neuesten theologischen Schriften gelesen hatten, denen selbst nicht einmal von jener berühmten Schnepfenthaler Preisfrage, die Erklärungen anderer Menschen von der Religion Jesu betreffend, und noch weniger von der musterhaften Abhandlung unsers Wielands von der Freyheit, über Glaubenslehren zu philosophiren, etwas bekannt geworden war — diese Leute hatten keine Begriffe davon, daß man, ohne sich vor dem höchsten Wesen zu fürchten, irgend etwas anders als ein Gottesverrächter seyn könne, und waren des festen Sinnes, keinem solchen verworfenen Menschen eine gütige Behandlung schuldig zu seyn.

„Warte er" — so scholl es von verschiedenen Seiten — „wir wollens ihm lehren, sich vor dem „lieben Gott fürchten, er ist ein abscheulicher Kerl," und in dem Augenblicke flog sein Hut, von drey Fäusten auf einmal getroffen, unter den Tisch.

Eine so brutale Behandlung mußte nothwendig unsern jungen Reformator in Hitze bringen. Er sprang auf von seinem Stuhle, hob seinen Hut von der Erde auf und stellte sich mit dem vollen Trotz des gefühlten Unrechts vor die aufgestandenen Bauern hin. „Ich will doch sehen," — rief er und stemmte

seine linke Hand in die Seite — „ich will doch sehen, wer mir hier wehren soll, nach meinen Grundsätzen frey zu denken und zu handeln. Wollt ihr dem Aberglauben und der blindesten Bigotterie fröhnen, was geht das mich an? und wollt ihr euch nicht belehren lassen, auch gut; so habe ich meine Schuldigkeit gethan; aber wer giebt euch das Recht, mich in der Befolgung meiner Grundsätze zu stören? Meint ihr etwa, wir lebten noch in jenen finstern Zeiten, wo man sich einander um Meinungen willen haßte und verfolgte? Gottlob! die Zeiten sind vorüber, und ihr sollt mich nicht zwingen, eure abergläubischen Gebräuche mit zu machen, die ich verabscheue.“ —

Länger konnten die aufgebrachten Bauern das gottlose Geschwätz nicht anhören. Ein Paar von ihnen griffen nach ihren Stöcken, und auf die Ribben des jungen Philosophen regnete ein Hagelwetter von Prügeln herab. Er wollte sich vertheidigen, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Warte, „du Gottvergeßner Bube — hieß es — wir wollen „dich über Gott spotten lehren, — wir wären aber„gläubisch?“ und die Schläge verdoppelten sich so nachdrücklich auf seinem Rücken, daß er weiter kein Mittel zu seiner Rettung vor sich sahe, als eine schleunige Flucht durch die Thür.

Aber wie nun aus der Thür kommen, welche von den Bauern besezt war? Zu seinem großen Glücke war gerade das seine Rettung, was die erste Veranlassung zu jener unangenehmen Situation, in welcher

welcher er sich befand, gewesen war, ein heftiger Blitz und hintennach ein so furchtbarer Schlag, daß allen Bauern die aufgehobenen Stöcke aus den Händen fielen, und daß Wiesenthal während ihres Hutabnehmens seine Gelegenheit ersehen und durch die Thür entwischen konnte. Die Bauern waren entweder zu sehr betäubt, oder sie glaubten ihn für seine Freygeisterey genug gezüchtigt; denn einige derbe Flüche abgerechnet, geschahe weiter nichts, um den fliehenden Reformator ihr Uebergewicht über seine Aufklärung empfinden zu lassen.

„Armes unglückliches Menschengeschlecht" —

Er war nämlich in dem heftigsten Regenwetter, und unter den fürchterlichsten Gewitterschlägen glücklich auf freyem Felde angelangt, hatte sich bereits von der ersten Betäubung erholt und war nun entschlossen, trotz des Wetters seinen Weg nach der Stadt fortzusetzen. Es ist wohl kein Zweifel, daß ein Blick auf das Dorf und gewisse schmerzhafte Empfindungen auf dem Rücken den meisten Antheil an diesem Entschlusse hatten. Schaam, Wut und Rache kämpften in seiner Seele und dem gepreßten Herzen mußte Luft gemacht werden.

„Armes unglückliches Menschengeschlecht, wie tief bist du gesunken! Aberglauben und Unwissenheit haben dir nicht nur die süßesten Freuden geraubt, die dir ein gütiges Wesen bestimmt hatte; sie haben dich durch eine lange Unterjochung bis zu dem schrecklichen Punkte gebracht, wo du dein Elend nicht einmal

mehr

mehr fühlst, und wo du also selbst unfähig geworden bist, jemals eine Erlösung zu erwarten. Wie lache ich jezt über euch, ihr Träumer vom philosophischen Jahrhundert, von Denkfreyheit, Aufklärung und höherer Glückseligkeit; ich wills euch allen ins Gesicht sagen, daß alle eure Räsonnements weiter nichts sind, als Träume. Was? Aberglauben und Dummheit hätten sich vermindert? o ich kanns euch beweisen, wie wahr das ist. Haben sie nicht immer die wenigen Besseren gehaßt und verfolgt, die sich ihrer annehmen, die sie von jenen schimpflichen Fesseln befreyen wollten? haben sie nicht mich gehaßt und verfolgt, und warum? weil ich sie von einer schändlichen Unwissenheit erlösen, weil ich ihnen Liebe und Vertrauen gegen das höchste Wesen einflößen, kurz, und mit einem Worte, weil ich sie auf den Weg leiten wollte, glücklicher zu werden! Aber was ist mein Lohn? ein zerschlagener Rücken und ein durchnäßter Körper.“

Unter diesen und ähnlichen Tröstungen zog der junge Märtyrer muthig fort, und gelangte denn endlich ganz erfroren in der Stadt an. Seine Absicht war, so eilig wie möglich, seiner Stube zuzueilen und sich dort auf irgend eine Weise für seine erlittenen Unfälle zu trösten. Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Pst! pst! Herr Vetter, auf ein Wort — rief eine Stimme aus dem Fenster eines Hauses, vor welchem er eben vorbeygieng.

„Ich

„Ich kann nicht Herr Vetter, wie sie sehen — war die Antwort — ich bin vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt und erfroren.“

Thut nichts, wir wollen Sie schon wieder aufthauen. Nur keine Umstände, ich habe mit Ihnen zu sprechen. Ihr Herr Vater hat geschrieben.

Wiesenthal mogte wollen oder nicht, er mußte herein. Man durchmusterte seinen Zustand. Man fand, daß er sogleich die Kleider wechseln müsse, und man schickte nach seiner Wohnung, um trockene Kleider zu holen. So bald diese da waren, mußte er sich umkleiden und nun gab man sich alle mögliche Mühe, um ihn das ausgestandene Ungemach vergessen zu lehren.

Meine Leser werden vermuthlich wissen wollen, wer der Mann war, der das alles that? und so dient ihnen denn zur Nachricht, daß er ebenfalls Wiesenthal hieß, ein weitläuftiger Verwandter unseres jungen Philosophen war, und in Hohnleben das Amt eines Stadtschreibers bekleidete. Unser Wiesenthal war ihm von seinem Vater empfohlen und besuchte auch zuweilen sein Haus, aber freylich nicht oft, denn der Mann war nicht ganz nach seinem Sinne. Der Stadtschreiber hingegen hielt recht viel auf seinen Vetter; ihm gefiel sein offener Kopf, sein warmes Herz, und sein liebenswürdiger Enthusiasmus für alles Aedle und Gute.

Dieser Mann — unsere Leser müssen ihn näher kennen — gehörte unter die Klasse von Menschen, denen

denen man es an ihrer schlichten Aussenseite nicht ansehen kann, was in ihnen lebt und wirkt. Sonderbare Schicksale hatten ihn vom zwanzigsten bis ins vierzigste Jahr in der Welt umher getrieben, und erst dann, als er, seines Umherirrens müde, nach einem Ruheplätzchen umhersahe, war es ihm geglückt, Stadtschreiber in Hohnleben zu werden: ein Amt, wozu weiter nichts nöthig war, als ein wenig Jurisprudenz, viel Geduld und dann vor allen Dingen die Kunst, von 200 Thaler jährlichen Gehalt mit Frau und Kindern zu leben. Ein Schatz von seltnen Kenntnissen in verschiedenen Theilen der Wissenschaften half ihm zwar zur Erfüllung seiner Berufspflichten, als Stadtschreiber, wenig mehr als gar nichts. Allein der Mann hatte sich auf seiner langen Wanderschaft noch etwas anders erworben, was ihm bey seinen Verhältnissen als Mensch nicht wenig zu statten kam, und das war — vollendete Menschen- und Weltkenntniß: in so fern man nämlich überhaupt einem philosophischen Menschenbeobachter, dem es nicht an Gelegenheit fehlt, die Menschen in ihren hunderterley verschiedenen Modifikationen zu beobachten, und der sich dieses Studium zum angelegentlichsten Geschäfte seines Lebens macht, in so fern man, sage ich, einem Solchen überhaupt das beylegen kann, was wir vollendete Menschen- und Weltkenntniß zu nennen gewohnt sind.

Dieser Mann, der erst alle Perioden jener weitläuftigen Wissenschaft, von welcher hier die Rede ist,

durch-

durchwandelt hatte: der den Menschen bald mit Platonischen bald mit Buffonischen, bald mit Swiftschen, bald mit Roußeauischen, Brillen beäugelt hatte: der enthusiastischer Freund und Feind der Menschen gewesen war, ehe es ihm gelang, die hohe Stufe zu besteigen, von welcher es allein möglich ist, die Menschheit einigermaßen im Ganzen zu übersehen, und über ihren Werth oder Unwerth mit einigem Schein von Wahrheit und Gründlichkeit zu urtheilen —

Dieser Mann, der alle Geschöpfe seiner Gattung recht herzlich liebte, ohne sie eben besonders hochzuachten; der selbst ein großes Vergnügen darin fand, zu ihrem Wohlseyn mitzuwirken, ohne viel von ihrer Dankbarkeit zu erwarten; und der sich endlich bemühete, seine Existenz von der ihrigen so unabhängig, wie möglich, zu machen —

Dieser Mann, der sich recht herzlich über den guten Willen unserer neuen Kosmopoliten freuete, ohne doch das Lächeln über ihre vielen aus der Luft gerissenen Hypothesen, Meynungen und Grundsätze verbeissen zu können; der zwar ein eifriger Beförderer alles Guten, wozu ihm die Vorsehung Gelegenheit und Veranlassung gab, dagegen aber ein erklärter Gegner aller idealischen Pläne war, welche zwar bisweilen einen kurzen Traum von Vollkommenheit herbeyführen, auf die Länge aber gewiß mehr schaden als nutzen; der besonders das Gute nicht verkannte, welches der Welt aus mancher plötzlichen und gewaltsamen

samen Reform in der Religion, in den Wissenschaften und in Staatseinrichtungen zugeflossen ist; der solche Revolutionen demohngeachtet aber für weiter nichts als für nothwendige Uebel hielt, die man, wenn alles seinen natürlichen Weg gienge, entbehren könne, denen man auf alle Weise zuvorkommen, die man durchaus aber nicht herbeyführen müsse, weil man ihre Wirkung nie vorher berechnen könne —

Dieser Mann, der warlich sehr hohe Begriffe von der Perfektibilität des Menschengeschlechts hatte, der es aber durchaus der Natur abgelernt zu haben vorgab, daß der Weg zum Ziele nicht gesprungen, sondern gegangen werden müsse, und daß dieser Weg keine einseitige Ausbildung einzelner Fähigkeiten, sondern die stufenweise Veradelung aller menschlichen Kräfte sey. —

Dieser Mann —

Doch wir würden nicht fertig werden, wenn wir alles das aufzählen wollten, was uns an diesem sonderlichen Manne bemerkungswerth geschienen hat. Vielleicht haben wir uns schon zu lange bey ihm aufgehalten, und so soll denn dieser Fehler dadurch gut gemacht werden, daß wir sogleich zur Geschichte zurückkehren.

Der junge Wiesenthal war durch die sorgfältige Bemühung des Stadtschreibers und seiner Familie getrocknet und gewärmt. Speise und Trank gaben ihm bald die verlornen Kräfte wieder. Schon

waren

waren die Briefe seines Vaters vorgelesen und das Nöthige darüber verhandelt. Der Stadtschreiber hatte schon seinen Sorgestuhl eingenommen und eine andere Diskussion nahm ihren Anfang.

„Aber nun, Vetter — sagte der Stadtschreiber — sagen sie mir einmal aufrichtig, wie hat Sie der liebe Gott heute in dem schönen Wetter vors Thor geführt? wo sind sie eigentlich gewesen?

Wir haben schon erinnert, daß unser Wiesenthal bis jezt wenig Vertrauen zu seinem Vetter hatte; denn der Mann war ihm viel zu kühl und alltäglich. Vermuthlich würde er also auch diesmal nicht für gut gefunden haben, in Rücksicht seiner erlebten Abentheuer offenherzig gegen ihn zu seyn; wenn nicht gerade heute Abend die gütige Behandlung desselben und die natürliche Neigung junger Leute, sich mitzutheilen, wenn ihnen etwas Ungewöhnliches begegnet ist, sein Herz geöffnet hätte.

Kurz, der Stadtschreiber, der vom Anfang an etwas Ungewöhnliches gewittert hatte, wußte ihn nach einem kleinen Wortwechsel dahin zu bringen, daß er ihm die Geschichte des ganzen Nachmittags, die fahlbare Beweisungsmethode der Bauern in der Schenke mit eingerechnet, treu und offenherzig gestand. Der Stadtschreiber hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, ohne ihn auch nur ein einziges mal zu unterbrechen. Alles, was er während der Erzählung that, war: daß er bald lächelte, bald seine

großen Falten an der Stirne zusammenzog und bald die Lippen ein wenig satyrisch zusammenpreßte. Indessen ließ sich unser Philosoph im geringsten dadurch nicht irre machen, und erzählte mit eben der Wärme bis ans Ende fort, mit welcher er während des Abentheuers selbst gehandelt hatte. Endlich war er fertig und schloß seine Geschichte mit folgender Exklamation: Und nun sagen Sie mir, Herr Vetter, ob man nach einer solchen Belohnung nicht den Muth verlieren und es beynahe verschwören sollte, jemals wieder den Mund zur Beförderung der Aufklärung aufzuthun?

Warum nicht gar? so rasch muß man mit dem Verschwören nicht seyn. Muth verloren, alles verloren. Ein entschlossener Mann läßt sich nicht gleich durch den ersten Fehlschlag abschrecken.

„Richtig, Herr Vetter, es war auch mein Ernst nicht. Ich habe es einmal bei mir beschlossen, mit allen meinen Kräften zur Aufklärung und Veredlung meiner Brüder mitzuwirken und dabey will ich auch bleiben. Mögen sich mir auch noch so große Schwierigkeiten entgegen stellen. Ich überwinde sie.“

Das ist löblich und gut. Aber sagen Sie mir doch einmal aufrichtig, wie sind Sie denn auf den Einfall gekommen, sich zum Reformator aufzuwerfen?

„O so stolz bin ich nicht. Reformator der Menschheit das will viel sagen.“

Das ist heut zu Tage eben keine so schwere Sache. Aber nennen Sie das Ding anders, wenn sie wollen,

so

so bin ich doch neugierig zu wissen, wie Sie denn eigentlich auf den Gedanken gekommen sind, schon so früh an der Lieblingsbeschäftigung unserer Zeitgenossen Theil zu nehmen?

„Auf den Gedanken sollte, dünkt mich, jeder vernünftige und ädeldenkende Mann kommen, der" —

Apropos, wenn erhalte ich denn Robertsons Geschichte wieder?

„O! ich habe sie jezt nicht auslesen können. Aber so bald ich den Karlsberg durchhabe, denn so lange ich den lese, ist an nichts anders zu denken; Sie haben ihn gelesen?"

Ich werde doch!

„Auf den Gedanken also, dächte ich, sollte jeder kommen, der —

Den Karlsberg gelesen hat, nicht wahr?

„Nun ja denn! Es macht mir keine Schande zu gestehen, daß dieses vortreffliche Buch vielleicht die Hauptursache meines jetzigen Enthusiasmus für das Beste der Menschheit ist."

Das habe ich mir vorstellen können.

„Und ich hoffe, daß Sie darin nichts verwerfliches finden werden!"

Worin?

„Darin, daß mir das Schicksal des Menschengeschlechts nicht gleichgültig ist, daß ich ein Buch mit

Leidenschaft gelesen habe, worin so mannichfaltige Arten des menschlichen Elends offenherzig dargethan sind, und worin besonders die lezten Quellen aufgesucht werden, aus welchen, so lange sie unverstopft bleiben, Jammer und Unglück über die Menschheit ausströmen werden: endlich darin, daß ich jede Gelegenheit zu ergreifen fest entschlossen bin, welche mir die Vorsehung zur Verminderung irgend einer Art des menschlichen Elends an die Hand geben wird. Ich verlange von Ihnen, daß Sie diese meine Gedanken, Gesinnungen und Entschließungen nicht mit der Brille des Vorurtheils besichtigen, sondern als ein Mann von Erfahrung und Gefühl für das Schicksal seiner Nebenmenschen prüfen werden. Und so erwarte ich im Bewußtseyn meiner jugendlichen Schwäche, aber voll gerechten Stolz auf die Reinheit meiner Absichten, Ihr Urtheil."

Sie werden warm, Karl: aber ich liebe Sie wegen dieser Wärme. Und da Sie mir Ihr Glaubensbekenntniß über diesen wichtigen Punkt mit so viel Offenherzigkeit dargelegt haben: so bin ich Ihnen auch das meinige schuldig. Wir werden uns denn um so besser verstehen. Ich bin also mit Ihnen überzeugt, daß dem menschlichen Geschlechte eine bessere Zukunft bevorsteht. Ich glaube, daß einst eine Zeit kommen wird, wo die Welt von dem größten Theile aller moralischen und physischen Uebel, die sie jezt drücken, befreyet seyn wird, und ich überzeuge mich durch die Neuigkeiten des Tages veranlaßt immer

mer mehr, daß diese Zeit näher rückt. Ich schätze und verehre die Bemühungen so vieler treflichen Männer, unter welchen unser Salzmann einen sehr ehrenvollen Plaz einnimmt; weil durch ihre Schriften das Verborgene ans Licht kommt, weil durch sie die Quellen des meisten Unglücks beleuchtet werden, und weil sie die Verbesserung unseres Zustandes von nichts anderm, als von der Ausbildung unsrer physischen und geistigen Kräfte, erwarten. So weit, denke ich, sind wir einig.

„Völlig.“

Und ich bürge Ihnen dafür, daß sich wenig Menschen finden werden, welche unverwahrloser am Kopf und Herz, über diese Dinge nachgedacht haben, und welche nicht darüber mit uns einig seyn sollten.

„Gut. Aber ich hoffe, daß Sie auch gegen den lezten Punkt, nämlich gegen meinen Entschluß, zur Aufklärung meiner Brüder nach bestem Vermögen mitzuwirken, nichts haben sollen.“

Wir wollen sehen!

„In der That, Sie machen mich neugierig.“

Aus der deutlich erkannten Ursache alles Elends —

„Verstehen Sie darunter etwas anders, als Unwissenheit?“

Unwissenheit, Mangel an Aufklärung, an Einsicht, Geistesfinsterniß: das alles sind mir gleichgeltende Ausdrücke. Aus der Erkenntniß dieser Ursachen alles Mangels an Glückseligkeit unter dem Erden-

volke, entsteht in jedem unverdorbenen Herzen von selbst ein Verlangen, sie wegzuräumen.

„Nichts ist natürlicher.“

Aber hier tritt uns die menschliche Unvollkommenheit in den Weg. Wir können uns irren. Wir können etwas für Geistesfinsterniß halten, was es nicht ist. Wir können uns zur Erleuchtung berufen glauben, und sind es nicht. Wir können ein Mittel anwenden, welches nicht das rechte ist. Und wir können auf diese Weise die Kränkung erleben, unsere Absicht zu verfehlen, oder wohl gar das Gegentheil zu bewirken.

„Das verstehe ich nicht. Wenn ich von unseren Bergen ein entferntes Dorf brennen sehe: soll ich da zweifeln, ob ich wirklich Feuer sehe?“

Das wohl nicht. Aber Sie sollen nicht gleich Lerm in der Stadt machen und die Spritzen hinausjagen. Denn es wäre nicht das erstemal, daß ein Haufe von brennendem Stroh oder Garben für Feuer in einem Dorfe angesehen würde.

„Ich soll also auf diese Möglichkeit es wagen, und den Augenblick zur Rettung mehrer Häuser vorübergehen lassen?“

Auch das nicht. Sie sollen einen Jeden, den Sie erreichen können, herrufen. Und was in der ersten Minute mit zwey Augen nicht entschieden werden konnte, das wird vielleicht von zehn oder zwölf Augen binnen einer Viertelstunde entschieden werden.

„Ich

„Ich sehe, was Sie wollen. Ich kann mich irren. Aber wenn ich hier in der Stadt Feuer sehe: so ist doch kein Irrthum möglich?“

Nein.

„Soll ich mich denn nun da hinstellen und untersuchen, ob ich auch Beruf habe zum löschen, und ob der Eimer voll Wasser, den ich am Brunnen stehen sehe, das rechte Mittel sey: oder ist es besser, wenn ich den Eimer ergreife, damit in das brennende Haus renne, und, so viel in meinen Kräften steht, zu löschen suche? Meinen Sie nicht, daß ich die Zweckmäßigkeit meines Mittels und meinen Beruf zum Löschen vollgültig dokumentirt habe, wenn es mir mit Hülfe andrer muthigen Leute gelungen ist, das Feuer zu dämpfen und noch hier und da etwas brauchbares zu retten?“

Wenn Sie guten Rath annehmen wollen, so lassen Sie das ja ja bleiben. Ich stehe Ihnen sonst nicht dafür, daß Ihnen meine Stadtknechte nicht auf eine sehr handgreifliche Weise die Richtigkeit Ihres Berufs dokumentiren.

„Aber wer hat denn jemals so abderitische Anstalten gemacht, daß er bey einer Feuersgefahr die Leute, welche löschen und retten wollen, wegprügeln läßt?“

Lieber Vetter, Ihr Aufklärungsgeschäft in Ehren; aber meine Feuerordnung die müssen Sie mir unangetastet lassen: denn im Vertrauen gesagt, ich bilde

mir ein wenig viel darauf ein und halte sie für das Nützlichste, was ich jemals zum Wohl meiner Mitbürger gethan habe. Noch vor zehn Jahren herrschte hier, wenn uns ein solches Unglück traf, die schrecklichste Unordnung. Da lief zu, wer laufen konnte: unter dem Volke war keine Ordnung; einer rannte gegen den andern: Alle wollten kommandiren und keiner thun, was der Andere befahl. Und unterdessen, daß die Sprützen in Stand gebracht, mit Wasser gefüllt und angestellt wurden; unterdessen, daß ein Theil rettete, der andere stahl, einige sich besoffen, andere schrieen, einige sich schlugen, andere sie auseinander brachten; unterdessen daß also der größte Theil nichts that, konnte das Feuer verwüsten, so viel es wollte. Nein, das war mir nicht recht. Ich stellte dem Magistrat und der Bürgerschaft die großen Nachtheile jener Unordnung vor und drang darauf, daß eine Feuerordnung eingeführt werden sollte. Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeit glückte mir's denn auch endlich, die Sache zu Stande zu bringen, und zwar so gut, wie ich selbst nicht erwartet hatte. Die guten Folgen davon haben sich schon im vergangenen Herbst gezeigt, als in der Rathsapotheke Feuer auskam. Das sahe so gefährlich aus, daß viele schon die halbe Stadt verloren gaben. Ja, gehorsamer Diener, es gieng weiter nichts verloren, als das Laboratorium und das halbe Hinterhaus.

„Nun ich mögte doch wissen, wie Sie das anfiengen, wenn Sie die Leute, welche zur Hülfe herbeyeilten, wegprügeln ließen?“

Ich

Ich ließ ja bloß die wegprügeln, welche keinen Beruf zum Helfen hatten.

„Und wer hat denn hier Beruf?“

Erstlich haben alle Gilden hier ihre eigene Sprützen, Feuereimer und was dazu gehört. Es wird darauf gesehen, daß diese zu jeder Zeit in brauchbarem Zustande sind. So bald sich nun die Sturmglocke hören läßt; so bald eilen die Meister einer jeder Innung nach ihrer Sprütze, schaffen sie an Ort und Stelle und gehorchen dort ohne Widerrede dem Befehle eines Mannes, der die nöthigen Kenntnisse hat und der zum Befehlen authorisirt ist. Unterdessen haben die Stadtknechte und andere Rathsbediente unter meinem Commando schon Posto gefaßt. Wir lassen keinen durch, als wer sein bestimmtes Geschäft hat. Alles andere Gesindel, was aus Neugierde, oder um zu stehlen, herbeyläuft, wird zurück gewiesen. Wer aber in der Stadt helfen kann, hat sein bestimmtes Geschäft. Ein jeder also weiß, ob er Wasser schöpfen, fahren, tragen und zureichen, oder ob er an der Sprütze ziehen muß. Eine Anzahl beeidigter Leute haben das Amt, aus den in Gefahr stehenden Häusern so viel zu retten als möglich ist. Diese haben ihr Zeichen am Hute, und ihnen kann man, ohne Furcht bestohlen zu werden, alles anvertrauen. Sie müssen die anvertrauten Sachen an einen dazu bestimmten Ort bringen, wo wieder andere für die Bewahrung derselben verbindlich sind. So geht alles in möglicher Ordnung vor sich und es

müßte nicht gut seyn, wenn das Feuer auf diese Art nicht geschwinder gedämpft und der unvermeidliche Schaden nicht merklicher dadurch gemildert würde; als wenn wir die Sache dem Zufall überließen. Die Erfahrung hat auch schon bey der Apotheke unsere Erwartung gerechtfertiget. Wie gefällt Ihnen diese Einrichtung?

„Recht gut.“

Wissen Sie auch wohl, was das Beste daran ist.

„Nun?“

Daß nur solche Leute Beruf zum Helfen haben, von denen es unbezweifelt ist, daß sie die dazu nöthige Fähigkeit besitzen. Wir sind nämlich der Meinung, daß ein Jeder, der entweder nicht zugreifen kann oder nicht zugreifen will, den Andern, die wirklich arbeiten, nur im Wege steht, und also mehr schadet als nützt. Finden Sie das recht?

„Die Geschicklichkeiten, welche dazu erfordert werden, sind denn doch wohl nicht sehr groß?“

Aber denn doch auch nicht so klein, daß man sie bey Jedem, der den guten Willen zu helfen hat, voraussetzen könnte. Und wenn einmal, da Gott vor sey, Zeit ihres Aufenthalts in dieser Stadt Feuer entstehen sollte; so will ich Ihnen wohlmeinend gerathen haben, ganz ruhig auf ihrem Zimmer zu bleiben und allenfalls, wenns Gefahr hat, ihre Sachen einzupacken. Um alles in der Welt willen lassen Sie sich aber von Ihrem guten Herzen nicht verführen,

in

in die Gegend zu kommen, wo es Gefahr hat: denn beym Lichte besehen, traue ich Ihnen fast mehr Geschicklichkeit zu, die Menschen aufzuklären, als Feuer löschen zu helfen.

„Als wenn ich nicht so gut, wie Jeder Andere, an die Sprütze treten, Wasser zutragen, oder Möbeln und Geräthschaften aus den Häusern bringen könnte.“

Da bitte ich recht sehr um Verzeihung, das können Sie nicht so gut wie Jeder Andere. Wenigstens hier in Hohnleben giebt es alsdenn Leute genug, die das besser als Sie können. Es gehört mehr Geschicklichkeit dazu, als Sie glauben, Schränke, Comoden, Gläser, Töpfe und andere leicht zu beschädigende Waaren in der Geschwindigkeit und unter einem so großen Auflaufe von Menschen glücklich aus dem Hause und über die Straße in Sicherheit zu bringen. Auch nicht einmal an die Sprütze würde ich Sie stellen, wenn ich Leute auftreiben könnte, die mehrmals an derselben gezogen, mehr Stärke in den Armen und überhaupt einen stärkeren Knochenbau hätten; die von der Nässe keine Verkältung befürchten dürften und länger auszuhalten versprächen, als Sie und Ihres gleichen.

„Ich sehe wohl, ich muß Ihnen am Ende noch die Hand darauf geben, daß ich durchaus nicht mit helfen will, wenns hier mal losgeht!“

Ja, Herr Vetter, wenn Sie mir das versprechen wollen, so will ich Ihnen noch einmal so gut seyn.

seyn. Sie glauben gar nicht, wie sehr mir das Wohl meiner Mitbürger über diesen Punkt am Herzen liegt. Auch wird es Ihr Schade nicht seyn. Denn man erspart sich eine Menge unangenehmer Augenblicke, wenn man sich mit allen den Dingen gar nicht abgiebt, wozu man nicht mit hinlänglichen Fähigkeiten ausgerüstet ist, oder, mit anderen Worten, wozu man keinen Beruf hat.

„Wenn ich also sonst Gelegenheit finde, zum Wohl meiner Brüder zu wirken, ohne mit Ihrer Feuerordnung in Kollision zu kommen, so habe ich dazu Ihre Einwilligung?“

Das versteht sich. Ich wollte nicht sagen, daß Sie mein Vetter wären —

„Nun, Gottlob! so werden wir doch endlich eines Sinnes. In Ihre Feuerordnung will ich Ihnen nicht kommen, darauf haben Sie meine Hand. Aber Sie müssen auch denn nichts darwider haben, wenn ich auf alle andere Weise so viel für die Verädlung und Aufklärung meiner Mitmenschen arbeite, als ich Gelegenheit und Kräfte habe.“

Nicht das Mindeste. Aber mit dem „wozu Sie Gelegenheit und Kräfte haben“ sind wir noch nicht aufs reine.

„Was wollen Sie aber noch weiter, als gesunden Menschenverstand, um einzusehen, was gut oder böse, nüzlich oder schädlich ist; entschlossenen Muth,

Muth, Aberglauben, Vorurtheile und Irrthümer zu bekämpfen, und allenfalls Geistesstärke genug, um alle die Kränkungen und Verunglimpfungen mit Großmuth zu ertragen, welche gemeiniglich den Mann zu treffen pflegen, der sich unterfteht, klüger zu seyn, als andere Menschen, und der das Herz hat, ihnen zu sagen, daß sie nicht auf dem rechten Wege sind, und daß —"

Stille, stille, lieber Karl, das geht mir zu rasch, ich komme mit Ihnen nicht fort. Sie könnten zwey Stunden fortdeklamiren, und wir wären damit noch nicht zwey Schritte weiter. Der Gegenstand ist wichtig, er will mit Ruhe und Kälte behandelt seyn. Die Wörter: Aberglauben, Vorurtheil, Irrthümer, gesunder Menschenverstand, Aufklärung kommen mir vor, wie die Bilder auf den Münzen. Auf den innern Gehalt kömmt es an, und nicht auf das Gepräge; auf die schlechteste Masse wird oft das schönste Bild geprägt. Ich setze mich nicht gern der Gefahr aus, in den Noten zurück nehmen zu müssen, was ich im Texte behauptet habe. Daher spreche ich nie gern im Allgemeinen über Aberglauben, Aufklärung und dergleichen. Lieber suche ich in einzelnen Fällen zu erforschen, was nützlich oder schädlich ist, und darnach richte ich meine Handlungen ein. Finde ich hintennach, daß ich richtig gesehen und richtig gerechnet habe, und ergiebt sich diese Richtigkeit in mehrern Fällen; dann wage ich es, aber immer noch mit großer Vorsicht, mir allgemeinere

meinere Verhaltungsregeln zu machen. Folgen wir jezt diesen Grundsätzen, die mich noch immer ganz gut durch die Welt gebracht haben, und schränken uns bloß auf die Untersuchung ein: ob Sie Beruf hatten, das zu thun, was Sie diesen Nachmittag thaten? das heißt: ob das, was die Leute in der Schenke dachten und thaten, ihnen schädlich war; ob das, was Sie die Leute denken und thun lehren wollten, nüzlich für sie war; und endlich, ob Sie die rechten Mittel anwendeten, um Ihren Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich gegen Ihre Absicht nicht das geringste habe, auch da, wo ich vielleicht Ihre Handlung tadeln muß. Wenn auch Ihr Brauskopf noch manches schaden und Ihnen noch manche Unannehmlichkeit zuziehen sollte; so dürfen Sie sich dadurch von der Sache selbst nicht abhalten lassen, sondern Sie müssen im Gegentheil darauf sinnen, eine andere Art des Angriffs aufzufinden. Einst, wenn Zeit und Erfahrung das ihrige gethan haben, wenn Vernunft und kühle Ueberlegung die Herrschaft über das aufbrausende Jünglingsfeuer errungen haben; dann fordere ich Sie auf, zu beurtheilen, ob ich Recht hatte. Jezt suchen Sie sich zu vertheidigen so gut Sie können.

„Dazu bin ich bereit.“

Also war es recht, daß Sie sich entschlossen, den Bauern in der Schenke ihren vermeintlichen Aberglauben zu benehmen?

„Ganz gewiß.“

Nicht so rasch, wenn ich bitten darf. War den Leuten das abergläubische Hutabnehmen beym Blitze schädlich?

„Allerdings. Es war eine zwecklose Ceremonie, die der Aberglaube erfand, um durch Bezeugung seiner Unterthänigkeit und seines Gehorsams, die göttliche Gerechtigkeit, die man im Blitz und Donner sich wirksam dachte, zu bestechen, und die —“

Keinem Menschen schadet.

„Nicht? wirklich nicht? unterhält sie nicht die alberne Meynung von der Schädlichkeit des Gewitters?“

Gerade umgekehrt. Die alberne Furcht vor dem Gewitter erhält diese Gewohnheit. Ueberzeugen Sie nur erst die Bauern, daß das Gewitter eine der wohlthätigsten Naturerscheinungen ist, und wenn Sie es dahin gebracht haben, daß das Gefühl der Wohlthätigkeit des Gewitters die Furcht vor der Schädlichkeit desselben in ihrer Seele überwiegt; so will ich wetten, so hoch Sie wollen, daß das abergläubische Hutabnehmen von selbst wegfallen wird.

„Das ist wohl freylich nicht unwahrscheinlich.“

Und gleich daraus können Sie sehen, worin Sie, wie viele Ihrer Herren Zunftgenossen, fehlen, nämlich darin: daß Sie den Aberglauben nicht bey seiner Wurzel angreifen, sondern nur die äußeren Ausbrüche desselben reformiren wollen. Hätten Sie, um nicht in Verdacht der Gottlosigkeit zu kommen,

immer

immer nur Ihren Hut zur Gesellschaft mit abgenommen, und hätten unterdessen gesprächsweise die Bauern auf die großen Vortheile aufmerksam gemacht, welche wir dem Gewitter verdanken; gewiß, Sie hätten sich dadurch um die Leute verdient gemacht, hätten sich ihre Zuneigung erworben, und sich auf diese Weise den Weg gebahnt, mehr Licht in ihre finsteren Köpfe zu bringen.

„Aber konnte ich denn wissen, daß diese Leute so unbiegsam, grob und strafbar seyn würden?

Das wußten Sie nicht?

„Nein. Sie können sich vorstellen, daß ich mich sonst besser in Acht genommen haben würde.“

Und Sie werfen sich zum Lehrer von Menschen auf, deren Denkungs- und Handlungsart Ihnen völlig unbekannt ist? Begreifen Sie jezt Ihre Unbesonnenheit?

„Aber wenn ich auch die genauste Kenntniß von ihren Vourtheilen und Aberglauben, von ihrer Hartnäckigkeit und Unbiegsamkeit, mit einem Worte, von ihrer Denkungs- und Handlungsweise gehabt hätte, wozu würde mir das jezt geholfen haben? Sollte ich wohl in der kurzen Zeit durch die Hülle von widersinnigen Meinungen mich so weit durchgearbeitet haben, um endlich dahin zu kommen, wohin ich wollte?“

Das glaube ich schwerlich.

„Ich auch nicht.“

Aber was folgt daraus?

„Daß ich also“ —

Nur heraus damit, daß Sie also sich nicht hätten einfallen lassen sollen, das Hutabnehmen zu bestreiten. Nicht auf dem Wege des Beyspiels — weil dieser Gebrauch sich auf gewisse Meinungen vom Gewitter gründete, und weil man Meinungen nicht, wie Gebräuche, andern Menschen zu Gefallen, anzunehmen und abzulegen pflegt; auch nicht durch Belehrung — weil eine halbe oder ganze Stunde eine viel zu kurze Zeit ist, um Menschen, die an nichts weniger, als an zusammenhängendes Denken gewöhnt sind, dahin zu bringen, daß sie eine Menge tief eingewurzelter Vourtheile fahren lassen, und an deren Stelle eine Anzahl gereinigter Grundsätze aufnehmen, welche in die Reihe ihrer übrigen Begriffe gar nicht passen.

„Aber mein Gott, das ist ja beynahe eben so viel gesagt, als, man soll sich gar nicht einfallen lassen, den Landmann klüger zu machen, als er jezt ist.“

Nein, es ist weiter nichts gesagt, als: Nicht ein jeder soll sich zu jeder Zeit und an jedem Orte einfallen lassen, dem Landmann Begriffe beyzubringen, die er noch nicht hat.

„Aber da sind wir wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgiengen.“

Etwas, denke ich, sind wir weiter gekommen. Wir sind, meine ich, über folgende Punkte einig geworden.

Das Hutabnehmen der Bauern bey dem Gewitter ist ein Beweis, daß diese Leute keine richtigen Begriffe von der Entstehung, Wirkungsart und den Folgen des Gewitters haben. Es wäre ihnen sehr nüzlich, wenn sie diese richtigen Begriffe hätten. Ein jeder Mensch, dem das Glück oder Unglück seiner Nebenbrüder nicht gleichgültig ist, muß also wünschen sie ihnen verschaffen zu können.

„Und bereit seyn, sie so bald als möglich, damit bekannt zu machen.“

Das kann ich nicht unbedingt bejahen.

„Nicht? wer soll denn nach Ihrem Willen das Geschäft übernehmen, dem Volke richtigere Begriffe beyzubringen?“

Niemand, als wer das Zeichen am Hute hat.

„Dies Zeichen ist?“

Gelegenheit, und Vermögen, diese Begriffe überzeugend vorzutragen.

„Gelegenheit läßt sich leicht finden, wenn man Trieb in sich fühlt, sie aufzusuchen; und Vermögen, diese Begriffe überzeugend vorzutragen, muß jeder haben, wer diese Begriffe deutlich denkt und Ihren Werth empfindet.“

Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Es gehören Fähigkeiten dazu, die nicht jeder hat.

„Diese sind?“

Diese

Tiefe Kenntniß des physischen und moralischen Zustandes des Bauern, seiner Vorurtheile, Meinungen und Grundsätze: Genaue Bekanntschaft mit jenen unrichtigen Begriffen, welche man verdrängen will: Kenntniß des Guten, welches bisweilen auch Aberglauben und Vorurtheile hervorbringen: Kunst, das Schädliche wegzunehmen und das Nüzliche stehen zu lassen: die Gabe, sich Vertrauen zu erwerben und den schicklichsten Zeitpunkt zu erwählen. Fähigkeit, sich zu der Fassungskraft des Landmannes herabzulassen: Vermögen, sich plan, verständlich und überredend auszudrücken.

„O! ich bitte Sie, aufzuhören. Sie sind einmal im Fordern und wenn Sie so fortfahren —“

Ich bin zu Ende mit meiner Forderung.

„Aber glauben Sie wirklich, daß Niemand, ohne diese Fähigkeiten und Geschicklichkeiten zu besitzen, sich unterfangen dürfe, an der Volksaufklärung Theil zu nehmen?“

Niemand.

„So wäre denn das Urtheil über mich gesprochen!“

Wenn Sie von jenen Erfordernissen nichts besitzen, von denen ich nichts nachlassen kann, dann —

„Aber noch eins. Wenn ich Ihnen freymüthig gestehe, daß ich jene Erfordernisse nicht bey mir finde, so ist das eine Gerechtigkeit, die ich mir selbst schul-

dig bin, und die ich mir also gar nicht zum Verdienst anrechnen kann. Aber ich weiß doch, daß nicht ein Jeder so gerecht gegen sich selbst ist, daß Viele, und unter diesen auch sehr rechtschaffene Leute, partheyisch gegen sich selbst sind, daß diese sich Fähigkeiten und Geschicklichkeiten zuschreiben, die sie nicht haben; welche Regel wollen Sie diesen geben?"

Gehet hin, und sehet ob ihr wirkt?

„Und wenn sie nichts wirken?"

So hatten sie keine Fähigkeit, und also keinen Beruf.

„Wenn das der Maßstab seyn soll: so kommen viele Prediger nicht gut bey Ihnen weg, die man oft wegen sehr nützlicher Neuerungen verklagt."

Wenn diese Klage nicht etwa von Seiten eines oder von ein paar unruhiger Köpfe, sondern von dem größten Theile der Gemeinde kömmt; so mag der Prediger zwar ein sehr rechtschaffener Mann seyn, aber für geschickt und klug werde ich ihn nie halten."

„Wenn ihn aber sein Gewissen treibt, Aberglauben und Unsinn für das zu erklären, was es ist, und wenn er lieber auf den Ruhm der Klugheit als der Gewissenhaftigkeit resigniren will."

So gehört er ins Tollhaus.

„Herr Vetter!"

Still, lieber Karl. Ich werde nicht leicht warm, aber, wenn ich an diese Donquixott's denke, die das

große

große Wort Gewissenhaftigkeit so schändlich mißbrauchen, daß sie sich einbilden, alles das, was für den philosophischen Denker gehört, das gehöre auch für ihre Bauern, und die eine Menge von Meinungen, aus Büchern gelernt und in Collegien nachgeschrieben, halb verdauet auf die Kanzel bringen, dann werde ich warm. Wahre Gewissenhaftigkeit verlangt, des Irrenden, des Unwissenden zu schonen, und nicht ihm den Kopf zu verwirren. Ich bin, wie Sie wissen, kein lauer Vertheidiger der Denk- und Glaubensfreyheit. Ich bin so sehr, wie Jemand, überzeugt, daß kein Geschöpf in dieser Welt das Recht habe, irgend ein anderes Geschöpf zu zwingen, sich diese oder jene Vorstellung von der Gottheit und von dem Verhältniß dieser Gottheit gegen die Menschen zu machen. Ich würde daher, wenn ich Fürst wäre, einen Jeden glauben lassen, was ihm gut dünkte. Auch meine Prediger hätten die größeste Freyheit zu glauben und zu denken, was sie wollten. Aber ich würde ihnen die gemessenste Instruktion geben, das Volk nichts zu lehren, was es noch nicht vertragen könnte. Käme mir nun ein Mensch und verklagte einen Prediger, wegen einer Schrift gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, so würde ich antworten: Du bekümmerst dich um Dinge, die dich nichts angehen; der Prediger hat, wie jeder andere Bürger, das Recht, nach Wahrheit zu forschen und seine Ueberzeugungen bekannt zu machen. Allein käme die Gemeinde dieses Predigers und verklagte ihn, weil er gelehrt habe: es gäbe keine Ewigkeit der Höllen-

strafen: so würde ich sagen: Seyd ruhig, ihr sollt binnen drey Wochen einen Prediger haben, der euch die Ewigkeit der Höllenstrafen vor wie nach beweiset. Der neologische Prediger aber erhielte einen derben Verweis, und müßte so lange unversorgt bleiben, bis sich eine Gemeinde fände, welche über die Ewigkeit der Höllenstrafen weg wäre.

„Aber mein Gott, das gäbe ja nichts als Heuchler."

O, ich versichere Sie, solche Heuchler sind mir sehr ehrwürdig. Und könnte ich im ganzen Lande alle Pfarren mit Leuten besetzen, deren Kopf aufgeräumt wäre, die fest entschlossen aller Dummheit und Unvernunft den ewigen Krieg ankündigten, dabey aber klug genug dächten, das Ding beym rechten Fleck anzugreifen, sich nicht zu übereilen, keinen Schritt vorwärts zu thun, den sie wieder zurück thun müßten, und so allmählich dem großen Beyspiele der Natur folgend, ihr Ziel zu erreichen strebten; wir wollten sehen, was sie ausrichteten.

„Traurig ist es aber doch, anders reden zu müssen als man denkt!"

Die Empfindung, daß Andere noch nicht so weit sind um unsere Wahrheit fassen zu können und daß wir sie also durch die Mittheilung derselben unglücklicher machen würden, ist wirklich unangenehm. Aber süß ist das Bewußtseyn, durch Zurückhaltung der Wahrheit Gutes zu stiften, und es wird noch größer, wenn

wenn wir durch kluge Belehrungen diese Andern darauf vorzubereiten suchen, daß sie einst unsere Wahrheiten ertragen können.

„Wie viele nüzliche Verbesserungen und Einrichtungen würden aber unterblieben seyn, wenn man sich immer an die unverständige Widerspänstigkeit der Menschen hätte kehren wollen.“

Sagen Sie lieber: wie viel mehr gute Einrichtungen hätten getroffen werden können, wenn man immer die rechte Zeit gewählt, niemals gezwungen und immer den Weg der unbefangenen Belehrung eingeschlagen hätte: doch die Materie führt uns zu weit. Es ist Zeit einzulenken.

„Nur noch eins. Wenn ich so gleich mein Vorhaben aufgeben soll, so bald ich wahrnehme, daß meine Aufklärungen kein Gehör finden —“

Das sollen Sie nicht. Sie sollen daraus nur schließen, (wenn Sie das sonst noch nicht wissen) daß ihre Zuhörer jezt noch nicht reif sind, und sollen so weit zurück gehen, bis Sie den zeitigen Punkt am Thermometer ihrer Köpfe und Herzen treffen, und von da wieder langsam und bedächtlich weiter gehen.

„Wenn es keinen andern Weg giebt, auf welchem das Menschengeschlecht sein vorgestecktes Ziel erreichen kann, nun so wundere ich mich nicht mehr, daß es bisher nur schneckenartig weiter gerückt ist und auch wohl nur in Zukunft forttücken wird.“

Die Fortschritte sind klein aber doch merklich.

„Aber warum, warum sie nicht größer und merklicher sind?“

Warum sie's bisher nicht waren, das läßt sich überzeugend genug darthun. Die Ursachen liegen in den Geschichtsbüchern aller Nationen der Welt vor Augen und sind, im Ganzen genommen, immer dieselben: politischer und religiöser Despotismus entsprangen aus der Unwissenheit über die Bestimmung des Menschen. Da wir nun jezt so weit gekommen sind, daß wir nach einer beynahe sechstausendjährigen Erfahrung in dieser wichtigen Angelegenheit deutlicher sehen, und da wir seit vierhundert Jahren ein Mittel in Händen haben, durch welches Umtausch und Mittheilung unserer Einsichten auf eine erstaunliche Weise erleichtert wird; so ist es keine Chimäre, wenn wir erwarten, daß das menschliche Geschlecht in Zukunft etwas rascheren Schrittes auf dem Wege der Vollkommenheit und Glückseligkeit weiter eilen wird.

„Wollte der Himmel, daß Sie wahr prophezeiheten: Wenigstens wird alles, was vom Geiste der reinen Menschenliebe angehaucht ist, nicht ermangeln, das Seinige redlich beyzutragen, daß ihre Verkündigung eintrifft.“

Das wird gewiß geschehen, und es wird viel oder wenig ausgerichtet werden, nachdem ein jeder den Posten, auf welchen ihn die Vorsehung hinstellt, mehr oder weniger auszufüllen strebt.

„Wenig-

„Wenigstens verspreche ich Ihnen, alles was in meinen Kräften steht, zu thun, um einst den Meinigen ganz auszufüllen.“

Gott segne Ihren Entschluß! Am Abend Ihres Lebens wird es keine geringe Belohnung für Sie seyn, wenn Sie mit dem Bewußtseyn diese Erde verlassen können: eine Anzahl Menschen zu nüzlichen Gliedern der Gesellschaft gebildet zu haben; gleichviel ob es auf der Kanzel, auf dem Katheder, oder auf der Studirstube geschehen sey.

„Aber bis dahin — die Zeit ist noch sehr entfernt — soll ich unterdessen den heißesten meiner Wünsche, zum Wohl meiner Brüder mitzuwirken, unterdrücken?“

Und können Sie denn etwas Besseres und Nüzlicheres für das Wohl der Menschheit thun, als wenn Sie sich jezt alle die Kenntnisse und Vollkommenheiten zu erwerben suchen, durch welche Sie einst in den Stand gesezt werden, recht viel und mehr, als Andere, auf dem Posten zu wirken, welchen Ihnen die Vorsehung anweisen wird?

„Recht gut, das wird und soll auch durchaus mein Hauptzweck seyn. Aber ich kann mich nicht überreden, daß ich eine so lange Zeit nur immer bestimmt seyn sollte, einzusammeln und niemals auszustreuen.“

Die Natur will aber nicht, daß wir an Einem Tage säen und erndten sollen.

„Wohl nicht in Einem Tage, aber doch in Einem Jahre.“

Auch wehre ich Ihnen nicht, die Gelegenheiten zu ergreifen, welche sich darbieten werden, um Begriffe zu berichtigen, Irrthümer zu verdrängen, Hoffnungen zu beleben, Furcht zu verbannen, kurz, alles das zu thun, was einem oder mehreren Ihrer Mitmenschen nüzlich seyn kann. Aber alles mit Ueberlegung und Vorsicht. Denn ich wiederhole es Ihnen noch einmal: Jede Wahrheit nüzt nicht zu jeder Zeit. Ich könnte den Menschen hassen, der den Leibeigenen in Westphalen und Meklenburg die Rechte des Menschen predigen wollte: so ein warmer Verehrer dieser Rechte ich auch bin, und so sehr ich jede Gelegenheit ergreife, um diese Rechte dem Fürsten und Adel zu predigen. Und wissen Sie wohl, daß Ihnen die Vorsehung einen Wirkungskreis angewiesen hat, wo Sie recht sehr viel Gutes stiften können, weil er ganz für Ihre Fähigkeiten abgemessen ist?

„Der wäre?“

Ihre Mitschüler. Unter diesen sind eine Anzahl, welche nicht recht wissen was sie hier sollen; suchen Sie diesen begreiflich zu machen, daß sie hier sind, um sich zu brauchbaren Männern zu bilden. Suchen Sie in diesen den Sinn fürs Gute und Schöne zu erwecken, und wahrlich, Sie haben viel Verdienst um diese Jünglinge.

„Ich

„Ich glaube nicht, daß ich viel ausrichten werde, denn die verdammten Romane und Komödien haben den Sinn für alles Große und Schöne verdorben.“

Desto feuriger muß Ihr Enthusiasmus seyn, um diesen Geist der Kleinheit zu vertreiben. Und wahrlich, wenn Sie das nicht vermögen, so wagen Sie sich ja nicht weiter.

„Ich begreife noch nicht recht — aber verzeihen Sie, ich höre eben schlagen, es ist Zeit nach Hause zu gehen. Verschieben wir diese Materie bis auf Morgen?“

Ich stehe Ihnen mit meinem geringen Rathe gern zu Dienste; besonders, wenn Sie aus unserer heutigen Unterredung das Resultat mit zu Haus nehmen wollen: daß gutmüthiger Enthusiasmus für das Wohl der Menschheit zwar sehr lobenswerth, durchaus aber kein hinlänglicher Beruf zum Reformator ist.

L. Brackebusch.

2.

Fortgesetzte Uebersicht der Hauptsätze der Kantischen Critik der reinen Vernunft.

Meinem Versprechen gemäß liefere ich jezt meinen jungen Lesern, zur Fortsetzung der in dem 7ten Stücke des zweyten Bandes dieser Vorübungen angefangenen Uebersicht der Hauptsätze der Kantischen Critik der R. V., die Darstellung der transscendentalen Aesthetik, einer Lehre, welche in dem Kantischen Werke den ersten Theil der transscendentalen Elementarlehre ausmacht.

Die deutschen Schriftsteller bedienten sich bisher des Worts Aesthetik, um dasjenige dadurch auszudrücken, was die Schriftsteller andrer Nationen Critik des Geschmacks nennen. Kant ist der erste unter unsern vaterländischen Schriftstellern, der dieses Wort in einem andern der Etymologie desselben mehr angemessenen Sinne gebraucht hat. So wie nämlich die Alten die menschliche Erkenntniß in die αἰσθητα und νοητα eintheilten und mit jenem Ausdrucke diejenigen Erkenntnisse bezeichneten, welche vermittelst der Sinnlichkeit gewonnen werden, mit dem leztern Worte hingegen diejenigen Erkenntnisse aus=

ausdrücken, welche die Anwendung des Verstandes und der Vernunft verschaft: so nahm Kant hiervon die Veranlassung seine Lehre von der reinen Sinnlichkeit: transscendentale Aesthetik zu nennen.

Sie werden sich, meine jungen Freunde, aus meinem vorigen Aufsatze erinnern, daß ich Sinnlichkeit und Verstand als die beyden Hauptquellen der menschlichen Erkenntniß anführte. Hiernach beziehen sich also die menschlichen Erkenntnisse, theils auf dasjenige, was durch die Sinnlichkeit, und theils auf dasjenige, was durch den Verstand gegeben wird. Wenn nun, wie ich gleich in dem Anfange meiner vorigen Abhandlung bemerklich machte, nicht alles, was in der menschlichen Erkenntniß ist, aus der Erfahrung, als aus einer hervorbringenden Ursache abgeleitet werden kann: so werden Sie darnach leicht abnehmen können, daß die transscendentale Aesthetik die Aufsuchung und Bestimmung desjenigen zum Gegenstande haben werde, was sich in den sinnlichen Vorstellungen des Menschen nicht auf die von außen erhaltenen Eindrücke, sondern was sich auf dasjenige gründet, welches das Vorstellungsvermögen des Menschen aus sich selbst und von aller Erfahrung unabhängig dazu hergiebt.

Folgende vorläufige Bemerkungen werden Sie noch näher und genauer auf den Inhalt der Kantischen transscendentalen Aesthetik vorbereiten.

Sinnlichkeit überhaupt ist die Fähigkeit unsrer Seele von den Gegenständen durch die Art Vorstellungen

lungen zu erhalten, wie wir von diesen Gegenständen afficirt werden. Sie ist es also, welche die Receptivität oder die Empfänglichkeit unsrer Seele für die Aufnahme derjenigen Veränderungen ausmacht, welche die Gegenstände, durch ihre Einwirkung auf sie, in ihr hervorbringen. Hätten wir keine Sinnlichkeit, so wäre es auch nicht möglich, daß wir von Gegenständen Vorstellungen erhielten; oder, wie es die Critik der R. V. ausdrückt, Gegenstände werden uns vermittelst der Sinnlichkeit gegeben. Die Vorstellungen, welche uns dadurch zu Theil werden, daß Gegenstände unsre Sinnlichkeit afficiren, sind unmittelbare Vorstellungen, oder, nach der Sprache der Critik der R. V., Anschauungen. Diese Anschauungen geben indeß an und für sich noch keine Erkenntniß, sondern der Verstand muß hinzutreten und sie denken oder, mit andern Worten, sie unter Begriffe bringen. Folgendes Beyspiel wird Ihnen das Gesagte deutlicher machen. Setzen Sie, daß ein vor mir stehender Baum einen gewissen Eindruck auf meine Sinne macht und auf diese Weise meine Sinnlichkeit afficirt. Natürlicher Weise entsteht dadurch eine Vorstellung in mir, welche sich zunächst oder unmittelbar auf den Baum, als auf den sich mir darstellenden Gegenstand bezieht und deshalb eine Anschauung ist. So lange aber nur allein diese Anschauung in mir vorhanden ist, so verhalte ich mich gegen den Gegenstand gleichsam wie ein Spiegel. Soll diese Anschauung zu einer Erkenntniß erhoben werden, so muß der Verstand den erhaltenen Eindruck

druck unter den Begriff Baum bringen und durch die Beziehung dieses Begriffs auf den erhaltenen Eindruck das Urtheil fällen oder die Erkenntniß zu Stande bringen: dies ist ein Baum. Hätte also der Verstand durch sein selbstthätiges Vermögen (durch Spontaneität) den Begriff Baum nicht hinzugebracht und diesen Begriff auf die Anschauung des Baums bezogen, so würde ich zu der Erkenntniß: dies ist ein Baum, nicht gelangt seyn, denn Anschauungen ohne Begriffe sind blind, so wie dagegen Begriffe ohne Anschauungen leer sind und keinen bestimmten Gegenstand repräsentiren.

Der Eindruck oder die Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit, in so fern wir von demselben afficirt werden, heißt Empfindung.

Bezieht sich eine Anschauung auf einen Gegenstand durch Empfindung, so heißt sie empirisch. Der dadurch unbestimmt bleibende Gegenstand heißt Erscheinung oder Phänomenon.

Bey jeder Erscheinung ist zu unterscheiden: 1) Die Materie oder der Stoff, dasjenige nämlich, was angeschauet wird und Empfindung verursacht oder, wie Kant sich ausdrückt, was der Empfindung correspondirt; dasjenige also, was die Stelle des Gegenstandes in der Seele vertritt und ihn repräsentirt; 2) die Form oder die Ordnung, in welcher die Empfindungen entstehen; dasjenige also, was bewirkt, daß das Mannichfaltige der Materie oder

des

des Stoffs in gewisse Verhältnisse geordnet und so Einheit erhalten und zur einzelnen Vorstellung werden kann. — Nehmen Sie, um diese Bemerkung zu verstehen, wieder das oben gebrauchte Beyspiel von einem Baume zu Hülfe. Wenn ich von einem vor mir stehenden Baume afficirt werde, so ist das, was ich der Materie nach anschaue, ein Mannichfaltiges, denn es werden mir Aeste, Blätter, Blühten u. s. w. gegeben. Hierdurch bin ich aber noch nicht in den Stand gesezt, den Baum als ein Individuum anzuschauen. Es muß sich mit der Materie der Anschauung daher noch eine gewisse Form verknüpfen, welche mich fähig macht, das Mannichfaltige der Materie zu vereinigen und alle die mannichfaltigen Theile des Baums als das ganze Individuum des Baums ausmachende Bestimmungen, mithin einen einzelnen Baum mir vorzustellen. Worin diese Form bestehe, ergiebt sich aus dem Folgenden.

Die Materie der Anschauung ist im Gemüthe a posteriori vorhanden, denn sie hängt von den Empfindungen ab; die Form derselben hingegen a priori.

Daß nun die Form der Erscheinungen a priori sey und vor aller Erfahrung bereits im Gemüthe sich befinde, dieses ist der Hauptsatz der transscendentalen Aesthetik. In so fern diese Form einen wesentlichen Bestandtheil alles Anschaulichen ausmacht, heißt sie selbst eine Anschauung und zwar wegen ihrer a priori begründeten Natur eine reine Anschauung.

So

So wie die Sinnlichkeit des Menschen überhaupt sich in den äußern und in den innern Sinn theilt, wovon jener die Receptivität für die Eindrücke äußerer Gegenstände, dieser aber die Receptivität für die Aeußerungen des innern Zustandes der Seele ausmacht: so ist auch die reine Form derselben von einer gedoppelten Art, nämlich sie ist: Raum und Zeit. In so fern nun Raum und Zeit Vorstellungen sind, die sich auf Gegenstände beziehen, sind sie Anschauungen, und in so fern sie vor aller wirklichen Empfindung ursprünglich in der Vorstellungsfähigkeit unsrer Seele befindlich sind und allen unsern wirklichen Empfindungen als nothwendige Bedingungen ihrer Möglichkeit bereits zum Grunde liegen, sind sie reine Anschauungen, folglich Principien der sinnlichen Erkenntniß. Die Wissenschaft, welche diese Principien a priori behandelt, das heißt, welche sie aus dem Vorstellungsvermögen selbst und nicht aus der Erfahrung herleitet, heißt transscendentale Aesthetik und sie zerfällt daher in zwey Abschnitte, indem sie zuerst von dem Raume und zweytens von der Zeit handelt.

Erster Abschnitt.

Vom Raume.

Die Lehre vom Raume ist immer für die Metaphysiker eine sehr schwierige Untersuchung gewesen. Man sah ihn bisher gewöhnlich als ein wirkliches, außer unsrer Vorstellung existirendes Ding an. Ei-

nige Philosophen, wie Heinrich Morus, Newton und besonders Clarke behaupteten daher, der Raum sey ein für sich selbst existirendes nothwendiges Behältniß der Dinge; andre, wie die von der Leibnitz-Wolfischen Schule betrachteten ihn als die Ordnung des Nebeneinanderseyns der gleichzeitigen Dinge oder als ein reales, außer der Vorstellung wirklich vorhandenes Verhältniß der Dinge, das nur durch wirkliche Dinge denkbar wäre und mit den Dingen selbst verschwinden würde; noch andre endlich, welche sich zu keiner bestimmten philosophischen Schule bekennen und die man deshalb Eklektiker nennt, halten den Raum für das Resultat desjenigen, was aus der subjectiven Gemüthsbeschaffenheit oder aus den Kraftäußerungen der natürlichen angebohrnen Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Seele und aus der sie zur Wirksamkeit anregenden Einwirkung der äußern Gegenstände entspränge.

Nach der Kantischen Theorie ist der Raum Keines von allem diesen. Er ist auf keine Weise ein wirkliches Wesen oder ein Ding, das seyn und existiren würde, wenn auch keine Sinnlichkeit, wie die menschliche ist, Gegenstände anschauete. Er haftet deswegen auch keines Weges an den Gegenständen selbst, sondern er ist vielmehr eine bloße subjectivische Vorstellung unsers Gemüths. Der Raum macht nebst der Zeit bloß die beyden ursprünglichen Formen der Sinnlichkeit aus und wir würden demnach

rach für die Auffassung der Eindrücke äußerer Gegenstände, da diese Eindrücke so mannichfaltig sind, auf keine Weise eine solche Empfänglichkeit haben als wir, um uns von Gegenständen eine individuelle Vorstellung oder eine Anschauung zu verschaffen, bedürfen, wenn wir nicht bereits vor aller Erfahrung oder a priori eine solche eingerichtete Beschaffenheit unsers Gemüths besäßen, welche für uns eine ursprüngliche Regel und Bedingung ist, das Mannichfaltige in der Materie der Erscheinung als irgendwo und irgendwann oder nach Raum und Zeit und mithin als außer und neben einander und als zugleich und nach einander uns vorzustellen. Hieraus folgt, daß wir nur von dem Standpunkte eines Menschen aus oder als solche Wesen betrachtet, die gerade eine so eingerichtete Sinnlichkeit, als die unsrige ist, besitzen, vom Raum, von ausgedehnten Dingen und von dem Außer- und Nebeneinanderseyn und der Bewegung derselben reden können und daß die Vorstellung vom Raum gar nichts bedeutet, wenn wir von unsrer Art die Dinge vermöge unsrer Sinnlichkeit anzuschauen abgehen. Wesen, deren Vorstellungsfähigkeit anders als die unsrige eingerichtet ist, bedürfen daher, um sich die Dinge vorzustellen, des Raums, so wie auch der Zeit nicht. In so fern wir also den Raum ohne Rücksicht auf unsre Sinnlichkeit zu nehmen betrachten und ihn bloß durch die Vernunft an sich selbst erwägen, so können wir ihm kein anderes Prädicat als das der Idealität beylegen; in so fern wir ihn aber in Beziehung auf unsre Sinnlichkeit und

als die Bedingung äußerer Erfahrung ansehen, so können wir ihm allerdings Realität oder objektive Gültigkeit zuschreiben.

Daß nun der Raum wirklich eine solche bloß subjectivische Vorstellung oder die a priori in unsrer Seele liegende Form unsrer Sinnlichkeit sey, davon giebt die Critik der R. V. zuerst eine metaphysische und dann eine transscendentale Erörterung. Eine Erörterung (Expositio) ist eine zwar deutliche, obgleich nicht ausführliche Entwickelung und Erklärung derjenigen Merkmale, welche zu einem Begriff gehören. Metaphysisch ist sie, wenn sie den Begriff als a priori oder als aus unserm eignen Erkenntnißvermögen gegeben darstellt; transscendental ist sie, wenn sie den Begriff als ein Princip zeigt, woraus die Möglichkeit andrer synthetischer Erkenntnisse a priori eingesehen werden kann.

A. Metaphysische Erörterung.

Daß der Raum a priori oder aus unserm eignen Erkenntnißvermögen abgeleitet werden müsse, erhellt aus folgenden Sätzen:

1) Der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußern Erfahrungen abgezogen oder abstrahirt wäre.

Man muß, um diese Thesis recht zu fassen, den Raum als Gegenstand betrachtet nicht mit dem Begriffe von dem Raume verwechseln. Der Begriff

von

von dem Raume, wenn wir nämlich auf die Art sehen, wie wir der Zeit nach zur Erkenntniß desselben gelangen, ist allerdings abstrahirt zu nennen, denn, so lauten gleich die Anfangsworte der Critik der R. V.: „alle Erkenntniß fängt (der Zeit nach) mit der Erfahrung an.“ Aber ein anders ist es mit der Vorstellung vom Raume als Gegenstand betrachtet; hierbey kommt es nicht auf die Zeit an, wo die Vorstellung vom Raume zu einem Begriff in unsrer Seele ausgebildet wird, sondern es betrift hier die Art und Weise der Entstehung dieser Vorstellung dem Grunde nach. Dem Grunde des Ursprungs nach, ist die Vorstellung des Raums nicht ein Werk der äußern Erfahrungen, oder die Eindrücke der äußern Gegenstände bringen die Vorstellung des Raums nicht hervor: dies ist also der eigentliche Sinn der aufgestellten Behauptung. Die Wahrheit dieser Behauptung legitimirt sich dadurch, daß die äußere Erfahrung durch die vorhergehende Vorstellung des Raums gerade erst möglich wird. So wie nämlich die äußern Gegenstände Eindrücke auf unsre Sinnlichkeit bewirken, so entstehen dadurch in unsrer Seele gewisse Empfindungen. Durch das Beziehen dieser Empfindungen auf die sie bewirkenden äußern Gegenstände kann nur allein von den Gegenständen selbst eine Erfahrung erworben werden, indem ich nämlich nach diesen Empfindungen die Merkmale eines Gegenstandes bestimme und den Gegenstand dadurch von andern Gegenständen unterscheide. Aber was gehört dazu, um eine Empfindung auf

einen Gegenstand beziehen und mir so von ihm eine Erfahrung erwerben zu können, vor allen Dingen nothwendiger, als daß ich das, worauf ich meine Empfindungen hinüber trage, schon vorher dem Raume nach außer mich gesezt, oder es mir in einem andern Orte des Raums vorgestellt habe, als der ist, worin ich selbst mich befinde? Eben so, was gehört dazu, um die Gegenstände auf einander selbst beziehen und sie durch Vergleichung ihrer Merkmale absondern zu können, nothwendiger als sie bereits außer und neben einander, mithin in verschiedene Orte des Raums gesezt zu haben? Ist nun also ohne Beziehung der Empfindungen auf die Gegenstände keine Erfahrung möglich, so ist folglich auch, da durch die Vorstellung des Raums dieses Beziehen der Empfindungen auf gegebene Gegenstände erst möglich wird, durch eben diese Vorstellung des Raums allererst alle Erfahrung möglich.

2) Der Raum ist eine nothwendige Vorstellung a priori, die allen äußern Anschauungen zum Grunde liegt.

Der Sinn dieses Satzes ist: der Vorstellung des Raums kommt eine solche strenge Allgemeinheit und eine solche unbegränzte Nothwendigkeit zu, daß sie sich uns unwiderstehlich aufdringt und gänzlich unvertilgbar ist. Von allen Gegenständen im Raume kann es als möglich gedacht werden, daß sie in demselben auch nicht vorhanden wären, aber mit aller Anstrengung ist es dennoch nicht möglich den Raum selbst

selbst wegzudenken. Wenn ich z. B. ein Gebäude ansehe, so muß ich freylich, so lange ich es anschaue, die Existenz desselben anerkennen; aber ich kann doch nachher diese Existenz des Gebäudes in Gedanken wieder aufheben. Dem ungeachtet aber läßt sich der Raum, den das Gebäude erfüllte, nicht auf gleiche Weise aus den Gedanken wegschaffen, sondern er bleibt immer noch übrig und ist also unvertilgbar. Eben so bin ich, ich mag nehmen welchen Gegenstand ich will, unwiderstehlich gezwungen mir jeden Gegenstand als im Raume vorhanden vorzustellen. Es kann z. B. kein Thier, keine Pflanze und kein Stein anders als im Raum, das heißt: seiner Ausdehnung nach begränzt (denn das Unbegränzte giebt keine Gestalt) und zwar als im Raum begränzt vorgestellt werden. Diesem nach hängt also die Bedingung der Möglichkeit einer Erscheinung von dem Raume und nicht der Raum von den Erscheinungen als einer ihn hervorbringenden Ursache ab. Ist nun aber die Vorstellung des Raums eine Vorstellung, der strenge Nothwendigkeit und Allgemeinheit zukommt, so ist sie auch eine Vorstellung a priori, indem strenge Nothwendigkeit und Allgemeinheit die Criterien der Priorität einer Vorstellung ausmachen.

3) Die Vorstellung vom Raum ist kein discursiver oder, wie man sagt, allgemeiner Begriff von Verhältnissen der Dinge überhaupt, sondern eine reine Anschauung.

Discursiv ist derjenige Begriff, welcher nicht ein einzelnes Ding oder ein Individuum, sondern das

Gemeinsame mehrerer Individuen zum Gegenstande hat. So faßt z. B. der allgemeine Begriff Pflanze nicht irgend ein besonderes Individuum in sich, sondern dieser Begriff entstand, indem man (discurrendo quasi inter plura individua) diejenigen Merkmale, wodurch mehrere Individuen sich einander gleich oder ähnlich sind, sammelte und aus diesen gesammelten einander gleichen oder ähnlichen Merkmalen für alle diese mehreren Individuen einen gemeinsamen Begriff bildete. Wäre also der Raum auch ein discursiver Begriff, so müßte die Vorstellung des Raums aus mehreren individuellen Vorstellungen in eine Vorstellung, welche das Gemeinsame von jenen enthielte, zusammen gefaßt seyn. Diese mehreren individuellen Vorstellungen könnten nun keine andre seyn als mehrere einzelne Räume, so daß also aus der Zusammensetzung und Vereinigung derselben in ein Ganzes die Vorstellung von dem unbegränzten Raume überhaupt erwachsen wäre. Allein, wenn man von vielen Räumen redet, so sezt man die Vorstellung von einem alleinigen Raume bereits voraus. Man kann sich nämlich unter mehreren Raumen nicht solche denken, welche von einander verschieden und für sich bestehende Individuen wären und bey welchen einige sich gleiche oder ähnliche Merkmale abgesondert und zu einem allgemeinen Begriffe zusammen gesezt werden könnten: sondern man kann sie sich nur als Theile eines und eben desselben alleinigen Raums vorstellen. Nun muß, wo Theilung möglich ist, das Ganze vorher bereits vorhanden

handen seyn: mithin sind mehrere Raume nur Einschränkungen und die Vorstellung des Raums überhaupt muß daher, damit diese Einschränkungen Statt finden können, vorausgehen.

Aus dem Bisherigen folgt ferner, daß der Raum eine reine Anschauung seyn müsse. Eine Anschauung ist nämlich, wie oben bereits bemerkt ist, eine Vorstellung, welche sich nicht vermittelst einer andern Vorstellung, sondern zunächst und unmittelbar auf einen Gegenstand bezieht und also ein einzelnes Ding, oder ein Individuum darstellt. Ist nun der Raum kein discursiver Begriff, sondern kann er nur als ein Individuum betrachtet werden, so muß in Ansehung seiner auch allen Begriffen von demselben eine Anschauung zum Grunde liegen; und diese Anschauung kann, da die Vorstellung vom Raume ihrer Begründung nach nicht durch Erfahrung gewonnen wird, nicht anders als a priori oder rein seyn.

Daß der Raum eine reine Anschauung sey, wird auch dadurch bestätigt, daß alle geometrische Sätze z. B. „in einem Triangel sind zwey Seiten zusammen größer als die dritte" niemals aus allgemeinen Begriffen von Linie, Triangel u. s. w. sondern aus der Anschauung und zwar a priori mit apodictischer Gewißheit abgeleitet werden. Alle geometrische Körper nämlich und also auch der Triangel sind nur begränzte Theile des ganzen unbegränzten Raums; es muß daher, ehe von ihnen Vorstellungen Statt haben können, die Vorstellung des Raums

vorhergehen, als in welchem sie als in ihm enthalten dargestellt werden. Sonach ist die Vorstellung vom Raume mit allen seinen Körpern, Flächen und Linien kein Product eines Lehrbegriffs, sondern eine unmittelbare Vorstellung; und alle Sätze, welche diese Körper, Flächen und Linien betreffen, können nicht aus allgemeinen vom Verstande erzeugten Begriffen, sondern aus der Anschauung abgeleitet werden. Daß diese Ableitung nur a priori Statt finde, ergiebt sich aus der Priorität der Vorstellung vom Raum; daß sie mit apodictischer Gewißheit verknüpft sey, erhellt daraus, weil die geometrischen Sätze eine solche absolute Nothwendigkeit mit sich führen, daß sich das in ihnen vorkommende Subjekt schlechterdings nicht mehr denken läßt, sobald ich ihm sein Prädicat abspreche, indem z. B. der Begriff von Triangel gänzlich zerstört würde, wenn ich das Prädicat von dem größern Inhalte zweyer Seiten und dem kleinern Inhalte einer Seite nicht Statt finden lassen wollte.

4) Der Raum wird als eine unendliche gegebene Größe vorgestellt.

Die Ausdehnung des Raums muß als nach allen Seiten ohne Ende fortgehend gedacht werden, denn 1) seine Theile können nicht als successive Dinge (als solche Dinge, wo das Folgende das Vorhergehende verdrängt und also das Vorhergehende aufhört, so bald das Folgende anfängt) sondern alle insgesammt als zugleich vorhanden vorgestellt werden indem ich

ich mir keinen Theil des Raums als nicht existirend denken kann; 2) alle seine Theile hängen stetig zusammen, so daß das Aufhören des einen Theils zugleich der Anfang eines andern, oder mit andern Worten, daß die Gränze eines gewissen Raums zugleich die Gränze des nächst anliegenden mit ihm zugleich vorhandenen Raums ist; 3) kein begränzter Raum kann anders als im ganzen mit ihm zugleich vorhandenen Raum liegend vorgestellt werden und folglich wird die Vorstellung eines begränzten Raums durch die Vorstellung eines unbegränzten oder unendlichen Raums allererst möglich.

Wäre der Raum ein Begriff, so könnte er nicht so gedacht werden, als wenn er alle die mehreren Räume zugleich in sich enthielte, sondern er müßte so vorgestellt werden, als wenn er sie, wie ein gemeinschaftliches Merkmal derselben, unter sich enthielte. Wenn nämlich gewisse mehrere Vorstellungen durch den Verstand in eine Classe gebracht sind, so dient der Begriff, der ihr gemeinschaftliches Merkmal angiebt, dieser Classe gleichsam als eine Rubrik zur Ueberschrift, unter welche dann die mehreren Vorstellungen gesezt oder ihr subsummirt werden. Da nun aber nach dem Obigen bey den einzelnen Theilen des Raums keine Succession Statt findet, da hingegen diese Theile als zugleich vorhanden und stetig gedacht werden müssen und da endlich der Raum nicht durch die Theile seine Existenz erhält (so wie ein jeder Begriff gerade im entgegen gesezten Falle ist, indem

dieser

dieser seine Existenz den unter ihm subsummirten Vorstellungen, von welchen er abstrahirt ist, lediglich zu verdanken hat) sondern ihnen dieselbe vielmehr giebt: so ist folglich die Vorstellung vom Raume kein Begriff sondern eine Anschauung a priori.

B. Transscendentale Erörterung.

Damit eingesehen werden könne, wie die gegebene Erklärung des Begriffs vom Raume diesen Begriff als ein Princip darstelle, woraus die Möglichkeit andrer synthetischer Erkenntnisse a priori begriffen werden kann, kommt es auf folgende zwey Punkte an:

1) Es muß gezeigt werden, daß wirklich synthetische Erkenntnisse a priori aus dem gegebenen Begriffe fließen.

Die Geometrie ist diejenige Wissenschaft, welche sich zu diesem Zwecke darbietet, denn sie ist:

a) diejenige Wissenschaft, welche dergleichen Erkenntnisse enthält. — Alle ihre Sätze, es seyn nun Postulate und Axiomen oder Aufgaben und Theoremen, sind synthetisch. So kann ich z. B. in dem Postulat: von jedem Punkte zu dem andern ist eine gerade Linie möglich; oder in dem Axiom: von einem Punkte zum andern ist nur eine gerade Linie möglich; das Prädicat auf keine Weise aus dem Begriffe des Subjectes ableiten

leiten *) — Alle diese ihre synthetischen Sätze sind ferner Sätze a priori, denn sie sind apodictisch und führen absolute Nothwendigkeit als die charakteristischen Merkmale der Priorität einer Vorstellung mit sich. Das Prädicat kommt nämlich, wie schon oben erinnert ist, in allen diesen Sätzen dem Subjecte so nothwendig zu, daß sich das Subject schlechterdings nicht mehr denken läßt, so bald ich ihm sein Prädicat absspreche. Man versuche z. B. zu sagen: von einem Punkte zum andern sind nicht eine, sondern mehrere gerade Linien möglich.

b) ist sie, die Geometrie, auch diejenige Wissenschaft, deren synthetische Erkenntnisse a priori aus dem gegebenen Begriffe des Raums fließen. — Es ist an sich klar, daß die Geometrie den Raum gleichsam zum Felde ihrer Bearbeitung bedürfe und ihn, da sich keine Fläche, keine Linie und kein Punkt anders als im Raume vorstellen läßt, als gegeben voraussetze. Was muß nun aber der Raum selbst wohl seyn, wenn sich, wie so eben gezeigt ist, von ihm durch die Geometrie gewisse Eigenschaften synthetisch und a priori bestimmen lassen? Ein bloßer Begriff kann er nicht seyn, denn daraus lassen sich keine Sätze wie die synthetischen sind, welche über den Begriff hinaus gehen, ziehen; er muß also ursprünglich Anschauung und zwar, indem die sich

*) Man sehe hierbey auf dasjenige zurück, was in der vorigen Abhandlung über die Natur synthetischer Sätze gesagt ist.

sich auf ihn beziehenden Sätze a priori sind, eine reine Anschauung seyn, welche bloß in dem Subjecte als Form des äußern Sinnes ihren Sitz hat.

2) es muß auch gezeigt werden, daß diese Erkenntnisse nur unter der gegebenen Erklärungsart dieses Begriffs vom Raum möglich sind.

Sobald man den Raum als eine Anschauung a priori erklärt, so wird durch diese Erklärungsart die Möglichkeit der reinen synthetischen Sätze der Geometrie begreiflich, denn nun sehe ich ein, wie eben deswegen, weil der Raum als das Feld der Geometrie und als der Stoff aller geometrischen Sätze eine Anschauung a priori ist, welche mithin den Charakter der Nothwendigkeit mit sich führt, wie also deswegen auch alle seine Eigenschaften betreffenden geometrischen Bestimmungen a priori synthetisch und nothwendig seyn können. Eben hierdurch löset sich auch das Problem, woher es komme, daß die Geometrie (wie die reine Mathesis überhaupt) vor allen andern theoretischen philosophischen Wissenschaften apodictische Gewißheit voraus habe.

Die transscendentale Erörterung des Begriffs vom Raum zeigt also, um es kurz zu wiederholen:

1) daß, da Geometrie eine Wissenschaft ist, welche die Eigenschaften des Raums synthetisch und doch a priori bestimmt, der Raum selbst also eine reine Anschauung seyn müsse, indem synthetischen Sätzen a priori

a priori nicht ein Begriff sondern nur allein eine reine Anschauung als Stoff zum Grunde liegen kann und

2) daß nur durch diese Erklärung die Möglichkeit der Geometrie als einer Wissenschaft, deren Sätze apodictisch sind und die größte Evidenz haben, begreiflich sey.

Zweyter Abschnitt.

Von der Zeit.

Eine eben so schwierige Untersuchung als die des Raums war von jeher für die Metaphysiker auch die der Zeit. Weil man gewöhnlich die Zeit ebenfalls wie den Raum für ein außer der Vorstellung für sich selbst subsistirendes wirkliches Ding ansah, so hielt man sie entweder, wie einige englische Philosophen, für ein absolutes leeres Behältniß der Dinge und für ein unaufhörlich fließendes und seinen Theilen nach verschiedenes, obgleich im Ganzen unveränderliches Etwas; oder, wie die Leibnitz-Wolfische Schule, für einen von der Folge der innern Zustände abgezogenen realen Verhältnißbegriff; oder, wie die Eklektiker, für ein durch die subjective Natur und durch die Objecte selbst erzeugtes Verhältniß.

Nach der Kantischen Theorie gilt eben das von der Zeit, was oben von dem Raume gelehrt wurde. So wie der Raum nach dieser Theorie nicht eine a posteriori oder aus der Erfahrung entstandene Vor-

Vorstellung, sondern eine ursprüngliche Form der Sinnlichkeit oder reine Anschauung ist, so ist eben dieses auch die Zeit. Wir tragen es demnach vermöge einer ursprünglichen von der Natur in uns veranstalteten Anlage auf die sich uns a posteriori darstellenden Gegenstände aus uns selbst gleichsam hinüber, daß wir sie uns nach Raum und Zeit oder als ausgedehnt und außer und neben einander und als zugleich und nach einander vorstellen. Nur muß hierbey der schon vorhin angemerkte Unterschied in Absicht dessen, was zum Wesen der Sinnlichkeit überhaupt gehört, nicht aus der Acht gelassen werden. Zu dem Wesen der Sinnlichkeit gehört nicht bloß der äußere Sinn oder die Empfänglichkeit für die Eindrücke von äußern Gegenständen, sondern auch der innere Sinn oder die Empfänglichkeit für die Auffassung (Anschauung) dessen, was in der Seele selbst vorgeht, oder für die Anschauung ihres innern Zustandes. Die Form des äußern Sinnes war der Raum; die Form des innern Sinnes ist die Zeit. Zwar könnte es nun scheinen als wenn sich folglich die Zeit als Form des innern Sinnes auf die äußern Erscheinungen nicht beziehen ließe. Dieses ist auch allerdings richtig, wenn man bloß an eine unmittelbare Beziehung der Zeit auf die äußern Erscheinungen denkt. Allein, sobald man erwägt, daß alle von äußern Dingen erhaltene Vorstellungen eben darum, weil sie Vorstellungen sind, zugleich auch als Bestimmungen des innern Zustandes der Seele anerkannt werden müssen oder, mit andern

Worten,

Worten, daß dadurch, wenn ein äußerer Gegenstand vermöge der von ihm bewirkten Eindrücke in meiner Seele Empfindungen veranlaßt, zugleich auch in dem innern Zustande meines Gemüths eine Veränderung vorgeht: so ergiebt sich daraus leicht die Folge, daß die Zeit als Form des innern Sinnes sich auf die äußern Erscheinungen allerdings, jedoch nur mittelbar, beziehe. Diesem nach umfaßt also die Zeit als Form der Sinnlichkeit ein größeres Gebiet als der Raum, denn der Raum ist nur auf äußere Erscheinungen als eine Bedingung der Möglichkeit von ihnen eine Erfahrung zu erlangen eingeschränkt, die Zeit hingegen umschließt als eine solche Bedingung alle nur mögliche Erscheinungen und zwar in Absicht der äußern Erscheinungen auf eine mittelbare, in Absicht der innern Erscheinungen (des innern Zustandes des Gemüths) aber auf eine unmittelbare Weise. Uebrigens tritt in Rücksicht auf die Zeit eben derselbe Fall ein, welcher bey dem Raum angemerkt wurde. Wir können nämlich unsern Vorstellungen von dem Zugleich- und Nacheinanderseyn der Dinge nur in so fern Realität zuschreiben, als wir Menschen und an eine so bestimmte Art die Dinge anzuschauen gebunden sind; so daß mithin der Begriff der Zeit, da sie nicht an den Gegenständen, sondern an dem Subjecte, welches die Gegenstände anschauet, haftet, verschwindet und Nichts ist, sobald wir von unsrer Sinnlichkeit abgehen.

Ich gehe jezt zu den Erörterungen über, welche die Critik der R. V. zur Erweisung des so eben vorgetragenen Begriffs von der Zeit aufstellt, von welchen die eine ebenfalls wie in der Lehre von dem Raume metaphysisch und die andre transscendental ist. Da das, was in diesen Erörterungen vorkommt, mit dem, was in den über den Raum gegebenen Erörterungen enthalten war, mehrentheils gleichförmig ist, so werde ich mich dabey um so kürzer fassen können.

A. Metaphysische Erörterung.

1) Die Zeit ist kein empirischer Begriff, der von irgend einer Erfahrung abgezogen wäre.

So wie ich mir die äußern Gegenstände nicht anders als im Raum und als neben und außer einander vorstellen kann und diese Vorstellung alle Erfahrung von ihnen allererst möglich macht: eben so kann ich mir keine Veränderungen denken, als wenn ich sie mir als mit einander (zugleich) oder als nach einander sich ereignend vorstelle oder sie in den Begriff der Zeit setze. Wir müssen also die Zeitvorstellung schon vorher haben, ehe wir uns Veränderungen überhaupt denken können, so daß also die Vorstellung der Zeit ohnmöglich ein Abstractum der Veränderungen selbst, so wie sie die Empfindung afficiren, seyn kann.

2) Die

2) Die Zeit ist eine nothwendige Vorstellung, die allen Anschauungen zum Grunde liegt.

Ich kann mir alle Erscheinungen und Veränderungen als nicht vorhanden denken und ihre Existenz in Gedanken aufheben, aber die Zeit selbst kann ich nicht wegdenken. Sie bleibt mir immer als dasjenige übrig, was ich mir als nothwendig vorhanden vorstellen muß, damit, wenn ich auch die Wirklichkeit der Erscheinungen in Gedanken aufhebe, dennoch die Möglichkeit ihres Vorhandenseyns nicht wegfalle. Eben so wenig kann ich auch, wenn ich mir Veränderungen einmal als wirklich denke, diese vorgestellten Veränderungen von der Vorstellung der Zeit isoliren, denn ich muß sie mir immer als sich irgendwann ereignend vorstellen.

3) Auf diese Nothwendigkeit a priori gründet sich auch die Möglichkeit apodictischer Grundsätze von den Verhältnissen der Zeit oder Axiomen von der Zeit überhaupt.

Man nehme z. B. die Sätze: „die Zeit hat nur eine Dimension“ *) — „Verschiedene Zeiten sind nicht zugleich sondern nacheinander“ — so kömmt diesen Sätzen eine solche Allgemeinheit und apodictische Gewißheit zu, daß dadurch hinlänglich

*) Diese eine Abmessung ist nämlich die Länge. Der Raum hat drey Abmessungen, nämlich: die Länge, Breite und Höhe oder Tiefe.

ihr Ursprung a priori sichtbar wird. Wären diese Sätze nämlich Produkte der Erfahrung, so könnten wir nur sagen: so viel wir bisher wahrgenommen haben, so hat die Zeit nur eine Abmessung u. s. w.; wir könnten aber nicht sagen, daß es so seyn müsse. Diese Grundsätze belehren uns also vor der Erfahrung und nicht durch dieselbe und sie hängen demnach so wenig von der Erfahrung ab, daß sie dieselbe als Regeln vielmehr erst möglich machen.

4) Die Zeit ist kein discursiver oder allgemeiner Begriff, sondern eine reine Form der sinnlichen Anschauung.

Verschiedene Zeiten sind nicht besondere Arten einer allgemeinen sie unter sich enthaltenden Zeitgattung, sondern sie sind Theile einer und derselbigen alleinigen Zeit. Diese Vorstellung der Zeit, da sie sich nur auf einen einzigen Gegenstand als auf ein Individuum bezieht, ist folglich eine Anschauung. Wäre die Zeit ein a posteriori gewonnener Begriff, so könnten auch keine reine synthetische Sätze z. B. „verschiedene Zeiten können nicht zugleich seyn," aus ihr hergeleitet werden, weil das, was selbst a priori ist, nicht aus etwas, was a posteriori besteht, deducirt werden kann.

5) Die Zeit ist unendlich.

Alle verschiedene Zeiten sind nur Einschränkungen einer einigen zum Grunde liegenden Zeit. Für alle erkennbare mögliche Dinge muß ich mir immer noch die

die Zeit als Etwas denken, worin sie sich ereignen können; ich muß sie mir für dieselben gleichsam reserviren. Ist aber dieses der Fall, so darf ich auch auf keine Weise die Zeit beschränken oder sie mir als nicht unendlich vorstellen. Wo aber von einer unbeschränkten Vorstellung Theile als Einschränkungen derselben vorgestellt werden können, da muß die ganze Vorstellung nicht auf einen Begriff, bey welchem nämlich die Theile nicht als in ihm sondern als unter ihm enthalten vorgestellt werden, sondern auf eine unmittelbare Anschauung sich gründen.

B. Transscendentale Erörterung.

So wie Geometrie diejenige Wissenschaft war, deren Sätze eben dadurch a priori synthetisch seyn können, weil ihnen die reine Anschauung des Raums als Stoff ihrer Bildung zum Grunde liegt, und so wie die Möglichkeit dieser Wissenschaft als einer synthetischen Erkenntniß a priori nur durch die Erklärung des Raums als einer reinen Anschauung begreiflich wird; eben so dient hier, in Absicht der transscendentalen Erörterung der Zeit als einer Anschauung a priori, die reine Arithmetik zu einem gleichen Zweck. Die Arithmetik beschäftigt sich nämlich mit Zahlen und diese sind lauter Zeitbestimmungen.

Da die Sätze der reinen Arithmetik so wie die der reinen Mathesis überhaupt a priori synthetisch sind, wie dieses z. B. in der vorigen Abhandlung an dem

Satze: 6 + 5 ist = 11 gezeigt wurde: so zeigt dieses deutlich, daß, indem allen Zahlen die Vorstellung von der Zeit zum Grunde liegt, die a priori synthetische Natur der arithmetischen Sätze aus der aprioritischen Natur der Zeit als aus einem Princip herfließe. — Auf gleiche Weise läßt es sich nun auch begreifen, wie überhaupt so eine Wissenschaft als die reine Arithmetik ist, möglich sey und woher die apodictische Gewißheit und Evidenz ihrer Sätze komme. Wo nämlich eine Vorstellung a priori zum Grunde liegt, da ist Nothwendigkeit und apodictische Gewißheit und wo eine Anschauung zum Grunde liegt, da ist Evidenz.

Durch diese Wissenschaft der transscendentalen Aesthetik ist nun ein Hauptstück zur Auflösung der in dem vorigen Aufsatze angegebenen allgemeinen Aufgabe der Critik der R. V geliefert. Diese Aufgabe war nämlich: wie sind synthetische Sätze a priori möglich?

* * *

Bey dem Schlusse dieser Abhandlung kann ich mir es nicht versagen meinen jungen Lesern, die mir bey der Auseinandersetzung einer solchen speculativen Lehre, als die Lehre vom Raum und von der Zeit ist, folgten, dadurch einige Erholung zu bereiten, wenn ich ihnen aus des Herrn Hofpredigers Schulz Prüfung der Kantischen Critik der R. V., einer der vorzüg-

vorzüglichsten Schriften über dieses Werk, einige Erzählungen mittheile, wodurch der Verfasser dieser Schrift zu beweisen sucht, daß die Vorstellung des Raums kein Product irgend eines äußern Sinnes sey und daß auch die Blindgebornen eine Vorstellung von dem Raume haben.

„Als ein dreyzehnjähriger Blindgeborner, dem Cheselden glücklich zum Gesichte verhalf, die ersten Gesichtseindrücke empfand, so schien ihm alles, was er sah, auf seinem Gesichte zu liegen, und es war ihm unbegreiflich, daß sich zwischen ihm und den Wänden des Zimmers noch ein Zwischenraum befinden sollte. Er war auch nicht im Stande, einen Gegenstand von andern zu unterscheiden, so verschieden auch ihre Gestalten waren. Wenn ihm Dinge, die ihm schon vorher durchs Gefühl bekannt waren, vorgezeigt wurden, so betrachtete er sie sehr aufmerksam, um sie zu erkennen; aber plötzlich fühlte er sich durch die Menge der Gegenstände, welche zugleich auf sein Gesicht zudrängten, in Verwirrung, und das Ganze war in Dunkelheit gehüllt. Er mußte den ordentlichen Weg der Vergleichung gehen, um mittelst des Gefühls zu lernen, erst, wo die Gränze zwischen seinem eignen Körper und den Gegenständen sey, und dann, welche Umrisse diese oder jene ihm durchs Gefühl bekannte Gestalt anzeigten. Er mußte seinen Hund oder Katze zu sich locken und fühlen, um sie nochmals durchs Gesicht kennen zu lernen. Erst nach zwey Monaten entdeckte er auf einmal, daß ein

gewisses Verhältniß von Schatten und Licht etwas Flaches, Hohles oder Erhabenes anzeigte, aber nun hielt er auch die Figuren eines Gemäldes für erhaben gebildet, wunderte sich, daß dieses nicht mit dem Gefühl zuträfe und fragte, ob denn hier das Gesicht oder das Gefühl ihn betröge. Erst spät lernte er, wie die Entfernung zu beurtheilen sey. Es kam ihm auch im Anfange alles sehr groß vor, und er sagte ausdrücklich: ob er gleich wisse, daß sein Zimmer in dem Hause sey, so könne er sich doch nichts größeres als die Gränzen seines Zimmers vorstellen."

„Der Doctor Saunderson verlor sein Gesicht durch die Blattern so früh, daß er sich nicht erinnerte jemals gesehen zu haben. Gleichwohl trug er als Professor der Mathematik zu Cambridge alle Theile dieser Wissenschaft und selbst die Optik und Perspectiv außerordentlich deutlich und faßlich war. Nebst der Feinheit seines Gefühls war zugleich sein Gehör so verfeinert, daß er aus dem bloßen Schalle und der Zurückprallung desselben von den Mauern auf die Beschaffenheit der Fußböden, der Höfe und der Plätze schloß."

„Merkwürdig ist in gleicher Hinsicht die Geschichte des Doctor Moyes, eines geschickten Lehrers der Chemie und zugleich Kenners der Mathematik, der ebenfalls durch die Blattern so früh blind wurde, daß er sich nicht erinnerte, jemals gesehen zu haben. Dieser Mann verfertigte nicht nur kleine Windmühlen

len und sogar einen Weberstuhl, sondern er konnte auch aus dem Schall die Größe der Zimmer, und aus der Richtung der Stimmen ziemlich genau die Größe derer beurtheilen, mit welchen er sprach."

„Ein besonders auffallendes Beyspiel, wie weit es der Blinde selbst bey allem Mangel der Erziehung bloß durch eigene Anstrengung bringen kann, um den Mangel des Gesichts zu ersetzen, ist Johann Metcalf, der so früh blind wurde, daß er nicht die geringste Kenntniß vom Licht hat. Dieser Mann war in seiner Jugend Postillion und bey vorkommenden Gelegenheiten gab er auf Wegen zur Nachtszeit, oder wenn tiefer Schnee lag, einen Wegweiser ab. Seine gegenwärtige Beschäftigung ist die, daß er das Amt eines Conducteurs und Aufsehers der Heerstraßen in unwegsamen und bergigten Gegenden verwaltet. Mehrmalen, sagt Herr Bew, habe ich ihn angetroffen, wie er bloß mit Hülfe eines langen Stabes die Wege durchstrich, auf Anhöhen hinaufkletterte, Thäler untersuchte, und ihre mancherley Ausdehnungen, Gestalten und Lagen erforschte, um zu sehen, in wie fern sie seinen Absichten am besten entsprächen. Die Plane, welche er entwirft, und die Berechnungen, welche er anstellt, sind auf eine ihm ganz eigne Methode verfertigt, und er kann die Bedeutung derselben andern nicht begreiflich machen. Dennoch sind seine Geschicklichkeiten in diesem Stücke so groß, daß er beständig in einem Amte angestellt war. Die meisten Wege über Peak in Derbyshire

insonderheit die um Buxton herum, sind nach seinen Anweisungen geändert worden; und eben jezt ist er mit der Anlegung einer neuen Straße zwischen Wilenslow und Congleton in der Absicht beschäftigt, um von da eine Communication mit der Landstraße nach London zu eröffnen, ohne daß man genöthigt ist über die Gebirge zu reisen."

3.

Versuch einer Anweisung für Jünglinge, sich auf Schulen würdig auszubilden.

Der Hauptgegenstand der folgenden Abhandlung ist: Sie, theurer Jüngling! der Sie sich auf Gymnasien, Lyceen, Pädagogien und andern Vorbereitungsanstalten zur Universität, so wohl für Ihre akademische Laufbahn, als auch für Ihr ganzes künftiges Leben, auf eine würdige Art auszubilden wünschen, über die Art zu belehren, wie Sie, Ihrer Pflicht gemäß, durch unermüdete Mitwirkung zu den Bemühungen Ihrer Lehrer, durch eignen Fleiß und sittliches Betragen dasjenige leisten können, was Sie sich selbst, was Sie dem Staate schuldig sind und was Sie zu dem Ziele Ihrer Wünsche hinführt. — Ich will Ihnen erstlich zu zeigen suchen, wie die Gegenstände des Unterrichts in Gymnasien ꝛc. studiret werden, und zweytens, wie Sie sich als ein guter rechtschaffner Jüngling betragen müssen.

I.

Ueberlegen Sie bey dem Genusse des Unterrichts, der Ihnen auf den öffentlichen Schulen ertheilt wird, sorgfältig, welches der eigentliche Zweck dieser Studien,

dien und welches das Ziel sey, wohin Sie Ihr vorzügliches Augenmerk richten müssen. Es ist nicht allein, wie man wohl zu sagen pflegt, bey den Studien auf den Schulen nur darum zu thun, um für die künftigen höhern Wissenschaften sich vorzubereiten: sondern es kömmt auch darauf an, sich wirkliche und zwar solche Kenntnisse zu erwerben, die man späterhin zu erlangen, weder Zeit genug, noch Muth, noch Gelegenheit, noch richtige und zweckmäßige Anleitung hat. Unter die Gegenstände des Unterrichts und des Fleißes auf Schulen gehören, die Erlernung der lateinischen, der griechischen und der deutschen Sprache; — Kenntniß und Einsicht der alten und neuen klassischen Schriftsteller; — Studium der römischen Alterthümer; — Kenntniß der Anfangsgründe der Philosophie; — allgemeine und besondre Geschichte; — Erdbeschreibung und Naturgeschichte; — Zahlen- und Buchstabenrechnung; — und gründlicher Unterricht in den Wahrheiten der Religion; — das ist im Kurzen ein kleiner Umriß jener Gegenstände und Kenntnisse, mit denen Sie sich jedes Jahr stufenweise bekannter machen müssen.

Bey jedem Gegenstande des Unterrichts muß Ihre Aufmerksamkeit, Ihr Fleiß, Ihre Anstrengung jene Richtung nehmen, daß Sie mit Ihrer Arbeit nicht nur des Lehrers Unterricht begleiten, sondern durch Vorlesen Ihren Verstand vorbereiten und für die künftige lichtvollere Erklärung, empfänglicher machen; besonders aber jene Stellen

sich

sich auszeichnen, bey denen Sie die größten Schwierigkeiten und Dunkelheiten wahrnehmen. Sie werden dann beym wirklichen Unterrichte ungleich hellere Begriffe und deutlichere Einsicht über die Materie des Gegenstandes erhalten, als wenn Sie diese eigne Vorübung unterließen, und doppelt werden Sie sich belohnt sehen, wenn Sie das Gehörte und Verstandne nachher sorgfältig wiederholen.

Nie müssen Sie das Studiren und die Erweiterung Ihrer Kenntnisse für eine Plage ansehen, falls jene auch mit wirklichen Schwierigkeiten verknüpft seyn sollte; sondern Ihr Grundsatz sey beständig dieser: Ihre Arbeit mit Ordnung, mit Eifer, mit Vergnügen, oder doch wenigstens mit unermüdlicher Geduld zu verrichten und keinen einzigen Tag vorüber gehen zu lassen, ohne wenigstens einige Schritte auf Ihrem angetretenen Wege zurück gelegt zu haben. Sollte man Sie anhalten, eine große Anzahl trockner und nicht gleich verstandner Regeln auswendig zu lernen, wodurch Ihnen das Studium trocken und widerlich würde, so erleichtern Sie sich diese Arbeit damit, daß Sie suchen, jene Regeln anwendbar zu machen, und bey dieser Anwendung dasjenige in Ausübung zu bringen, was man Ihnen durch jene vielen Regeln hat einprägen wollen. — Hüten Sie sich, jemals von einem Gegenstande zu einem andern überzuspringen, ehe Sie den ersten nicht vollkommen begriffen haben: denn es soll weder Ihnen, noch Ihrem Lehrer darum zu thun seyn, in bestimmter Zeit eine bestimmte

stimmte Bogenzahl durchgelesen zu haben: dies möchte zwar dem kleinlichen Pedanten genügen; aber dem wahren Gelehrten, und dem, welcher im Ernste seinen Verstand bereichern will, reicht so ein mechanisches Blätterzählen nicht hin.

Um aber nicht allein bey dem Allgemeinen stehen zu bleiben, müssen Sie trachten, auch wenn Sie nicht dazu angehalten werden sollten, jenen Zusammenhang nicht zu übersehen, der die wissenschaftlichen Gegenstände mit einander verbindet, in denen Sie Unterricht erhalten. Erdbeschreibung, Naturkenntniß, Geschichte, philosophische Vorkenntniß, römische Alterthümer und Göttergeschichte reichen sich eine der andern die Hand: und genaue Einsicht in diese Kenntnisse öffnet und erleichtert den Weg zum gründlichen Studium der alten Klassiker. Doch liegt vorzüglich viel an der Art, wie jede dieser Kenntnisse gelehrt und studirt wird: denn man kann sie in Büchern so wohl, als mündlich, auf eine so trockne Weise vortragen, daß der Zuhörer abgeschreckt, nur oberflächlich und aus Zwang das Leichteste oben abschöpft und nie so weit in das Innere derselben eindringt, um den Kern zu genießen und in diesem wahre Nahrung für seinen Geist und für sein Herz zu finden. Ich will Ihnen dies in der Anwendung auf einige Wissenschaften deutlicher zu machen suchen.

Sie müssen sich z. B. mit einer Erdbeschreibung, die ein bloßes Namenregister von Gränzen,

zen, Flüssen und Städten ꝛc. enthält, nicht begnügen, sondern von dem Lande, dessen Beschreibung Ihnen vorgelegt wird, seine ehemalige und jetzige Verfassung einsehen; beyde mit einander vergleichen; den Vorzug der einen vor der andern abwägen; die Ursachen dieses Vorzugs untersuchen; Sie müssen nachspüren, wie und warum dieses oder jenes Land blühender und glücklicher geworden? welche Erziehungsmethode und welche Gesetze und Einrichtungen dieses bewirkt haben? und auf welche Art das Land und seine Bewohner das geworden sind, was sie jezt wirklich sind? — Sie müssen sich von den Eintheilungen der Reiche und Länder genaue Kenntnisse erwerben; Sie müssen Ihre Erdbeschreibung auf gut gestochnen, vollständigen und genauen Landkarten suchen; Sie müssen die Kultur, das Klima, die Lage des Landes betrachten; mit Hülfe der Naturkenntnisse die allgemeinen Regeln dieser Wissenschaften anwendbar machen; die Eigenheiten des Landes bemerken; das Merkwürdige und Auszeichnende untersuchen. Nur dann treiben Sie das geographische Studium mit wahrem Nutzen.

Eben so, mein theurer Jüngling, muß auch das Studium der Geschichte nicht allein Ihr Gedächtniß beschäftigen; es muß Ihnen nicht darum zu thun seyn, mit sklavischer Genauigkeit alle eignen Namen, die Jahrszahl ꝛc. zu wissen: und mit der äußersten Spannung das Gelesene oder Auswendiggelernte von Wort zu Wort nach zu erzählen. Nein, soll die

Geschichte

Geschichte für Ihren Verstand und für Ihr Herz nüzlich werden, so muß sie Ihr Urtheil berichtigen und schärfen, und Ihren Geschmack am Guten, Edlen und Großen erwecken und bilden: aus der allgemeinen Geschichte der Menschen und ihrem Charakter müssen gute und feste Nationalgesinnungen in Ihnen erwachen; Sie müssen die Charaktere großer Männer und ihre edlen Handlungen, wie Gemälde eines Bilderkabinets, betrachten, die nicht nur aufgestellt werden, das Auge, sondern vielmehr den Verstand und das Herz zu beschäftigen; Sie müssen sich gewöhnen, auch ohne förmliche Anleitung, über die Begebenheiten nachdenken zu lernen; Sie müssen die Untersuchung anstellen, aus welchen Ursachen diese oder jene Begebenheiten entstanden sind? aus welcher Absicht, und nach welchen Mitteln die Menschen gehandelt haben? Sie müssen den wahren Werth oder Unwerth dieser Handlungen prüfen, das heißt, genau überdenken, ob diese oder jene Handlung weise, ob sie gerecht, ob sie menschenfreundlich, ob sie großmüthig — oder im Gegentheile, ob sie thörigt, ob sie ungerecht, ob sie unmenschlich, ob sie eigennützig war? — Sie müssen die mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen berechnen, den Zusammenhang gewisser sich ganz entgegengesezter Handlungen beobachten; die Begebenheiten der vorigen Zeiten mit den Begebenheiten der jetzigen vergleichen; und nach allen diesen Betrachtungen vorzüglich die allerwichtigste Untersuchung anstellen, wie Sie in ähnlichen Umständen würden gehandelt haben; worin jene

handeln-

handelnden Personen den eigentlichen Fehler begangen haben? ob der Irrthum auf der Seite des Verstandes oder des Herzens entstanden? auf welche Art sich der begangne Fehler wieder hätte verbessern lassen? — Aus einer genauen Beantwortung dieser Fragen werden Sie dann leicht einsehen, was Sie aus der gehörten, verstandnen und überdachten Begebenheit Nüzliches und Anwendbares für Ihr Alter, für Ihr Temperament und für Ihre pflichtmäßigen Beschäftigungen herausziehen können. Ueberhaupt, mein Lieber, müssen Sie, auch bey den Begebenheiten der entferntesten Jahrhunderte, die wichtige Bemerkung nie außer Acht lassen: daß die Geschichte der entlegensten Nationen und der fremdesten Menschen — unsre eigne Geschichte sey; daß sich die Menschen im Grunde alle gleich seyen, zwar gebrechliche, schwache, irrende Geschöpfe, aber doch begabt mit einem Keime zu großen und vortreflichen Handlungen; hülflos an sich, aber dennoch dazu bestimmt, durch wechselseitige Unterstützung die erstaunenswürdigsten Wirkungen hervorzubringen; Sie müssen sich überzeugen, der Mensch sey jedesmal nur so viel werth, als er Weisheit und Rechtschaffenheit besitzt; die Richtung und Bezähmung der Leidenschaften mache uns zu großen und guten, die Zügellosigkeit der Begierden hingegen, zu kleinen und schlechten Menschen.

Nach dieser Methode werden Ihnen die Jahrbücher der menschlichen Begebenheiten den schönsten

Aufschluß über die Geheimnisse des menschlichen Herzens geben, welches heute noch, wie zurück in Jahrtausende, von den nämlichen Trieben geleitet und zu Handlungen bestimmt wird, die bald unsre Hochachtung und Nachfolge, bald unsre Misbilligung und unsern Abscheu verdienen: die Geschichte lehrt uns die Menschen, lehrt uns unser eignes Herz kennen: lehrt uns Wachsamkeit über unsre Neigungen und lehrt uns die Kunst, jenes zu veredeln.

Je nachdem Sie mit den Kenntnissen der Länder, der Geschichte, der Alterthumskunde und der Natur Ihren Verstand ausgerüstet und Ihr Herz gebildet haben, in dem nämlichen Verhältnisse werden Sie in das Heiligthum der klassischen Litteratur eingehen. Ich setze voraus, daß Sie die Regeln einer ordentlichen, kurzen und deutlichen Sprachlehre sich vorzüglich durch Uebung und durch ununterbrochnes Lesen guter Schriftsteller eigen und geläufig gemacht haben; daß Sie in der Kenntniß und Uebung der lateinischen Sprache schon so weit gekommen sind, daß Sie mit und auch ohne Hülfe eines Wörterbuchs ganze Stellen aus solchen Klassikern zu erklären im Stande sind, welche, ihrem Stoffe gemäß, von Ihnen können verstanden und begriffen werden; ich denke, daß Sie ohne allzugroße Schwierigkeit im Stande sind, Ihre Gedanken in lateinischer Sprache auszudrücken; daß Sie bey Erklärung eines lateinischen Autors das Eigne der lateinischen Sprache bezeichnen können, und anzugeben wissen, wie und

worinne

worinne die deutsche Sprache von jener im Ausdrucke, und in Wendung und Verbindung der Gedanken abweiche; ich denke, daß Sie die deutsche Sprache richtig reden und richtig schreiben, und alles dasjenige schon abgelegt haben, was Sie Undeutsches aus der Kinderstube mit sich gebracht haben; ich denke, daß es Ihnen nicht schwer seyn werde, einen natürlich schönen Brief aufzusetzen und eine kleine gutgesezte Erzählung niederzuschreiben: Sind Sie so weit, so haben Sie jene Bahn schon gebrochen, die Ihnen bey weitern Fortschritten die größten Schwierigkeiten in Ihren Arbeiten hätte in den Weg legen können.

Nun bestehe Ihr ferneres Geschäft nicht mehr einzig darin, daß Sie die Stelle eines lateinischen Schriftstellers bloß wörtlich übersetzen, so wie man Stellen übersezt, bey denen es nur um den Inhalt überhaupt zu thun ist; sondern Ihre Bemühung muß dahin gerichtet seyn, daß Sie den ganzen wahren, vollkommnen und eigentlichen Sinn Ihres Buchs nicht nur erklären, sondern in allen seinen Eigenthümlichkeiten, in seinem wesentlichen Ausdrucke vollkommen durchdringen; daß Sie mit dem Geiste des Autors, mit seiner Denkungsart, mit seiner Vorstellungsweise, mit den kleinsten Schattirungen seiner Seele, wie sein Buch sie darstellt, so ganz bekannt zu werden suchen, wie mit Ihrer eignen; — daß Sie seinen Hauptgedanken von allen Nebenideen absondern, denselben verfolgen, in seiner Quelle aufsuchen, in seiner einfachen wahren Natur betrachten,

und dann von dieser Simplicität ausgehen, und die Bemerkung anstellen, wie der Autor von seinem Hauptgedanken ausgegangen, wie er ihn eingekleidet, wie er ihn vorgetragen, und welche Stellung und Verbindung er ihm gegeben habe, daß er diesen und keinen andern Eindruck auf Sie gemacht hat.

Sie müssen die Schönheit, die Feinheit, die Mannichfaltigkeit, die Erhabenheit, die Stärke einzelner Stellen studiren; Sie müssen Ihrem Autor nachempfinden; seine Ideen zergliedern und aus der Verbindung heben; seine Empfindungen und das Wesen dieser Empfindungen prüfen; das Erhabne, das Edle, das Starke, das Große, das Nervöse, das Gefühlvolle, das Malerische, das Prächtige, das Einfache, das Naive studiren; die Quelle jeder dieser einzelnen Schönheiten entdecken, und in Ihren Verstand, in Ihr Gefühl, in Ihr Herz übertragen.

Diese Vorschriften, lieber Jüngling, müssen Sie nicht nur bey Einem Schriftsteller, sondern bey allen beobachten, die Sie in die Hände nehmen. Hernach stellen Sie unter diesen Schriftstellern eine aufmerksame Vergleichung an, um die Eigenheiten eines jeden, so wohl in Rücksicht seiner Art zu denken, ausfindig zu machen, als das Eigenthümliche auszuheben, worin sich jeder in seinem Vortrage, in seinen Ausdrücken, in seinen Wendungen und Verbindungen, in seiner Art zu empfinden und Empfindungen zu erregen, in seiner Haltung, in seinem Kolorite

und in den tausend Dingen von dem andern unterscheidet, die man leichter fühlen, als mit Namen bezeichnen kann.

Durch diese aufmerksame Vergleichung wird es Ihnen leicht werden, denjenigen Schriftsteller genauer kennen zu lernen, welcher mit Ihrer Art zu denken, das Gedachte vorzutragen, und mit Ihrer Weise zu empfinden, am meisten harmonirt. Neigt, nach dieser Prüfung, Ihr Verstand und Ihr Herz sich nach einem bestimmten Schriftsteller, so unterlassen Sie ja den Versuch nicht, den Ideengang des Autors, den Schwung oder das Einfache seiner Einbildung, und die Weise mit Freyheit nachzuempfinden, auf die der Autor empfindet und Empfindungen erregt.

Wenn Sie diese Uebungen in lateinischer Sprache vornehmen, so hüten Sie sich vorzüglich, daß Sie Ihre Gedanken nicht zuerst in deutscher Sprache aufsetzen, und erst dann Ihren deutschen Aufsatz in das Lateinische übertragen: denn auf diese Art wird in Ihrer Arbeit der deutsche Zuschnitt durchaus sichtbar bleiben, und die Ausdrücke selbst werden nicht so gewählt werden, daß sie das Eigenthümliche der lateinischen Sprache erhalten.

Bey solchen Uebungen müssen Sie sich gewöhnen, Ihre Aufsätze lateinisch zu denken und jeden Gedanken gleich nach dem Gange und dem Genius der lateinischen Sprache zu entwerfen. Wie nothwendig

die Beobachtung dieser Vorsicht sey, davon können Sie sich sehr leicht aus den lateinischen Schreibereyen überzeugen, die Ihnen hin und wieder im Drucke über verschiedne Materien unter die Hände kommen; sehr viele dieser Schriftlein tragen den Stempel der Germanismen deutlich an der Stirn.

Dieser Rath zur Nachahmung eines Schriftstellers sey aber nicht für alle Köpfe gegeben; vorzüglich nicht für jene, denen die Natur größre Vorzüge des Talents ertheilet, und mehr Feuer gegeben hat, und denen diese Talente und dieses Feuer durch keinen pedantischen Lehrer sind verschoben, oder erstickt, oder zurückgeschreckt worden: dergleichen vorzügliche Köpfe können meistens keinem bestimmten Schriftsteller vollkommen Geschmack abgewinnen; lassen sich zu ihrem Nachtheile nie mit Fesseln belegen: sie haben ihre eigne Art, Gedanken an Gedanken zu reihen, ihren eignen Vortrag, eignen Ausdruck, eignes Gefühl, eigne Weise, dies Gefühl zu äußern. Wenn Sie daher, mein junger Freund, so glücklich sind, so reichlich von der Natur begabt zu seyn, — dann hüten Sie sich vor Nachahmungen. Es giebt ohnehin der Nachbeter schon genug und gering ist das Häuflein der Selbstdenker und Originalköpfe.

In Rücksicht der Uebung und der Aufsätze in der deutschen Sprache muß ich Ihnen die nämlichen Vorschriften empfehlen: Zuerst durchaus grammatische Richtigkeit der Sprache; genaue Bekanntschaft

mit

mit ihrem Reichthum, mit ihrer zwar nicht gleich in die Augen fallenden, aber doch wirklich großen Biegsamkeit, und mit ihren Eigenheiten; und hernach kluge und dem Gegenstande angemessene Wahl der Einkleidung und des Ausdrucks. Ich könnte Sie hier mit einer Heerde Regeln heimsuchen, von denen die Hälfte schon genug wäre, Ihr Gedächtniß zu überladen, Ihren Verstand zu verwirren und Ihren Geschmack irre zu leiten. Unter der Anleitung und Aufsicht eines geschmackvollen Lehrers werden Sie aus schönen Stellen klassischer Schriftsteller die Einkleidung Ihrer geordneten Gedanken, und die Vorschriften eines richtigen und kernhaften Ausdrucks ohne Mühe lernen: er wird Ihnen in Beyspielen zeigen, wie der Ton und die Haltung des Stils dem Gegenstande und seiner Absicht müsse angemessen, wie er sich im Ganzen gleichförmig, und dabey doch mannichfaltig, wie er bald lebhaft und stark, bald sanft und rührend, wie er kraftvoll und gedrängt seyn müsse.

Während daß auf diese Art Ihr Geschmack gereinigt und gebildet wird, werden Sie von selbst die Gebrechen der Schreibart kennen und fliehen lernen: Sie werden das Weitschweifige einer Deduktion, das Dunkle einer Verordnung, das Nachläßige einer Abhandlung, das Trockne einer Untersuchung, das Verworrne eines Bedenkens, das Schwülstige und Groteske einer Lobrede, das Abentheuerliche eines Theaterstücks und das Kriechende und Pöbelhafte der halbgelehrten Nachahmer im Tone der ländlichen

Idyllen ꝛc. einsehen und in allen Ihren Uebungen und Aufsätzen zu vermeiden suchen.

Um aber für die Zukunft nicht nur nach Vervollkommnung Ihres Verstandes durch Fleiß und gute Methode in Ihrem Studiren, sondern auch nach Veredlung Ihres Herzens zu streben; lassen Sie mich noch meine Vorschläge und meinen Rath an Sie ertheilen, wie Sie sich als gute und rechtschaffne Jünglinge betragen sollen.

II.

Ohne Zweifel haben Sie von Ihrer Kindheit an bis jezt manche herrliche Wahrheiten gehöret, über deren Werth und Nuzbarkeit es der Mühe lohnt, Ihr reifres Nachdenken zu erwecken.

Unter allen Wahrheiten und Wissenschaften ist doch wohl die erste, die erhabenste und nothwendigste die Religion, jene Gabe des Himmels, aus welcher alle Hoffnungen eines denkenden Geistes und eines wohlgeordneten Herzens entspringen. Oeffentliche und geheime Anbetung der unsichtbaren Majestät, Demüthigung des Herzens vor dem höchsten Wesen, dankbare Betrachtung seiner Wohlthaten, und williger Gehorsam gegen seinen heiligen Willen — ist die Hauptsumme aller Religion: diese und die Tugend hängen daher ganz unzertrennlich von einander ab, und beyde zusammen sind nur Ein Ganzes.

Oder, was wäre sonst Ihre Anbetung, wenn sie Ihr Herz nicht zu guten Handlungen geneigt und

willig

willig machte? — wenn Sie denjenigen, den Sie anbeten, nicht höher achteten, als die Gegenstände Ihrer unordentlichen Neigungen? — Was wäre Ihre Demüthigung vor Gott, wenn Sie in geträumter Unabhängigkeit, stolz auf Ihre Gaben, nicht Hülfe von Dem begehren wollten, der allein helfen kann? — Was wäre Ihr Dank, wenn Ihr Mund zwar Gottes Güte priese, aber Ihr Herz gleichgültig und kalt wäre gegen die Tugend, und Sie Handlungen ausübten, welche den Worten Ihres Mundes widersprächen?

Heilig ist Got; heilig muß auch Ihr Herz werden, wenn Ihre Verehrung und Ihr Lebenswandel Gott angenehm seyn soll. Sind Sie aber Sie sich selbst, sind Ihre unordentlichen Neigungen und Begierden der Gott, den Sie ehren, und dem sie leben: wie niedrig und Ihrer Bestimmung uneingedenk, wird Ihr Herz an Dinge sich hesten, die des Begehrens eines denkenden Wesens unwerth sind! Mit welchem neidischen Blicke werden Sie auf das Wohl Ihres Mitbruders hinsehen; wie eifrig vielleicht, wenn Macht oder List Sie unterstüzt, seine Freuden ihm stören, oder entreißen! Wie kalt und ohne Gefühl wird bey dem Elende des Mitmenschen Ihr Herz bleiben, wie unthätig Ihr Arm, wie stumm Ihr Mund seyn, wenn Lindrung seines Elendes, wenn wirkliche Unterstützung, wenn kluger Rath in seinem Unglücke von Ihnen entweder Mühe fordert, oder Nachdenken, oder Aufwand! — Wie schlecht

werden Sie Ihre Pflichten erfüllen, wie oft so gar denselben entgegen handeln, so bald eine Ihrer Neigungen, Begierden und Leidenschaften damit im Widerspruche liegt! — —

Mit welchen edlen Gedanken dagegen und mit welchen großen Empfindungen erfüllt die erhabne Wahrheit Ihr Herz: Es ist ein Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat, dessen Meisterstück der Mensch ist, der Sie kennt und liebt, und sein Wohlgefallen daran hat, wenn Sie gut sind, damit Sie dadurch wahres Glück und seine Begnadigung erhalten! — Wie erhebt sich Ihre Brust, wenn die Religion Ihnen Gott als Ihren Vergelter zeigt; wenn sie Ihren Blick über das Grab hinüber leitet, Ihnen neues Erwachen zu einem neuen Leben und in diesem die gerechteste Vergeltung verspricht, Belohnung für die Tugend und Strafe dem Laster!

Wenn unreine Begierden zum Laster Sie reitzen; wenn der Sturm der Leidenschaften in Ihnen wütet; wenn die Lockungen des Verführers zur Sünde Sie rufen; wenn üble Gewohnheiten das Gute erschweren; wenn mannichfaltige Umstände Sie von treuer Erfüllung Ihrer Pflichten abhalten — was kann in allen diesen Umständen Ihnen mehr Muth, mehr Stärke, mehr Ausdauer geben, Ihrer Pflicht, Gott und der Tugend treu zu bleiben, oder wieder treu zu werden, als die Religion durch die Wahrheit eines allwissenden Gottes und einer zukünftigen gewissen Vergeltung?

Glau-

Glauben Sie's mir, guter Jüngling! ohne Religion giebt es kein wahres, daurendes Glück des Lebens, keine wahre erquickende Ruhe des Herzens, kein reines, beseligendes Vergnügen auf Erden. Die Religion ist jene mächtige Gabe des Himmels, welche Menschen zu Menschen, zu Kindern des gütigsten Gottes, zu Freunden des Himmels, und unter einander zu Brüdern umschafft; die Religion ist es, welche die Thronen der Könige und Fürsten befestigt, welche den Willen der Unterthanen den Gesetzen unterwirft, und wider die gefährliche Raserey des Freyheitstaumels schüzt, welche noch am meisten das Eigenthum und die Rechte des Menschen gegen gewaltsame Anfälle sichert, welche Familien und Freunde, und Nationen verbindet und welche dem Elenden und Unterdrückten Erretter und Wohlthäter erweckt — kurz, sie ist und wird der edelste Segen des Himmels für den, welcher auf ihre holde Stimme hört.

Erhalten Sie sich daher jene ewigen Wahrheiten von dem Daseyn eines mächtigen, großen und guten Gottes, von seiner Allgegenwart, von seiner Allwissenheit, die das Innerste Ihres Herzens durchdringt; von Ihrer Bestimmung zu einem künftigen, neuen Leben, wozu Sie sich durch Ihr gegenwärtiges vorbereiten müssen; von einer unausbleiblichen Vergeltung, beständig gegenwärtig: und die Reitze zum Laster werden schwächer, die Gelegenheiten zum Guten anziehender, der mit der Tugendübung verknüpften Schwierigkeiten werden weniger, und diese wenigen leichter werden.

Wenn

Wenn Sie von diesen ewigen Wahrheiten durchdrungen sind, so kann für Sie keine Mühe zu groß, kein Kampf so heiß und keine Beschwerde so unüberwindlich seyn, daß Sie sie nicht übernehmen sollten: beseelt von den ewigen Wahrheiten der Religion, gestärkt durch ihre Beweggründe zur Tugend und ihre Verheissungen, wird jede Beschwerde Ihren Augen entschwinden, so bald es darauf ankömmt, die Pflichten, die Ihnen Ihr Beruf auflegt, mit Genauigkeit zu verrichten. — Besonders leicht wird Ihnen alsdenn die Flucht vor dem Laster, und die Uebung gerechter, menschenfreundlicher, edler, weiser und guter Handlungen werden, wenn Sie Stärke dazu von Demjenigen erflehen, der seine Hülfe und Unterstützung denen versprochen hat, die mit wahrem Zutrauen ihn darum bitten.

Nie, mein Theurer, sollten Sie einen Tag, nie ein wichtiges Geschäft anfangen, ohne Ihr Herz zu Gott zu erheben und von ihm seine Gnade und sein Gedeihen zu erflehen. Der Gedanke an Gott und an unsre gänzliche Abhängigkeit von Ihm wird Sie gewiß bewahren und stärken, daß Sie nicht vom Wege des Rechts und der Tugend abweichen. Zugleich mag auch diese Bitte um Gottes Hülfe eine Prüfung seyn über die Rechtmäßigkeit Ihrer Unternehmungen: denn können Sie mit freudiger Einstimmung Ihres Gewissens sich den göttlichen Beystand erbitten, so mögen Sie sich schmeicheln, daß Ihr Vorhaben gut und edel ist.

In diesem Vorbereitungsstande müssen Sie zugleich auch noch den möglichen Nutzen derjenigen Arbeit erwägen, die Sie vornehmen wollen: eine solche Arbeit mag auch noch so eingeschränkt und dürftig seyn, so hat sie dennoch ihren wichtigen Vortheil, so bald sie zu Ihrer eignen, oder zur Vervollkommnung Ihres Mitbruders dient: denn alle Begebenheiten, alle Handlungen, auch die kleinsten, hängen unzertrennlich zusammen, und wälzen sich, wie Wassertropfen in einem Flusse, beständig fort ins Unendliche: keine derselben ist von der andern abgeschnitten, keine unfruchtbar an neuen Folgen.

Die ganze weite Welt ist zwar ein Tempel des Allmächtigen, und an jedem Orte dringt das Flehen eines redlichen Herzens zu Ihm: aber da wir nun eigne Tempel haben, in denen wir mit Demuth des Herzens Seine Majestät anbeten, Seine Vollkommenheiten bewundern, und ihm unsre Angelegenheiten vortragen, so müssen Sie sich bestreben, mit jener Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, mit jenem kindlichen Zutrauen und Gefühl von Liebe in den Tempeln Gottes zu erscheinen, wie ein Christ erscheinen und sich betragen muß, der von der Gegenwart seines Gottes, von dessen Macht und Größe und von dessen Güte überzeugt, für sich und seine Mitmenschen Unterstützung und Gnade bittet und hofft, und seinen Mitanbetern im Tempel Gelegenheit zur christlichen Erbauung giebt.

Jezt, in Ihrer zarten Jugend, lieber Freund, fühlen Sie die ersten Triebe, und die regsten Kräfte zum Leben; Ihre Brust ist voll starker Begierden; das weiche Herz jedes Eindrucks fähig und empfänglich: späterhin kommen die ernsthaftern Jahre, in denen man nicht mehr Blüthen, sondern Früchte von Ihnen fordert, in denen Sie für sich und andere arbeiten sollen. Diese beyden Perioden Ihres Lebens hängen aber so genau zusammen, wie Frühling und Sommer, wie Saat und Erndte. Die Hälfte des Menschengeschlechts würde glücklicher seyn, wenn die Jugendzeit besser und nüzlicher angewendet würde: und Millionen würden gesünder seyn, und länger leben, wenn sie nicht so früh, und nicht so gewaltsam an der Zerstörung ihrer edelsten Lebenskräfte gearbeitet hätten.

Werden Sie doch weise, blühender Jüngling! Lernen Sie den hohen Werth der goldnen Jugendjahre erkennen! Schrecklich und unchristlich ist der Wahn, als wären sie Ihnen allein zum Spiel, zur sinnlichen Ergötzung, und zur Befriedigung Ihrer ungeordneten Begierden gegeben. Fragen Sie erfahrne und kluge Männer, und glauben Sie ihnen, wenn diese Sie vor den traurigen Folgen früher Verschuldungen warnen. — Oder sehen Sie selbst um sich: hier wird es Ihnen ein Bettler gestehen, daß er durch Nachlässigkeit, durch Versäumniß seiner Pflichten und durch lüderliche Verschwendung seines Vermögens schon früh den Grund zu seiner Armuth gelegt

gelegt habe: dort wird ein verachteter Beamter, im Schweiße seines Angesichts und mit einer zernagten Feder, das Bekenntniß ablegen, verschleuderte und ungenützte Jugend, vernachlässigte Studien seyen die Ursachen seiner jetzigen Mühseligkeiten und unübersteiglichen Hindernisse in der Arbeit, worunter er sich zermartert: dort werden Sie einen verzweifelnden Jüngling erblicken, der mit Schauder an seine vorigen, dem Laster gewidmeten, Tage zurücksieht und nirgends, nirgends Ruhe, Trost und Hülfe findet: dort werden Sie im Lazareth, im Hospital, oder sonstwo Elende genug finden, halb verdorrte oder verfaulte Menschen, die ihr ganzes Elend aus — frühen Ausschweifungen herleiten müssen.

Aufmerksam, sorgfältig aufmerksam möcht ich Sie gern machen; möchte Sie gern überzeugen, wie wichtig und wie schädlich die Folgen mancher unüberlegten Handlung sind, und wie unvermerkt sich das Laster in Ihr Herz schleichen und dann als Gewohnheit sich aufdringen kann.

Jezt in Ihrem noch zarten Alter stehen Sie am Scheidewege der Tugend und des Lasters! Um diesem zu entfliehen, suchen Sie sich gute Gesellschafter und fliehen Sie, so viel als möglich ist, die bösen. Für leztere halten Sie alle diejenigen, die, unter was immer für einem Vorwande, Sie von dem abzuziehen suchen, was Sie als gut, edel und rechtschaffen zu erkennen sind gelehrt worden.

Verschleudern Sie Ihre Zeit nicht mit Nichtsthun; verträndeln Sie die Stunden nicht durch elende Zeitvertreibe, oder mit abwechselnden Lustbarkeiten, welche die Kräfte Ihres Geistes schwächen; seyn Sie fröhlich, aber dabey dennoch arbeitsam; immer gutes Muths, aber genau in der Erfüllung Ihrer Pflichten; muntern und heitern Sinns, aber gemäßigt mit vernünftigem Ernste; fromm und tugendhaft, aber nicht frömmelnd und nicht abergläubisch; seyn Sie gelehrig und lassen Sie sich von vernünftigen und rechtschaffnen Männern gern zurecht weisen.

O, wie viel haben Sie zu lernen! wie köstlich sind die Schätze der Weisheit! aber wie wenig würden Sie lernen, würden Sie gelernt haben, wenn Sie nur die feine Sprache und Sitten, die in der großen Welt üblich sind, verständen; wenn Sie sich geschmackvoll kleiden, jeden gangbaren Zeitvertreib mitmachen könnten; wenn Sie die galanten Schriftsteller alle gelesen hätten; wenn Sie gar nur im äußerlichen Tugend heucheln und Rechtschaffenheit lügen wollten — und es Ihnen doch an wahrer praktischer Weisheit fehlte, das ist, an der Kenntniß und Veredlung Ihres eignen Herzens, an der Kenntniß und Schätzung der Menschen und ihres Werthes, um sich im Umgange mit ihnen, im Gebrauche der irrdischen Güter, bey allen Abwechslungen des Glücks und bey Verwaltung der Geschäfte, so zu betragen, damit Sie Ihr eignes Wohl und das Wohl Ihrer Mitmenschen bewirkten und an Ihrer immer wachsenden Vervollkommnung arbeiteten!

Nutzen

Nutzen Sie daher nicht bloß den gewöhnlichen Unterricht Ihrer Eltern und Lehrer, sondern gewöhnen Sie sich überhaupt zu eignem Beobachten und Nachdenken: merken Sie auf das, was um Sie herum vorgeht; ziehen Sie Klugheitsregeln aus Ihren eignen und den Fehltritten Andrer; hören Sie gern den Rath verständiger Männer und fragen Sie mit wißbegierigem Herzen nach dem, was Sie nicht verstehen.

Um dies alles desto gewisser und mit weniger Beschwerde in Uebung zu bringen, halten Sie Ordnung in allen Dingen, die Sie vornehmen, Ordnung in Ihren Arbeiten, Ordnung in Ihren Unterhaltungen, in Ihrem Anzuge, Ordnung in allem, was Sie umgiebt und so weit sich Ihr Wirkungskreis erstreckt. Der denkende, beobachtende Mann sieht gewiß allemal mit ungünstigem Vorurtheile auf jenen Jüngling, bey dem er im Aeußern so wohl, als in seinen Handlungen, Unordnung wahrnimmt: und gewiß, ein Jüngling, in dessen Kleidung und ganzem Anzuge entweder Unreinlichkeit, oder Nachlässigkeit, oder Unordnung, oder geschmacklose Wahl herrscht; in dessen Zimmer Bücher unter Kleidungsstücken, und Schriften auf der Erde zerstreut liegen; in dessen Schreiberey keine Sauberkeit, keine Ordnung, keine Korrektheit, in dessen Zeiteintheilung kein Maaß beobachtet wird, so daß Ergötzlichkeit die Arbeit unterbricht, oder der Arbeit wohl gar vorgeht; in dessen Lebensart jeder Zufall eine Lücke und jede Lücke eine Aende-

rung bewirkt — o! so ein Jüngling ist gewiß zu bedauern, ein rechtlicher Mann kann ihn nicht aufrichtig schätzen: denn der gewisse Beweis gegen ihn liegt in der untrüglichen Erfahrung, daß auch in seinem Herzen eine so große Unordnung herrschen müsse, als man in seinem ganzen Wirkungskreise um ihn her wahrnimmt. Und ein Herz ohne Ordnung wird nur gar zu leicht der Aufenthalt schlimmer Begierden und Leidenschaften, die auf das Berühren des kleinsten Zunders sich schnell entzünden und in verzehrende Flammen ausbrechen, die sich denn vielleicht in der Folge weder durch menschliche noch göttliche Gesetze mehr einschränken oder löschen lassen.

Damit Sie, lieber Jüngling, einst der Früchte Ihrer Arbeiten, des Lohns eines wohlgeführten Lebens in vollem Maaße genießen mögen, empfehl ich Ihnen nochmals Achtung und Liebe für die Religion; — Aeußerung dieser Liebe in allen Ihren Handlungen; — Ehrfurcht gegen den Allmächtigen; — kindliches Zutrauen zu dem Allgütigen; — stetes Andenken an den Allgegenwärtigen; — Achtung, heilige Achtung gegen Ihren Körper und gegen jedes seiner Glieder; — Sorgfalt für Ihre Gesundheit; — Behutsamkeit und Auswahl Ihrer Freunde: — Eifer, gute Methode und Ordnung in Ihren Studien; — Mäßigung, Ernst und strenge Wahl in Ihren Erholungen, Vergnügungen und Ergötzlichkeiten; — Vermeidung des unthäti-

thätigen und des geschäftigen Müssigganges; — Reinlichkeit im Anzuge; — Ehrerbietung und Andacht in der Kirche; — Eingezogenheit, stilles Wesen und Sittsamkeit auf der Straße und an öffentlichen Orten; — Höflichkeit im Betragen gegen Andere und dann Hochachtung, Dankbarkeit, Gehorsam und Liebe gegen Ihre Eltern und gegen Ihre ehemaligen und künftigen Lehrer; — wahre Erkenntlichkeit gegen alle, die mit so vielem Eifer für Ihre Bildung und Erziehung — kurz, für Ihr Glück, gesorgt haben und noch sorgen.

4.

Ueber Gedächtnißübung auf Schulen.

Vom Herrn Rektor D. G. D. Köler.

Omnis disciplina memoria constat.

So lange ich öffentlich unterrichte, habe ich nie eine schärfere Ecke in meiner ganzen Disciplin gefühlt, nie größere und verdrießlichere Mühe gehabt, nie unangenehmer und meinem Herzen weher mit den Schülern collidirt, als in den zur Uebung des Gedächtnisses bestimmten Stunden. So selten findet man heut zu Tag auch unter zahlreichern Haufen von jungen Leuten einen, der viel Gedächtniß, noch seltner einen, der viel Lust zeigte, es zu üben. Tief zu forschen braucht man nicht, um die Ursachen davon zu finden. Wohl hauptsächlich liegen sie

1) in der Verzärtelung und Entkräftung des Menschengeschlechts überhaupt, und der Jugend besonders. Keine der obern Seelenkräfte leidet eher und stärker durch Schwächung des Körpers und Wollüste, als das Gedächtniß, weil zu seiner Organisation

Universitäts- u. Landesbibliothek Halle/S.

tion die meisten feuchten und weichen Theile gebraucht sind, wie schon Aristoteles wußte. Fürs andre

2) werden die Gedächtnisse bey weitem nicht mehr so geübt, wie vormals im vorigen Jahrhunderte noch. Und bekannt ists ja, daß unter den obern Vermögen der Seele gerade das Gedächtniß die meiste Uebung erfordert, wenn es sich gleich bleiben und nicht abnehmen soll. Seine Uebung scheint nöthig zu seyn, seine Organe in der erforderlichen und gehörigen Weichheit zu erhalten, und mangelt diese, so pflegen Verhärtung und Erstarrung dieser Organe, und mit ihnen Stumpfung und Erschwerung seiner Eindrücke zu erfolgen. Dagegen stärkt und vermehrt es auch häufige Uebung auf der andern Seite weit über sein natürliches Maaß hinaus. Es ist mit ihm, wie mit dem Magnet, der desto mehr zieht und trägt, je mehr man ihn übt; und je weniger man ihm anhängt, je leerer man ihn läßt, desto mehr von seiner Kraft verliert. Keine Seelenkraft ist wandelbarer als diese; auch hiervon liegt die Ursach in der zartern und weichern Organisation. Und warum werden denn die Gedächtnisse so wenig geübt? Vornehmlich wohl, weil man meint, man könne es zu seinem künftigen Amte entbehren, und seine Uebung bey jungen Leuten für unnütze Marter hält. Unter den vier Fakultäten bedarf sein, wie man gemeiniglich denkt, allein die theologische. Dieses Bedürfnisses ohngeachtet können die meisten, die sich diesem Fache bestimmt haben, schon auf Schulen

nicht so viel über sich gewinnen, daß sie eifrig, anhaltend und früh diese Uebung trieben, und, in höherem Sinn, daran dächten, durch diese Uebung in sich einen desto nützlichern Mann der Zukunft zu bereiten. Auffallend unterschieden dachten die Alten von dem Gedächtniß. Ihnen war es die Mutter alles Wissens. Dies sagt deutlich der uralte Mythus, der die Mnemosyne oder das Gedächtniß zur Mutter der Musen macht *). Ohne Gedächtniß ließ sich damals nichts anfangen. Es war die Basis des hellern höhern Denkens, größern und gelehrtern Wissens.

Schreibematerien und Werkzeuge hatte man lange Zeit noch nicht, als man schon längst angefangen hatte, höhere Geistesprodukte zu concipiren, und diese in seine Mitwelt durch Fassung ins Gedächtniß zu verbreiten, und in die Nachwelten durch Tradition hinüber zu versetzen. Selbst ob Homer seine in weitem Plane angelegten Heldengedichte aufschrieb oder nicht, ist noch nicht rein ausgemacht. Also war keine andere Hülfe, wenn man etwas wissen und sich zu eigen machen wollte, als es auswendig zu lernen, so lange man entweder gar nicht oder doch nur mit großer Beschwerde und Kosten schreiben konnte. Aber selbst als dies wenigern Schwierigkeiten unterworfen war, wurden die Gedächtnisse nicht verabsäumt. Kein Redner las seine, mehrere Stunden, oft halbe Tage dauernde, Reden vom Blatte; kein gelehrter Wettstreit; keine Recitation geschah vom Papier;

*) S. Heyne Opusc. II. p. 307. 8 sq.

Papier; lange Stellen aus den besten Dichtern, Homer, Euripides, lernte man zu Erhöhung seines Sinns, Erbauung und Besserung seines Geistes, zum Vergnügen festlicher Rund- und Tischgelänge auswendig. Einen ganz andern Rang hatte also das Gedächtniß damals, als der ärmliche ist, in dem es jezt steht, da 20 Verse Blutschweis pressen.

3) Eine dritte Ursache der jetzigen Vernachlässigung des Gedächtnisses ist wohl die falsche und verkehrte Art es zu üben. Kaum läßt man sich jezt zur Uebung desselben bringen; geschweige daß man die Kunst studirte, wie sie am besten anzustellen wäre. Und diese hatten und studirten die Alten. Simonides Ceus, der Lyriker erfand sie, Metrodor aus Scepsis, Theodectes und andre bildeten sie weiter aus. Schade, daß uns keine Schrift erhalten ist, aus der wir uns von dieser Kunst näher unterrichten könnten. Vermuthlich war darin auf Regeln gebracht, wie man am besten und leichtesten auswendig lernen könnte. Wahrscheinlich schöpfte Quintilian daraus. Der giebt uns einiges Licht in diesem Dunkel. Dieses Licht wird unten näher und sorgfältiger betrachtet.

4) Die Einrichtung unsrer Staaten endlich, in denen mündliche Beredtsamkeit in so vielen Fällen nicht mehr statt findet, die Rechtsangelegenheiten schriftlich verhandelt, so viele Reden und Relationen in Gerichten, auf Schulen und Akademien und sonst, ohne aufzufallen, vom Papier gehalten wer-

den, wo es so viel Substituten und Nachhelfer der Gedächtnisse in so viel tausend Büchern und Registern mehr, als die Vorwelt hatte, giebt, diese Einrichtung in einem Zeitalter, wo man Anstrengung mehr scheut, Gemächlichkeit mehr liebt als sonst, ist freylich ein vierter nicht schwacher Grund dieser Vernachlässigung.

Dies und noch mehr macht uns begreiflich, wie unser Jahrhundert dem nächst vorigen an intensiver und tiefgeschöpfter gründlicher Gelehrsamkeit und Wissen so nachstehn kann. Damals hatten Zucht und Lehre mehr Strenge und Schärfe; die Uebungen der Geisteskräfte, besonders der Memorie, waren lästig, gewaltsam und ununterbrochen. Aber sie machten auch die quälende Zeit, die sie verursachten, wieder gut durch die schönsten Bereicherungen des Geistes und Stärkung seiner Kräfte. Man kam weiter und drang tiefer, als, in Ganzen genommen, jetzt; die Massen von Kenntnissen in einem Fache waren trotz der wenigern und schlechtern Hülfsmittel und der verkehrtern Lehrart, viel größer und nicht selten ungeheuer. Daß man unser Zeitalter damit entschuldigt, daß seine Gelehrsamkeit viel extensiver sey und seyn müsse, weiß ich wohl. Aber diese Entschuldigung taugt wenig. Nähmen unsre Gelehrten oder Halbgelehrten ihre oft nicht recht verdauten und ungründlichen Kenntnisse aus allen Fächern ihres Wissens zusammen, sie brächten schier nicht halb so viel heraus, als ein Erasmus und andre seines gleichen;

doch

doch was sage ich als ein Erasmus, als einer von den gewöhnlichern, geringern Gelehrten jenes Jahrhunderts.

Darf es aber wundern? Man tändelt und spielt mehr in der Erziehung, raisonnirt zu frühe und mehr als man sollte, macht sichs, der vielen Hülfsmittel wegen, die man hat und giebt, leichter und bequemer, als man müßte; verdaut das Gelernte nicht so, und macht es sich durch Gedächtnißübungen nicht so zu eigen. Und am Ende war auch die damalige Gelehrsamkeit nicht so einseitig intensiv. Man denke nur an einen Grotius, Conring, Scaliger, Salmasius, Casaubonus, Camerarius, die in so vielen Fächern des Wissens bis zu einem Grade excellirten, dem schwerlich ein jetziger, auch der fleissigste Gelehrte, sehr nahe kommt. Wahrscheinlich hatten sie die Fülle ihres mannichfachen Wissens ihrem Gedächtnisse meist zu verdanken. Man muß erstaunen über die vielen ungeheuren Memorien der nächst vorigen Jahrhunderte. Wo fände man jezt einen, der wie N. Heinsius alle alte lateinische Dichter auswendig wüßte, der wie Saumaise alles aus dem Kopf und ziemlich richtig citirte, und, wie Casaubonus, einen so reichhaltigen Commentar, wie der theophrastische ist, auf der Reise machen könnte. Eben das ist anwendbar auf die alte Welt, und in noch höherem Maaße. Da wäre ja wohl kaum jemand, dem nicht eins der Wundergedächtnisse des Cineas, Charmades, Hippias, Hortensius, Cäsar, Seneka Rhetor,

oder Porcius Latro, Cyrus und anderer *) bekannt wären.

Die jetzigen Zeiten werden in Deutschland nicht viele Magister Libbas, die ganze Reihen gegebener Zahlen der Ordnung nach oder umgekehrt gleich wieder hersagen und im Kopf zusammenrechnen können, und in Italien nicht viele Sachierts, die jede Predigt gleich wieder von Wort zu Wort recitiren, und mit dreyen zugleich, ohne auf die Bretter zu sehen, Schach spielen können, dagegen aufzuweisen haben. Indessen müssen wir auch nicht vergessen, wenn wir unpartheyisch seyn wollen, daß in Deutschland das jetzige Jahrhundert, ganz besonders aber der Zeittheil, in dem wir leben, so viel sonst der ungründlichen Schwätzer, seichten Schwärmer, ärmlichen Vielwisser durch die schlechtern Seiten unser Disciplin und Erziehung wurden, alle im vorigen Jahrhunderte an wahrer Originalität und ächter Eleganz seiner Köpfe weit übertrifft. So zeigt sich auch bey ganzen Nationen die Wahrheit des Satzes: Je mehr Gedächtnißwerk, desto weniger Originalität. Natürlich aber: das Gedächtniß drängt der Feder gar zu gern die fremden Schätze seiner Magazine auf. Vielleicht wäre also die jetzige Abnahme der Gedächtnisse eine Veranlassung des Vorglanzes der Köpfe Deutschland's in unsrer Zeit. Doch weiß ich wohl, daß die bessere Seite unsrer Pädagogik, die die Denkkraft vorzüglich und mehr übt, als sonst geschah, die immer

*) S. Muretus V. L. XIV. 12.

immer steigende Ermunterung und Ehre, die den Wissenschaften von den Großen wiederfährt, die Kantische Philosophie und mehreres andre kräftig das ihrige mitwirken. Vor 100 Jahren konnte keine A. L. Zeitung geschrieben werden, so wenig in Rücksicht des darin herrschenden Geistes als des Styls. Aber ich bin wohl zu weit seitwärts gekommen. Zurück also.

Ist es wahr, wie ich denn hoffe, was ich vorhin von den übeln Folgen ungeübter Gedächtnisse sagte: so wäre die Nothwendigkeit ihrer Uebung ja bewiesen.

1) Daß es dem Theologen zu seinen Predigten, dem Juristen zu den Citationen seiner Gesetze und mündlichen Relationen, dem Mediciner, der vorzüglich viel Gedächtniß des Zerstückten, Einzelnen, braucht, zur Behältlichkeit der mancherley Dinge und Namen der Botanik, der Physiologie, der Materia medica, dem Philologen, der es wenigstens eben so nöthig hat, da fremde Sprachen, Gedanken, Sachen in großer Zahl der Gegenstand seines Studiums sind, zum bessern Fassen des Einzelnen, Zusammenfassen des Ganzen und Concentrirung des Allgemeinern und Zusammengehörigen unter Einen Gesichtspunkt, dem Historiker zum bessern Behalten und Ordnen von einzelnen Factis und Jahrzahlen und ihrer Masse, die herrlichsten Dienste leiste, glaubt mir jeder leicht.

2) An

2) An jedem Lernenden bestraft das Gedächtniß seine Vernachlässigung empfindlich. Er rückt nicht recht oder seinem, vielleicht sonst nicht übeln, Kopfe gemäß fort, bleibt fast stehen, wo er steht, alles fällt durch das weitlöchrichte Sieb seines Gedächtnisses sofort durch.

Soll 3) der Gedächtnißlose öffentlich reden, so redet er elend und trocken, denn er muß vom Papiere reden. Seinem Anstand fehlt das Freye, seinem Wesen das Ueberredende, denn er ist ängstlich, er fürchtet sich, stecken zu bleiben. Darüber denkt er nicht an die Sachen, die er vorzutragen hat; der beklemmende Gedanke: er könnte stecken bleiben, schwebt ihm immer vor, und so fruchtet seine Rede wenig oder nichts. Wer sie im Gegentheil gut und leicht auswendig lernen kann, hat allemal mehr Freyheit und Gegenwart des Geistes, mehr Feuer des Affects, Würde des Anstands, redet glücklicher, treffender und tiefer in die Herzen hinein.

4) Unglücklich ist dann auch der Gedächtnißarme daran, wenn er sich durchaus auf etwas besinnen soll. Er hat wohl eine dunkle Idee davon, aber sie liegt hinten im Horizont seines kärglichen Wissens im Nebel. Er muß es nun aber nothwendig auffinden, wenn er nur wüßte, wo ers gelesen hat. 100 Bücher werden umsonst herum geworfen und durchgesehen. So gehn halbe Tage verloren, ohne ein anderes Produkt als Schweistropfen vor der Stirne vom vielen Suchen erzeugt.

So

So mancher große Gedanke geht 5) verloren, so manche treffliche Sache und Handlung, von der man las, schwindet dahin, manches Dutzend der schönsten Bücher fließt wie Wasser durch den Kopf, nichts bleibt hängen, und kann, weil es gleich der Vergessenheit geopfert wird, nicht so auf Kopf und Herz wirken, als wenn es bleibender wäre. Vieles, was zur rechten Zeit Trost, Stärke, Freude schaffen könnte, fällt einem nun nicht ein; manches schiefe Urtheil wird nun nicht berichtigt, weil man die Sache nicht recht weiß.

6) Der große Denker und Gelehrte ohne Gedächtniß bekömmt den Schein des schiefen Denkers, seichten Kopfs und Windmachers. Ist von Gedächtnißsachen die Rede, so urtheilt er leicht falsch, weil er unrechte Data hat, kann aufgefodert keine rechte Auskunft über das oder jenes geben, weiß wohl gar das nicht recht und nicht so gut als ein anderer, was er doch selbst geschrieben hat, muß darauf verweisen, weil er sich nicht zu helfen vermag, irrt sich oft grob, wird, ohngeachtet er eine und bey weitem mehr Waffen, als der Gedächtnißfertige hat, der nur mit geborgtem Gewehre ficht, von diesem bey einiger Ruhe und einigem Witze leicht übermogt, zu Boden geworfen, persiflirt und beschimpft, weil er seine Waffen nicht in der Nähe hatte; und der Mann von Gedächtniß, dessen Kopf nur vom Raube glänzt, der selbst nicht weiß, warum er das oder jenes weiß und glaubt, der elende Radoteur überschimmert ihn.

Noch empfindlicher rächt sich 7) das vernachläßigte Gedächtniß an dem Candidaten, der examinirt werden soll. Da steht er nun, war vielleicht fleißig, faßte und wußte auch wohl das Einzelne, als er vorkam, genau und gründlich; übersah das Ganze hell und scharf. Examinirt ihn nun gerade einer, der davon keine Notiz nimmt, oder sich wohl gar freut, den armen Candidaten zu peinigen, mehr über formelleren und einzelnen Gedächtnißkram, so macht er den Ignoranten und wird wohl gar abgewiesen.

8) Auch in Gesellschaften und Cirkeln der Freude drückt Mnemosyne nicht selten ihre Nichtverehrer. Oft ist einer darum weniger für die Gesellschaft, weil sein Gedächtniß leer an Stoff zur Unterhaltung ist; es müßte denn in den andern Geisteskräften reichlicher Ersatz dieses Mangels liegen. Er fühlt diese Leere, dies Unfeste in sich; dies Gefühl beschränkt ihn. Es ist von einem Geschichtsfactum oder etwas ähnlichem Wissenschaftlichen die Rede: Er kann nicht mitsprechen, weil er es halb oder ganz vergessen hat, oder spricht er mit, so verhaut er sich leicht; den kühnen impertinenten Schwätzer darf er nicht wagen, in seine Schranken zurück zu weisen, weil er selbst nicht Bescheid weiß.

9) Kein geringes Moment ist endlich, daß andre Seelenkräfte unter dem Mangel des Gedächtnisses leiden. Die Denkkraft und das Urtheilsvermögen hat nicht genug Materie, sich zu üben. Das Gedächtniß ist gleichsam das Magazin, woraus jenes

seine

seine Materialien nehmen muß. Ist nun a) der Schatz der Ideen und Kenntnisse im Gedächtniß gering, so kann der Verstand auch wenig vergleichen und unterscheiden, und eben darum können sich wenig neue Begriffe in ihm erzeugen. Und mächtigen Einfluß hat doch gewiß auf Bildung des Verstandes das Maaß und die seltnere und öftere Abstraction neuer, selbst gefundener Ideen, erzeugt durch ältere, die vormals von aussen her in den Schatz des Gedächtnisses kamen. Ist er b) dunkel und verworren, so geht der Verstand fehl, schließt irrig, wird durch falsche, dunkle, widersprechende Vorstellungen geblendet, getäuscht und gestumpft.

Verstand ohne Gedächtniß ist wie ein Bogen ohne Pfeile, wie ein Wagen ohne Fracht. Ohne Gedächtniß ist die Gallerie der Einbildungskraft lange nicht so bildervoll, denn es erstreckt sich ja auch auf äußere Empfindungen mit, und aus seinem Vorrath nimmt die Einbildungskraft eine große Menge bildlicher Vorstellungen; oder ihre Bilder haben mehr unwahres, unächteres Colorit und sind oft matter ohne Gedächtniß. Ihr Sohn Witz füllt größtentheils seinen Köcher aus dem Zeughause der Memorie. Er nimmt aus dem Gedächtniß Bilder und bringt sie in auffallende Verbindungen. Erinnerung ohne Gedächtniß giebt dem guten Kopf und gründlichen Gelehrten den falschen Schein des eitlen und seichten Pralers, ist ungefähr so mangelhaft, als wenn man nicht fragen und nur antworten kann. Soll er selbst

über

über etwas genau unterrichten, da wird er verlegen und kann nicht fort; thuts ein anderer, da besinnt er sich, daß er alles schon gelesen hat und weiß. Und oft trifft sichs, daß Erinnerung und Gedächtniß nicht beysammen und die erste das Eigenthum der schnellsten und scharfsinnigsten Köpfe ist. Dieses leidende Vermögen ist wahrscheinlich keine Function des Gehirns, sondern eine innere Kraft der Seele, die ihrem Wesen nach sich ihrer vormaligen Gedanken bewußt werden muß, so bald sie aufgeregt werden. Je stärker und tiefer also das Nachdenken war, desto lebhafter muß auch die Erinnerung, und darum mit dem schärfsten und stärksten Verstande auch die lebhafteste und stärkste Erinnerung verbunden seyn. Diesen Unterschied der Kräfte und ihre Verbindungen sahen schon Aristoteles und Plutarch ein *). Wir hätten also viel Aufforderungen, unser Gedächtniß aufs beste und fleissigste zu üben.

Man wendet uns vielleicht ein, selten wären die drey Hauptkräfte der Seele, Verstand, Gedächtniß und Einbildungskraft in einem und demselben Gehirn von hervorstechender Stärke. Wo viel Gedächtniß sey, befände sich selten großer Verstand, und selten habe der Mann von starker Imagination so wenig ein großes Gedächtniß als viel Urtheilskraft. Es sey also zu befürchten, man bessere und stärke die eine

*) Jener Tom. I. p. 1451. de mem. et remin. Dieser T. I. p. 1759. in Cat. min.

eine auf Kosten der andern. Dies hat allerdings viel wahres; denn wenn die Fibern und Werkzeuge des Verstandes kalt, trocken, spröde, aber fein dabey; die des Gedächtnisses weich, zart und feucht sind, so ist wohl schwerlich diese verschiedenartige Mischung, die durch den ganzen Körper nur einartig zu seyn pflegt, in dem Kopfe so, daß die Funktionen beyder Kräfte sehr vorzüglich und vollkommen werden könnten. Das lehrte mich die Erfahrung bey den Schülern. Gemeiniglich machten die von besserm Gedächtniß und schwächerer Urtheilskraft die lateinischen Uebungsschriften viel fehlerfreyer und besser nach den Regeln der Grammatik, die Denkenden und von schwächerm Gedächtniß fügten sich viel schlechter und schwerer in die Sprachregeln, und machten gröbere Fehler, übertrafen die andern aber in Uebersetzen und richtiger Darstellung des Sinnes einer Stelle. Aehnlicher Weise ist vielleicht darum eine starke Einbildungskraft selten mit vorzüglichem Urtheil und Gedächtniß verbunden, weil die Hitze des Bluts und Gehirns, die es doch wohl hauptsächlich ist, welche lebhafte Phantasien erzeugt, sich nicht mit der Kälte und Feinheit der Verstandsfibern und mit der Weichheit und Feuchtigkeit der Gedächtnißwerkzeuge verträgt. Jenen nimmt das zu heiße Blut die nöthige Kälte und die dadurch zu bewirkende Spannung; löset ihre feinern Theile durch die Hitze auf, vergröbert und verbrennt sie; diese macht sie trockner, härter und zu ihren Verrichtungen minder geschickt. Die Einbildungskraft überströmt gleichsam vermittelst der in den Kopf tre-

tenden größern und heisseren Blutmasse die andern beyden Kräfte, engt sie dadurch ein, drückt sie, nimmt ihnen ihre gehörige Nüchternheit und gemeinschaftliche Kälte, und durch den größern sinnlichen Reiz ihrer Vorstellungen, durch die Menge und Lebhaftigkeit der Bilder, die sie vor der Seele vorbeyschwärmen läßt, empfiehlt sie sich ihr mehr als jene, und obruirt den trocknen Verstand und das phlegmatische Gedächtniß. Bestätigte die Erfahrung dies nicht, so würde dies Hypothesengewebe um so gewagter scheinen, je kitzlicher es ist, über etwas zu reden, was Einwirkungen der Seele auf den Körper betrift und umgekehrt. Sonderbar aber wäre es, wenn wir das uns hindern ließen, aus unsern Seelenkräften zu machen, was wir könnten, und wenn wir uns einbildeten, die drey Kräfte der Seele steckten gleichsam in eben so viel Kammern, und eben so viel müßten die andern an Raum verlieren, als etwa eine davon an Ausdehnung gewönne.

Wohl zu merken, es war vorhin nur von einer solchen Mischung der Säfte im Kopfe die Rede, daß dadurch, wo nicht der vollkommenste, doch ein ganz vorzüglicher Grad davon eher erreicht würde. Und das wird höchst selten der Fall seyn, vielleicht bey dreyen nicht unter ganzen Millionen. Es läßt sich ja doch wohl ganz gut dabey denken und damit vereinigen, daß die Seelenkräfte minder heterogen zusammengesezte Werkzeuge haben, und doch alle ausgezeichnet stark sind. Ihre häufigere Uebung und

Agita-

Agitation und die dadurch bewirkte, ihren Bestimmungen gemäße, Spannkraft, oder Biegsamkeit kann ja wohl, — die Erfahrung beweists auch — Urtheil und Gedächtniß schärfen und stärken, ohne Nachtheil der einen oder der andern Kraft. Nur die Einbildungskraft nicht, deren Bilder über den höchsten Grad deutlicher Lebhaftigkeit hinaus dunkler und verworrener werden. Diese geht dann in Schwärmerey, und von da zum Wahnsinn über, und wird nicht leicht ohne Kosten der andern Kräfte heller und lebhafter. Zudem ist auch ein Kopf mit einer stark hervorstechenden dieser drey Kräfte und ganz vorzüglich hohem Grad derselben immer einseitiger, schiefen Richtungen weit ausgesezter, als ein andrer, der zwar keine davon in so hohem Grade besizt, wie jener seine einzelne, aber von allen zusammen besser und gleichmäßiger bedient wird.

Die Produkte eines solchen Kopfes sind sicher mannichfacher in sich sowohl, als außer sich, und vollkommner.

Schreibt oder dichtet er ein Werk, in dem die Einbildungskraft seiner Feder präsidirt, so wird das Urtheil sie lenken, daß sie nicht in die Gebiete des Schwülstigen, Uebertriebenen und der Schwärmerey gerathe, ihre Halbideen berichtigen und ergänzen, ihre Phantome ernüchtern; das Gedächtniß wird ihren Stoff vermehren, ihr wahrere Ideen und Bilder leihen, und ihr durch diese Winke geben, nicht aus den windigen Gebieten ihrer Schöpfung zu dreist zu

nehmen, selbst sich Bilder unbehutsam zu schaffen, in ihre betrügliche Luft unvorsichtig zu greifen, und sie erinnern, nach dem Muster der Natur ihre Bilder zu formen.

Ist es ein Werk, wo kühler forschender Verstand die Feder leiten muß, dann bestreuen Einbildungskraft und Gedächtniß mit Blumen, und machen lieblich seinen trocknen, einförmigen Weg, geben Licht und Leben seinem Dunkel und Ernsthaftigkeit, machen die abstraktesten Wahrheiten deutlich, angenehm und eingänglich, und thun viel, sie nüzlich zu machen. Jene macht ihn geschmeidiger und dieses richtiger, schärfer und sichrer seinen Gang.

Wird viel Gedächtniß besonders zu einem Werk erfordert, — denn nie darf eine Feder von ihr abhängen, wenn ihr Produkt nicht Kompilation werden soll — dann giebt ihm der Verstand Originalität, Zusammenhang, Geist und Interesse, die Phantasie, deren Hülfe aber mit Vorsicht und spärlich zu gebrauchen ist, Anmuth und Reiz, bemerkt und zeigt neue und interessante Situationen, auffallende Junkturen, und entdeckt nicht selten die schönsten Verhältnisse und Discrepanzen.

Nun kann ich einige Regeln folgen lassen, wie man sich das Auswendiglernen erleichtern, und wie mans bequem machen könne. Ich empfehle sie dem Jüngling, dem die größere Bildung seines Kopfs seinem Zwecke gemäß wärmer anliegt. Zum

Theil

Theil sind sie Resultate meines Nachdenkens und meiner Erfahrung, zum Theil aus Quintilian *).

1) Lernen Sie anfangs nur wenige und leichte Sachen auf einmal auswendig. Das leichteste sind immer Gedichte, besonders in der Muttersprache. Das Versmaaß, der Takt, der melodische Ton und selbst die äußere Gestalt machen sie behältlicher. Nehmen Sie etwa zuerst nur sehr wenig Verse, und lernen dann von Zeit zu Zeit immer ein paar mehr. Und sie werden finden, daß sie durch fleissige anhaltende Uebung in der Zeit 30 lernen, mit der sie sonst für 10 kaum auskamen. Der berühmte Esthor, der es so machte, verschaffte dadurch seinem Gedächtniß zulezt einen außerordentlichen Grad von Stärke.

2) Haben Sie's so weit gebracht, daß sie 30 bis 40 Verse ohne große Beschwerde lernen können; dann theilen sie ihr Pensum in einige Abschnitte ein, und lernen jeden besonders. Machen Sie aber nicht zu viel dieser Abschnitte; sie brauchen sonst mehr Zeit, und das Zusammenknüpfen der Abschnitte wird eine neue größere Beschwerde. Nehmen Sie aber auch nicht das Ganze auf einmal. Auch so dauert die Sache länger und wird lästiger, weil die Wirkung des Gedächtnisses, dem so viel Ideen auf einmal zu fassen schwer wird, nicht so kräftig seyn kann.

3) Lernen Sie laut, und mit Wohlklang. Die auf einander folgenden Töne verketten die Worte durch

*) XI. 2.

ihr Melodisches mehr an einander, formiren Hörbilder, wenn ich so sagen darf, und machen die Arbeit durch diese Versinnlichung um ein Großes leichter. Auch wehrt das laute Lernen der Zerstreuung durch fremdes Geräusch.

4) Stellen Sie sich Ihr Stück bildlich vor, fassen Sie genau im Bilde die Figur der ersten Worte oder Buchstaben, der einzelnen Abschnitte oder Perioden oder Verse. Sie werden sie dann leichter behalten, wenn Sie sie durch allerhand zwischen ihnen wahrgenommene Verhältnisse an einander knüpfen. Fangen sich z. E. zwey auf einander folgende Abschnitte mit A. und B. oder mit demselben Buchstaben an: so wird diese Folge des Alphabets oder diese Gleichförmigkeit, und selbst die Figuren der Worte und Buchstaben und Seiten, dem Gedächtniß sehr viel helfen. Drum ists gut, nur aus einem Exemplare Einer Edition, ja nicht aus zwey verschiednen Ausgaben eines Buchs, deren Seiten und Schrift verschieden sind, zu lernen. Lokalmemorie oder bildliches Gedächtniß ist ein treffliches Hülfsmittel und Surrogat besonders für die, deren Einbildungskraft prävalirt. Liegt etwa in einem Abschnitte eine Hauptidee, ein vorstechendes Bild: so ketten sie diese durch irgend ein zwischen ihnen aufgefundnes Verhältniß an einander. In Acht aber muß man sich nehmen, der Bilder nicht zu viele zu schaffen. Ihre Reihe wird sonst zu lang, zu vielgliedrig, und ihre Folge gehörig zu fassen macht dem Gedächtnisse doppelte

Mühe,

Mühe, und heißt überflüßige Sprossen in die Leiter machen. Die Alten, die von dieser Regel vorzügliche Anwendung machten, übertrieben die Sache, und fielen ins Lächerliche. Sonst ists nicht zu läugnen, daß in gehöriger Art und Maaße davon gemachter Gebrauch sehr heilsam ist und gut zu staten kommt, aber mehr a) wenn nicht wörtlich auswendig gelernt wird, b) wenn uns mehr einzelne Sachen auf einmal gesagt werden, die wir behalten sollen. Dann die Hauptideen nur sinnlich verkleidet, etwa durch Ohr oder Imagination in Verhältniß gebracht, und sie werden leicht behalten werden. c) Wenn wir eigne Ausarbeitungen auswendig zu lernen haben. Dann haben wir mehr Macht, und können uns nach unserm Sinn und Ideengang leichter und bequemer machen. Ein Prediger ist mir bekannt, der die Hauptsätze seiner Predigten sich so versinnlichte, und anstatt des Konzepts eine Reihe Bilder nach der Ordnung der Predigt hinter einander schrieb oder mahlte. Schwerlich wird aber diese Weise allgemein werden, indem sie eine starke Einbildungskraft voraussezt; die erstere dagegen ist gewiß jedem Kopf anwendbar.

5) Lernen Sie, wo möglich, nichts, ohne das zu denken, was sie zu lernen haben. Dies gilt vornehmlich von eignen Arbeiten, bey denen oft ein gesundes Urtheil ein guter Vicar des Gedächtnisses seyn kann. Eine gut eingetheilte Rede, ein wohl angelegter Plan, ein natürlicher und leichter Ideengang wird schon in sich selbst leichter zu behalten seyn.

Denkt nur derjenige, der öffentlich reden soll, seine Sachen ordentlich und scharf durch, macht sich eine gute Uebersicht und Disposition des Ganzen: so wird er nicht leicht in der Folge der Hauptgedanken fehlen, bey einiger Gegenwart des Geistes wird er furchtlos denken an das, was er spricht, hätte er auch kein großes Gedächtniß. Bey fremden Geistesprodukten geht dies schon nicht so an; denn deren Ideengang ist uns fremd. Sollen wir immer zugleich denken, was wir lernen: so muß Ekel erfolgen aus der häufigen Wiederholung derselben Gedanken. Und bedienen wir uns zugleich der Hülfe bildlicher Vorstellungen: so giebt dies der Ungleichartigkeit der Hülfe wegen, besonders bey häufigen und schnellen Abwechselungen, ein solches Wirrwarr im Kopfe, daß mit diesem in einander geflochtenen Dienst der beyden andern Kräfte dem Gedächtniß so viel wie nichts geholfen ist. Mir wenigstens wars schlechterdings nie möglich, das Urtheil sogleich zu Hülfe zu nehmen. Nur erst, wenn ich eine Aufgabe fertig konnte, bediente ich mich seiner, wenn ich irgendwo stehn blieb, besann mich auf den Zusammenhang der Ideen, und half mir dadurch wieder ein. Aber bildliche Vorstellungen zu machen zur Erleichterung, müßte dann auch nicht weiter nöthig seyn.

6) Bemühen Sie sich, von allem, was Sie lesen, recht deutliche Begriffe sich zu verschaffen und es recht zu verdauen. Die dadurch aufs Gedächtniß gemachten Eindrücke sind tiefer, schärfer und verwi-

schen

schen sich nicht so leicht, als halbgefaßte Ideen, und bedürfen nicht immer eine Wiederholung zu ihrer Erneuerung. Scharf denken und genau und vollkommen fassen, heißt zugleich die Memorie üben.

7) Verschaffen Sie sich oder erneuern Sie sich die Begriffe von allem, was Sie noch nicht wußten oder vergaßen, mit dem Lerneifer und dem Ehrgeiz, der keinem Musensohne fehlen kann, ohne ihn zu beschimpfen, und dieser wird schon die Ideen ohne Wiederholung auf Dutzende von Jahren, ja auf Lebenszeit fest in ihr Gehirn heften. Dieser edle Sinn half einmal einem trefflichen mir ewig unvergeßlichen Jüngling so weit, daß er tiefe und ausgebreitete Sprachkenntnisse bloß durch ihn sich erwarb. Wußte er etwas nicht, so zog ihn die Neuheit der Sachen an, daß er es fest faßte; war ihm etwas entfallen, ehrgeiziger Verdruß daß ers gewiß nicht wieder vergaß. Und so lernte er Myriaden von Worten, ohne je Vocabeln auswendig gelernt zu haben.

8) Nehmen sie das aufgegebene Pensum gleich vor, und wiederholen es alle Tage ein oder etliche Mahl, wie man denn überhaupt alle Tage die Memorie üben muß, wenn sie groß werden soll. Fehlerfreyer werden Sies dann hersagen können, und Ihr Gedächtniß wird dann den intendirten Zweck weniger verfehlen, als wenn Sie nach der fehlerhaften und unzweckmäßigen Weise der meisten, jungen Leute kurz vor dem Hersagen flüchtig und halb überlernen,

und weiter an keine Wiederholung denken. Bey dieser verkehrten Art bleibt Ihr Gedächtniß schwach und arm, wie es vorher war, wird um nichts besser, und es ist Schade um die viele Zeit und Mühe, die man damit verliert; denn natürlich sind die auf das Gehirn gemachten Eindrücke so flach und oberflächlich, daß sie bald wieder verschwinden. Soll aber eine Idee, besonders eine Ideenkette im Gedächtniß bleiben, so muß ihr Eindruck von Zeit zu Zeit wiederholt, und jeder ins Gedächtniß gelegte Schatz zuweilen revidirt werden.

9) Beym Hersagen erlauben Sie sich doch nie ins Buch zu schielen, oder ihren Beysitzern, ihnen zuzuflüstern. Sie könnten sich wider die Wahrheit leicht bereden, Sie hätten es besser inne, als Sies wirklich haben, und am unrechten Orte, wo es keine solche Schleichhülfe giebt, dafür leiden müssen. Auch werden Sie nie recht fertig auswendig lernen, weil Sie sich immer auf fremde Hülfe verlassen, und darüber nie Ihr Gedächtniß strenge üben und durch diese Uebung stärken. Wer durchaus das Binsengeflechte nicht lassen will, wenn er schwimmen lernen soll, und sich nicht entschließen kann, sich an andere nicht zu halten, wenn er doch gern Schlittschuh laufen möchte, lernt sein Lebtag nicht ordentlich schwimmen und Schlittschuh laufen.

10) Ob sie des Morgens oder des Abends am bequemsten auswendig lernen, scheint zweifelhaft, und die Sache hat zwey widrige Seiten. Einige

sind

sind für den Morgen *), andere für den Abend **). Die Vertheidiger des Morgens führen an, daß dann das Gedächtniß noch leer sey. Das gelernte hafte besser, sagen die, welche für den Abend sind. Die Bilder drückten sich besser ein. Beyde haben wohl zugleich Recht und Unrecht. Wahr ists, das Gedächtniß ist früh Morgens stärker, seine Werkzeuge erfrischt und ihnen neue Spannkraft ertheilt durch die vorhergegangene Nacht; es ist noch ungeschwächt und unbeunruhigt durch vorhergegangene Eindrücke. Diese Eindrücke sind tiefer. Es nimmt sie leichter an und wirkt mit unzerstreuter Kraft; nicht minder wahr ists vielleicht, daß die lezten Ideen des Tags, besonders wenn sie geflissentlich und gewaltsam dem Gehirn eingeprägt werden, tiefen Eindruck auf dasselbe gewinnen, weil keine andere folgen, die ihn schwächen könnten, und die Seele träumend noch sich mit diesen Ideen beschäftigen kann. Aber eben so gut sind auch die Nachtheile beyder Zeiten unstreitig. Was des Morgens gelernt wird, verwischt sich leichter, weil die folgenden Ideen des Tages ihre Impression leichter schwächen und löschen, und was das Gedächtniß noch des Abends fassen soll, wird ihm saurer, weil seine Fibern schlaffer und minder elastisch sind. Zu den strengern Gedächtnißarbeiten schickt sich indeß der Morgen besser, als der Abend, an dem die Seelenkräfte ausruhn und abgespannt werden müssen. Da muß

*) Huart Prüfung der Köpfe p. 80.

**) Geßner Isag. §. 50.

muß man sie nicht noch gewaltsam üben und ihnen solche Arbeit zumuthen, und wenn es noch so wahr wäre, daß die Nacht, der Meynung der Alten nach, die Mutter des Gedächtnisses wäre, und die lezten ihm empfohlenen Ideen tiefer in das Gehirn eindrückte. Um diesen Vortheil nicht zu entbehren, braucht man aber keine expresse Gedächtnißübung, sondern sorgfältiges Nachdenken über irgend einen Gegenstand, der denn auch sich tiefer imprimiren würde. Den eben angeführten Nachtheil kann man ja auch leicht vermeiden, und ihren Vortheil mit dem der Abendübung verbinden, wenn man das des Morgens auswendig gelernte des Abends einige Mahl wiederholt. Sonst wäre das leichtfassende Gedächtniß für die Abendübungen und das leicht behaltende für die Morgenübungen am geschicktesten und gestimmtesten, weil grade die verschiednen vorzüglichen Seiten beyder Gedächtnißarten den Mängeln beyder Zeiten am leichtesten abhelfen würden.

11) Lernen Sie schöne Stellen aus Dichtern und Prosaisten und keine Vocabeln auswendig *). Jene bilden Ihren Kopf und Ihr Herz, und geben Ihrem Gedächtnisse die so nöthige associirende Kraft; diese auswendig zu lernen, verdrehet und verdirbt es, befördert diese Kraft nicht, quält auf eine gewaltige Weise den denkenden freyen Menschen, ohne entschieden

*) Gegen das Vocabelnlernen ist auch der selige Geßner; dafür Herr Prof. Buhle in Braunsch. Journal 1788 III. p. 282.

den zu nützen. Denn daß man sagt, dadurch behalte man das Einzelne, als Worte, Namen, Jahrzahlen besser, ist unbewiesen, so psychologisch als empirisch. Wahrer ist, daß bey einer solchen Gedächtnißübung der Verstand Gefahr läuft, von seiner Schärfe zu verlieren. Alle Gedächtnißimpressionen sind auch tiefer und behaltbarer in Association mit andern, der Absicht der Gedächtnißübung gemäß, als vereinzelt*).

12) Außer diesen innern Mitteln, die ich zur Stärkung des Gedächtnisses vorgeschlagen habe, giebt es auch einige äußere, als Bewahrung des Körpers vor allen zehrenden und schwächenden Lüsten und vernünftiger Gebrauch Gedächtniß stärkender Speisen und Apothekerwaaren. Dazu würden gehören Zwiebeln, Senf **), volatilische Salze u. s. w.

Diese 12 Regeln, und erschöpften sie auch bey weitem nicht, wie ich gern glaube, die ganze Gedächtnißkunst, werden hoffentlich immer etwas zur Erleichterung des Werks beytragen. Was und wie der Lehrer dazu wirken müsse, gehört nicht hieher, sondern in eine Abhandlung über die innere Einrichtung der Gymnasien, die nächstens mit der andern über die Polizey neu heraus kommen wird.

*) Vorgl. Schütz Metaph. §. 70.

**) S. Plin. H. N. VII. 8.

5.

Reden eines Lehrers an seine erwachsenen Schüler über die Sorge für die Gesundheit.

Von L. Brackebusch.

Erste Rede.

Meine theuersten Jünglinge.

Sie wissen bereits die Ursache, warum ich Sie außer unsern gewöhnlichen Lehrstunden alle vierzehn Tage einmal besonders versammlet zu sehen wünsche. Ich habe Ihnen manches zu sagen, was in keine von jenen Stunden, die wir zu gewissen Geschäften bestimmt haben, eigentlich paßt, wenigstens nicht zu der Zeit paßt, da ich es Ihnen zu sagen nöthig finde. Ich wünsche Sie also von Zeit zu Zeit in einer besonderen Stunde bey mir zu sehen, in welcher ich Ihnen meine Wünsche, meine Hoffnungen, meine Erwartungen, meine Zufriedenheit und mein Mißfallen, meinen Rath, meinen Trost und meine Besorgnisse, in Absicht Ihrer gegenwärtigen und künftigen Lage, darlegen und mich mit ihnen offenherzig darüber besprechen kann. Vertrauen also und Offenherzigkeit, meine

Lieben!

Lieben! — ich will nichts anders als Ihr Glück. Das ist der lezte Zweck aller unserer Arbeiten und Beschäftigungen und noch eigentlicher und unmittelbarer soll diese Stunde Ihrem gegenwärtigen und künftigen Wohlseyn geheiligt werden. Frey und zwanglos sey unsre Unterhaltung; keine Furcht, keine Blödigkeit, keine Zurückhaltung von Ihrer, kein Mißtrauen, keine Härte, keine überspannte Forderung von meiner Seite. Was dir im Laufe deines Studirens als lehrreich und nüzlich auffällt, guter Jüngling, das theile uns mit; was dich in einsamen Stunden quält und unruhig macht, das vertraue uns; was dich rührt, ergözt und aufheitert, daran laß uns Theil nehmen. Was mir an Ihnen allen oder an einem Jeden insbesondere, als Gutes oder Böses aufstößt, es sey in der Art Ihres Studirens, Ihrer Lebensart, Ihrer Vergnügungen, Ihrer Zeitvertreibe u. s. w., alles das soll nicht verloren gehen; alles das soll hier gebilligt oder getadelt, dazu soll aufgemuntert oder davon soll abgerathen werden. So wollen wir gemeinschaftlich an der Entwickelung unserer Geisteskräfte arbeiten, so wollen wir die Empfindungen des Wahren, Schönen und Guten, in unsern Seelen hegen und stärken, und so wollen wir mit vereinigten Kräften muthig auf das ferne Ziel der Vollkommenheit zueilen, sicher überzeugt, daß nie, wir mögen so weit davon entfernt bleiben, als wir wollen, daß nie ein Schritt, den wir gethan haben, uns gereuen wird. Also noch einmal, Vertrauen und Offenherzigkeit, meine Lieben! der Staat bezahlt

mich

mich für die Mühe des öffentlichen Unterrichts und der Aufsicht über Ihr sittliches Betragen. Aber für meine Liebe zu ihnen, für mein Bestreben, Ihrem Herzen nahe zu seyn, und für die Leidenschaft, sie alle glücklich zu sehen, kann er mich nicht bezahlen. Dafür erwarte ich die Bezahlung von Niemand Anderm, als von Ihnen selbst, diese dürfen Sie mir nicht schuldig bleiben. Als einen großen Beweis Ihrer Ueberzeugung von der Güte meiner Absichten, werde ich die fleissige Benutzung dieser Stunde ansehen. Ich will jedesmal mit einem kleinen Vortrage über irgend einen auf den Zweck dieser Stunde sich beziehenden Gegenstand anfangen. Dies soll uns, wenn nicht Einer von ihnen etwas besonderes vorzutragen hat, zur Unterredung Stoff und Veranlassung geben.

Ich fange heute mit einer Materie an, die es in allem Betracht verdient, recht oft und recht aufmerksam von uns behandelt zu werden, weil auf den vernünftigen Grundsätzen in derselben und auf der gewissenhaften Befolgung derselben ein großer, ja! ich darf wohl sagen, der größte Theil unserer irdischen Glückseligkeit beruht.

Ich rede von der körperlichen Gesundheit.

Wenn es wahr ist, daß unter allen Gütern dieses Lebens keines ist, welches den Mangel der körperlichen Gesundheit ersezt, wenn weder Reichthum noch Ehre, ja nicht einmal Genie und große Talente eine so anhaltende ununterbrochene Glückseligkeit gewähren,

währen, als das reine unvermischte Gefühl des körperlichen Wohlseyns; wenn der gesunde Bettler ein beneidenswerthes Geschöpf im Vergleich mit dem kränkelnden Monarchen ist, und wenn es überhaupt nicht geläugnet werden kann, daß wir ohne Gesundheit nicht einmal fähig sind, ein einziges geistiges oder körperliches Vergnügen in seiner ganzen Reinheit zu kosten, so kann man sich einer gewissen schmerzhaften Empfindung, die bey weiterem Nachdenken Unwille wird, nicht erwehren, wenn man sieht, mit welcher Sorglosigkeit und mit welchem Leichtsinn der größte Theil der Menschen, die eine Hälfte von sich selbst, behandelt. Daß die handarbeitende Menschenklasse, ich meine Bauern und Handwerker, nicht darüber nachdenken, ihren Leib gesund zu bewahren, darüber wundert man sich nicht mehr, wenn man weiß, daß diese Leute überhaupt nicht denken, weil man sie in der Jugend nicht dazu anhält; und man giebt sich darüber zufrieden, wenn man sieht, daß sie bey aller ihrer Unwissenheit von einem gewissen dunklen Gefühl des Nützlichen und Schädlichen geleitet, noch immer ganz erträglich stehen, noch immer das meiste körperliche Wohlseyn genießen, und noch immer den Abgang, welcher von Zeit zu Zeit in den verfeinerten Ständen entsteht, durch eine Masse gesunder Säfte ersetzen. Aber daß diese verfeinerte Menschenklasse, welche den Werth der Gesundheit zu schätzen vorgiebt, so wenig thut, um sich diesen theuren Schatz zu verschaffen und zu bewahren, daß diese Menschenklasse, deren Lebensart

und Sitten unaufhörlich an der Verderbung ihres Körpers arbeiten, jenen Instinkt vernichtet hat, ohne an dessen Stelle die Grundsätze der Vernunft und Erfahrung aufzustellen, das, meine Lieben, das würde man für unbegreiflich halten müssen, wenn man es nicht nach gerade gewohnt wäre, die Menschen in den wichtigsten Dingen am inkonsequentesten handeln zu sehen.

Ihnen hier alle die Fehler und Mißgriffe aufzuzählen, unter welchen die körperliche Gesundheit in den feinern Ständen erliegt, das ist nicht möglich. Sie sind zum Theil in unserer gesellschaftlichen Einrichtung, in unserer Lebensart, in unsern Sitten und Gewohnheiten, zum Theil in unserer Unwissenheit, in unsern Vorurtheilen, in unserem Leichtsinn und in unserer Sorglosigkeit gegründet. Die ersten wegzuschaffen, ist nicht die Sache einzelner Menschen, und diese können daher auch keinem Einzeln zum Vorwurf gemacht werden. Aber die leztern, welche nur mit dem Willen jedes einzelnen Menschen fortdauern, die ein Jeder, so bald er nur will, wegschaffen kann, diese können ihm allerdings zum Verbrechen gegen sich selbst angerechnet werden. Daß wir nicht alle auf dem Lande leben, daß wir uns nicht täglich baden, daß wir nicht immer eine, dem Klima und der Jahreszeit angemessene, Kleidung tragen, wer wollte so ungerecht seyn und einem einzelnen Menschen das zum Verbrechen machen? Aber daß dieser sich ganze Tage der freyen Luft entzieht, daß jener

die

die stärksten Getränke täglich zu sich nimmt, das kann allerdings diesem und jenem mit Recht vorgeworfen worden.

Die Gelehrten sind mehr, wie jede andere Menschenklasse, der Gefahr ausgesezt, ihre Gesundheit früh zu verlieren, und den Rest ihres Lebens in Unmuth über die vielen kleinen Uebel, von denen sie gepeinigt werden, hinzubringen. Sie sind gezwungen, mehrere Stunden auf einer Stelle in einem zugemachten Zimmer ihren Geist anzustrengen. Es bedarf keines Beweises, daß eine solche Lebensart der körperlichen Gesundheit nachtheilig ist. Aber dies ist ein Uebel, welches wesentlich mit der Lebensart eines Gelehrten verbunden ist, und nicht weggeschaft werden kann, so lange man diese Art Menschen braucht. Um Aerzte, Prediger und Rechtsgelehrte zu werden, müssen sie durchaus viel lesen, schreiben, hören, denken; das heißt, sie sind verdammt, eine sitzende und also ungesunde Lebensart zu führen.

Wir wollen uns nicht dabey aufhalten, ob nicht einst eine Zeit kommen wird, wo wir vieles von dem, was wir jezt mit so vieler Gefahr lernen müssen, nicht mehr zu lernen brauchen oder doch auf eine unschädlichere Weise lernen können. Wir wollen nicht untersuchen, ob die menschliche Gesellschaft nach mehrern tausend Jahren noch Leute unserer Art nöthig haben wird. Aber das ist für uns eine wichtige Untersuchung, ob wir das mit unserer Lebensart verbundene Uebel, da wir es nun einmal nicht ganz weg-

schaffen, nicht wenigstens unschädlicher machen können? und besonders, ob wir nicht im Stande sind, uns gegen diejenigen Fehltritte zu verwahren, zu welchen uns keine Verhältnisse zwingen.

Wenn ich von einer Gesundheit rede, welche dem größesten Theil der Gelehrten fehlt, so versteht es sich von selbst, daß ich etwas anderes unter diesem Worte begreife, als: Nicht zu Bette liegen, keine Schmerzen empfinden, lesen und schreiben können. Nicht wenig Gelehrte sind zu dem Allen fähig und erhalten täglich von ihrem Arzte die Versicherung, daß ihnen nichts fehle. Ich aber behaupte, daß ihnen sehr viel fehlt, nemlich ein frohes, nur selten und nie lange unterbrochenes, Gefühl des Gesundseyns. Das, meine Lieben! ist die wahre Gesundheit, welche mit den mannichfaltigen Arten des Kopfwehs, mit Flüssen, Katarrhen, Schwindel, Gliederreissen, Augenschmerzen, Milzbeschwerden, Indigestionen, Hitze, Kälte, und dann vor allen Dingen, mit der täglichen Wiederkehr einer quälenden üblen Laune nicht bestehen kann. Wo diese sich einfinden, da ist durchaus keine Gesundheit, und es ist zehnmal besser, eine kurze Zeit ganz und gar unfähig zu allem Lebensgenusse zu seyn, als tagtäglich den Besuchen Einer jener Furien entgegen sehen zu müssen, die alle unsere Lebensfreuden vergiften.

Wie viel Geschäftsmänner, Prediger, Juristen, Professoren u. s. w. mag man wohl in Deutschland zählen, welche — nicht bis ans Ende ihres Lebens, denn das ist beynahe unmöglich, sondern nur — bis

an

an das funfzigste Jahr, ihres Lebens verschont geblieben sind? Wenn ich von dem kleinen Zirkel, den ich kenne, ausgehen und auf das Ganze schließen darf; so muß die Zahl derjenigen sehr klein seyn, welche nicht von einem jener kleinen peinigenden Uebel heimgesucht wären: das heißt, nur eine ganz kleine Anzahl in der gelehrten Menschenklasse genießt das süße Gefühl seines Daseyns, welches der gütige Schöpfer allen lebenden Wesen verlieh.

Das ist eine traurige Bemerkung, werden Sie sagen, und Sie haben Recht. Denn alle die Freuden, welche aus der Kultur unsrer Seelenkräfte, aus dem Anbaue unserer Vernunft, aus der Verfeinerung unserer Empfindungen entstehen, sind nur ein kleiner Ersaz gegen den Verlust jener Gesundheit, und werden also viel zu theuer erkauft. Aber verlieren Sie deswegen den Muth nicht. Es ist nicht unmöglich, beydes mit einander zu vereinigen, es ist nicht einmal schwer, wenn Sie den Willen haben, das, was wahr und gut ist, zu erkennen; wenn Sie sich über Vorurtheile und Albernheiten wegsetzen und Kraft und Festigkeit erwerben wollen, auf den Weg der Natur zurück zu kehren, und den Grundsätzen der Wahrheit und Vernunft immer getreu zu bleiben. Aus den Betrachtungen, die wir jezt anstellen wollen, wird sich ergeben, daß der größeste Theil der Mühseligkeiten, unter welchen die gelehrte Klasse seufzt, nicht die Folge der Nothwendigkeit, sondern vielleicht das Werk der Unvernunft, des Irrthums, und der

Muthlosigkeit ist und daß es nur auf uns selbst ankommt, die edlen Freuden, welche die Ausbildung unseres Geistes gewährt, mit den frohen Gefühlen des körperlichen Wohlseyns so zu verbinden, daß jene glückliche Harmonie heraus kommt, welche für ein Wesen, das aus Geist und Körper besteht, der eigentlichste Zustand ist.

Ich bin kein Arzt, aber man braucht eben keine Anatomie und Physiologie zu verstehen, um zu wissen, daß der menschliche Körper zu seiner Erhaltung folgende Dinge nothwendig braucht: Einfache unverdorbene Nahrungsmittel, frische Luft, frisches Wasser, gute Bewegung, wozu denn in unserem nördlichen Klima noch eine Wohnung und Kleidung kömmt, die uns gegen Kälte und Nässe verwahren, durchaus aber den Körper nicht unnatürlich erwärmen muß. Alle Menschen von gesunden Eltern erzeugt, weder durch Unwissenheit noch Zufall verdorben, müssen im Genuß jener Dinge und bey einer mäßigen Anstrengung ihrer Kräfte nothwendig gesund seyn. Sie sind um so mehr gesund, je weniger ihnen jene Nothwendigkeiten abgehen, und sind es um so weniger, je mehr das der Fall ist. Wollen Sie wissen, wo die Menschen am gesundesten leben? Gehen Sie in die nordamerikanischen Wälder. Hier weiß man nicht, was Krankheiten sind; man ißt aber auch weiter nichts, als Wurzeln, Früchte und Fleisch, trinkt bloß Wasser, badet sich alle Morgen, geht täglich auf die Jagd, schläft in einer selbst gebaueten Hütte auf getrockneten Blättern und Grase,

und

und kleidet sich, wenn man friert, in Thierfelle. Dafür aber hat man auch weder Kopf- noch Zahnweh, ist zufrieden, wenn man seine wenigen Bedürfnisse befriedigt hat, lebt froh und heiter mit dem vollen Gebrauch aller Sinne bis ins hundertste Jahr, und stirbt ohne Murren und weibische Klage. Vergleichen Sie damit das Leben eines Menschen, der in einer unserer großen Städte von Eltern, die eine weichliche, verzärtelte Lebensart führen, geboren wird. In der Stubenluft aufgewachsen, eingehüllt am Tage in Kleider und des Nachts in Betten, die ihn in einer unaufhörlichen Transpiration erhalten, genährt mit theuren, entnervenden Leckereyen, ohne je die heilsame Erfrischung des kalten Wassers erfahren zu haben: so schleicht er aus einer Lebensperiode in die andere, ohne zu wissen, was leben heißt. Es kann seyn daß er sehr gelehrt ist, sehr viel Bücher gelesen, auch wohl geschrieben hat. Aber glücklich kann ich ihn nicht nennen, nicht einmal bis ins 35ste oder 40ste Jahr; denn jezt fängt er selbst an zu klagen, wird oft zur Arbeit unfähig, erhält tägliche Besuche von Aerzten; wird mit Medikamenten und Lebensvorschriften gequält; ist fast immer mißvergnügt; darf es nur selten wagen, sich den milden Einflüssen der frischen Luft auszusetzen, bezahlt jede Unvorsicht mit theuern Schmerzen; er sieht sich Jahrelang hinsterben, und haucht endlich noch unter den heftigsten Schmerzen seine wimmernde Seele aus.

Es kann unter uns die Frage nicht seyn, welches von diesen Beyspielen wir uns zum Muster neh-

men müssen. Nicht Einer, hoffe ich, wird unter Ihnen seyn, welcher das nie gestörte physische Wohlseyn des uncivilisirten Wilden nicht für ein neidenswerthes Glück ansähe, und im Gegentheil den körperlichen Zustand des civilisirten Stadtbewohners, als ein trauriges und im hohen Grade elendes Leben bemitleidete. Was hilft es, daß wir uns noch länger täuschen. Wir sind der Natur untreu geworden, und die Natur hat uns dafür gestraft. Es bleibt uns nichts weiter übrig, als unsere Blicke auf jene glücklichen Kinder zu richten, die ihr gehorsam geblieben sind, um von ihnen zu lernen, was uns frommt. Lassen Sie uns also immer den demüthigenden Schritt thun, alle unsere Pracht und Herrlichkeit, auf welche wir uns so übermüthig brüsten, einen Augenblick zu vergessen, und lassen Sie uns von diesen verachteten Menschen lernen, was wir thun müssen, um heiter, froh und gesund, wie sie, zu seyn. Lassen Sie uns redlich alle unsere Kräfte aufbieten. Wir werden freylich unser Ideal nie erreichen, aber wir werden, das ist gewiß, unsern Zustand sehr verbessern, wenn wir nur das, was wir von ihnen lernen, treu und gewissenhaft anzuwenden suchen, so viel es uns möglich ist. Also zur Sache.

Die Wilden *) essen und trinken nie, als wenn sie hungrig und durstig sind. Wir essen und trinken des

*) Es darf nicht erinnert werden, daß es auch, zumal unter denen, welche mit Europäern Verkehr treiben, Ausnahmen giebt.

des Morgens, des Mittags, des Nachmittags und des Abends, wir mögen das Bedürfniß zu essen und zu trinken empfinden oder nicht empfinden.

Die Wilden essen und trinken nicht mehr, als die Natur zur Erhaltung des Körpers fordert. Wir wissen nur selten das rechte Maaß zu treffen, und gemeiniglich überschreitet unsere gereizte Begierde die Regel des Bedürfnisses.

Die Wilden essen und trinken selten etwas anderes, als was der Boden und das Klima ihres Landes hervorbringt, und dieses so einfach, unvermischt und ungekünstelt, als es die Natur hervorbringt. Daher überschreiten ihre Begierden auch selten das Maaß des Bedürfnisses. Wir plündern die Erzeugnisse der entferntesten Welttheile, sammlen aus Osten, Süden, Westen und Norden die Produkte des Thier- und Pflanzenreichs, welche für ein anderes Klima, andere Organe, andere Bedürfnisse geschaffen sind, künsteln unaufhörlich an ihnen, vermischen sie auf die seltsamste Weise mit einander, und reizen damit unsere Begierden so unnatürlich, daß wir nun haben aufhören müssen, sie als Maaßstab unserer nothwendigen Bedürfnisse anzusehen. Trauriger Verlust, denn nun ist der Faden zerrissen, an welchem uns die gütige Natur zum physischen Wohlseyn leiten wollte.

Sie sehen leicht ein, daß diese Fehler von großen Folgen auf unseren körperlichen Zustand seyn müssen, und sie sind es wirklich. Unsere Bauern leben bey

weitem nicht so mäßig, als die Wilden; aber doch um ein Großes mäßiger, als wir, und sie sind weit gesünder. Aber warum lassen wir es bey dieser bloßen Erfahrung? Die wenigen Fälle abgerechnet, wo wir gezwungen seyn könnten, von den Regeln der Mäßigkeit abzuweichen, hängt es doch ganz alleine von unserem freyen Willen ab, was, und wie wir essen wollen; warum kehren wir nicht zur Natur zurück? In der That, es muß mit unserer Verderbniß sehr weit gekommen seyn, daß wir noch einen Augenblick anstehen können, solche Grundsätze, deren Wahrheit und Güte in unserem eigenen Verstande entschieden ist, zur Richtschnur unseres Lebens zu machen. Ueberlegen Sie das wohl, meine Lieben. Die Mäßigkeit muß bey Ihnen eine der wichtigsten Pflichten seyn, denn Sie müssen viel sitzen, und Sie sind jung. Nie werden Sie die Heiterkeit ihres Alters behalten, welche bey Arbeiten des Geistes so nothwendig ist, und nie wird Ihr Körper die Festigkeit und Kraft erlangen, ohne welche keine dauerhafte Gesundheit möglich ist, wenn Sie nicht jezt streng gegen sich selbst sind. Ich kann mich hier auf keine Einzelfälle einlassen, aber Nachdenken und Ueberlegung werden Ihnen gewiß sagen, was Sie in ihrer besondern Lage zu thun nöthig haben. Nur eins noch. Fliehen Sie die starken Getränke, wenn Sie nicht, was ich um alles nicht möchte, von der frühesten Kindheit auf daran gewöhnt sind, ganz und gar. Ihre Gesundheit, ihre Zufriedenheit und auch ihre Oekonomie gewinnen dabey nicht wenig, und das augenblickli-

blickliche Vergnügen, welches Sie dabey verlieren, ist so klein, so unbedeutend, daß die Entsagung Keinem, der zu rechnen versteht, schwer werden kann.

Die frische Luft ist ein anderes nothwendiges Bedürfniß für unseren Körper. Die Wilden, und sogar unsere Bauern auf der einen, so wie die Stadtbewohner und Stubensitzer auf der andern Seite, sind der Beweis davon. Jene bringen einen großen, wohl gar den größten, Theil ihres Lebens in der freyen Luft zu und sind gesund; wir den größten Theil unsres Lebens in Häusern und Zimmern und sind ungesund. Aber leider! hierbey kommt unser guter Wille sehr wenig in Betracht. Daß es große Städte mit hohen Häusern und engen Gassen giebt, auf welchen sich eine Menge von Menschen herumtreibt; daß diese, auf einen kleinen Fleck zusammengedrängte, Menschenmasse mit Mauern und Wällen eingeschlossen ist, welche den Durchzug der freyen Luft überall hindern; daß wohl gar noch tiefe Graben, angefüllt mit faulem Wasser, täglich ihre zerstörenden Dünste über die Bewohner der Städte aushauchen; daß zum Ueberfluß in diesen Häusermassen eine schlechte Polizey die Reinlichkeit der Gassen und so viel andere, der Gesundheit nothwendige Dinge vernachlässigt; und daß wir endlich zum Theil gezwungen sind, in diesem pestilenzialschen Aufenthalte unser Leben hinzubringen, welcher einzelne Mensch kann das hindern?

Wenn man Ihnen die freye Wahl läßt, ob sie die künftigen Tage Ihres Lebens auf dem Lande, mitten

ten im Schooße der Natur, oder in einer von jenen traurigen Häusermassen, verleben wollen; so ist die Frage gar nicht, welches Sie vorziehen. Aber das Schicksal kann Mehrere, vielleicht die Meisten von Ihnen bestimmt haben, ihre Lebenstage in einer großen Stadt hinzubringen. Thun Sie dann wenigstens, so viel als Ihnen möglich ist, das heißt unendlich mehr, als die meisten Stadtbewohner thun, um dem unangenehmen und schädlichen Mangel der reinen unverdorbenen Luft abzuhelfen. Wählen Sie, so viel das von Ihnen abhängt, hohe und geräumige Wohnungen. Halten Sie des Sommers den ganzen Tag und des Winters wenigstens ein paar Stunden des Tages offene Fenster. Machen Sie sichs zur heiligsten Pflicht, jeden Tag wenigstens eine Stunde im Freyen hinzubringen: sehen Sie jede Viertelstunde, die Sie außer den Mauern verleben können, als Gewinn an: benutzen Sie jede Muße, jede Gelegenheit, jede Bekanntschaft, die es Ihnen möglich macht, auf kürzere oder längere Zeit die Landluft einzuathmen. Lassen Sie sich nicht durch das Beyspiel Anderer, nicht durch die Demonstration der Aerzte, nicht von ihrer eigenen Bequemlichkeit verführen, den Grundsätzen der Natur und Vernunft untreu zu werden. Keine Stadtvergnügen in zugemachten Zimmern, keine Komödien, keine Bälle, keine Schmäuse, keine Gesellschaften, dürfen Sie abhalten, die wichtigste aller Pflichten gegen sich selbst und gegen Andere, denen Ihre Gesundheit wichtig ist, zu vernachlässigen. Auch durch die Veränderlichkeit der

Witte-

Witterung so wenig, als durch die Verschiedenheit der Jahreszeiten, dürfen Sie sich vom Spazierengehen abhalten lassen. Der Tage giebt es immer wenige, wo die verdorbene Luft der Städte und Häuser dem Körper zuträglicher wäre, als die Luft draußen, und es ist fast immer schädliche Liebe zur Ruhe, welche Hitze, Kälte, Nässe, Wind und Nebel zum Vorwande braucht, um Trägheit und Liebe zur Bequemlichkeit zu entschuldigen.

Finden Sie diese Gründe richtig, haben Sie Muth, diesen Vorschriften zu folgen, können Sie sich über Gewohnheiten wegsetzen und wollen Sie sich nie zur Untreue gegen bessere Erkenntniß verführen lassen; so verspreche ich Ihnen, Sie werden, auch wenn Sie gezwungen sind, in der Stadt zu leben, eine ganz andere Gesundheit, als die meisten abgebleichten oder aufgedunsenen Figuren, die Sie auf allen Straßen umherwandeln sehen, genießen. Und ich denke, es ist immer klüger, ein Glück, das man nicht ganz besitzen kann, lieber zur Hälfte oder zum Drittheil, als gar nicht zu besitzen.

Ein anderes nothwendiges Bedürfniß unseres Körpers ist das frische Wasser, nicht bloß als Bedürfniß unserer Hände und unseres Gesichts, nein, unseres ganzen Körpers. Gewußt hat man das ziemlich so lange, als die Welt steht, aber die klügsten und gebildetsten Nationen der lezten zwey, drey Jahrhunderte haben die Anwendung vergessen, und das kömmt ihnen ein wenig theuer zu stehen.

Alle Völker des Alterthums, von deren Sitten und Gebräuchen uns Nachrichten übrig geblieben sind, haben das Baden in kaltem Wasser für ein nothwendiges Mittel der körperlichen Gesundheit gehalten, und viele sind gar so weit gegangen, daß sie es zu einer Religionspflicht gemacht haben. Wie viel die Griechen und Römer darauf hielten, wissen Sie, und daß es noch bis auf diesen Tag bey allen morgenländischen Völkern, bey allen uncivilisirten Nationen unter allen Himmelsstrichen, bey Russen, Griechen und Türken und endlich im übrigen Europa bey vielen Menschen aus den niederen Klassen, welche an Seen und Flüssen wohnen, üblich ist, kann Ihnen auch nicht unbekannt seyn. Nur allein die gesittetsten Stände unter den gebildetsten europäischen Völkern haben sich davon dispensiren zu können geglaubt, und mit höherer Wahrscheinlichkeit ist die Gleichgültigkeit gegen das Wasser eine der vorzüglichsten Ursachen der Schwächlichkeit und Kraftlosigkeit, welche immer mehr und mehr unter dieser Klasse von Menschen einreißt.

Alles, was sich über diese Materie sagen läßt, hat Niemand kräftiger, deutlicher und eindringender gesagt, als unser großer Husland in einer kleinen Schrift, die in verschiednen Journalen abgedruckt und, wenn ich nicht irre, auch besonders zu haben ist. Auf Ihn verweise ich Sie. Lesen Sie und werden Sie überzeugt, daß die Menschen nicht glücklicher werden, wenn sie mehr wissen, sondern,

wenn

wenn sie das, was sie wissen, anzuwenden suchen.

So lange, bis die vernünftigen Vorschläge des menschenfreundlichen Arztes angenommen, d. i. bis überall an Flüssen und Seen sichere und bequeme Badeörter und für den Winter Badstuben angelegt werden, müssen wir uns so gut behelfen, als wir können. Haben Sie Gelegenheit, des Sommers zu baden, so bedienen sie sich dieses nothwendigen Stärkungs- und Reinigungsmittels so oft Sie können. Daß dies nicht ohne die gehörigen Vorsichtsregeln, (ohne sie kann es nachtheilig, ja tödtlich werden,) und daß es nicht ohne Wissen Ihrer Vorgesezten geschehen dürfe, versteht sich von selbst. Haben Sie aber gar keine Gelegenheit dazu, so versäumen Sie doch ja nicht, wenigstens alle Woche zweymal den Körper von der Scheitel bis auf die Fußsohlen, zu einer Zeit, wo Sie nicht erhizt sind, zu waschen und rein abzutrocknen. Dies ersezt einigermaßen den Mangel des Bades, und ist auf alle Fälle von großem Nutzen.

In unserer jetzigen Kleidung liegen auch nicht wenig Ursachen des allgemeinen Verfalls der Gesundheit. Aber leider sind uns hier ebenfalls die Hände gebunden. Es ist uns erlaubt öffentlich zu sagen: daß der Zweck unserer Kleidung kein anderer seyn muß, als Schutz gegen die Witterung (Kälte, Nässe, Hitze) und Verschönerung des Körpers; daß unsere jetzige männliche Kleidung keinen von beyden Zwecken erreicht;

erreicht; und daß es hohe Zeit ist, hierin eine Aenderung zu treffen, wenn wir uns und unsere Nachkommen nicht der Gefahr aussetzen wollen, noch von größern Uebeln heimgesucht zu werden, als von denen, welche uns bereits jezt treffen: das alles dürfen Sie öffentlich sagen. Aber ich wollte Ihnen um alles in der Welt willen nicht rathen, ihre jetzige Bekleidung wegzuwerfen und sich dafür einen der Natur und unserm Klima angemessenern Anzug zu wählen. Sie würden, weil Sie keine Prinzen und keine Komödianten sind, keine Nachfolger haben, und man würde Sie, weil Ihre Unternehmung kein anderes Verdienst hätte, als daß sie vernünftig wäre, mit Spott und Satyre so sehr verfolgen, daß sie entweder das Land räumen, oder der öffentlichen Meynung nachgeben, d. h. etwas Vernünftiges und Gutes, der Unwissenheit und dem Vorurtheile des großen Haufens aufopfern müßten.

Aber ich bemerke eben, daß ich bereits zu lange geredet habe. Ich breche ab und verschiebe das, was ich noch auf dem Herzen habe — es sind noch einige wichtige Punkte — bis auf die folgende Stunde. Jezt, zu dem, was Sie zu meinem Vortrage gedacht haben.

Zweyte Rede.

Meine theuersten Jünglinge.

Wir sind in der lezten Stunde dabey stehen geblieben, daß unsere jetzige Kleidung ihren Zweck gar nicht erreicht, und ich habe Ihnen versprochen, diese Behauptung zu beweisen. Also gleich zur Sache.

Es hat Philosophen und Physiker gegeben, die im vollen Ernst behauptet haben, auch in unserem nordischen Klima sey es recht gut möglich, alle Kleidung zu entbehren, so gut als in den wärmern Himmelsstrichen, wo man wirklich nakt geht und sich recht wohl dabey befindet. Sie meinen, daß man die übrigen Theile des Körpers eben so gut zur Ertragung der Kälte und Nässe gewöhnen könne, als man, wie die Erfahrung lehrt, Gesicht und Hände dazu gewöhnen kann. Ich kann mich hier auf keine physiologischen Gründe einlassen. Aber ich weiß, daß man im Norden noch nie ein Volk gefunden hat, das ganz unbedeckt gegangen wäre. Unsere Vorfahren, die alten Germanier, als sie zuerst den Römern bekannt wurden, waren mit Ochsenhäuten bekleidet, und so findet man noch heut zu Tage, daß die uncivilisirtesten nordischen Völker mehr oder weniger, aber doch alle, wenigstens mit Thierhäuten bedeckt sind. Gestüzt auf diese Erfahrung, wage ichs, zu behaupten, daß es der Wille der Natur sey, daß wir in unserer Weltgegend uns bekleiden sollen, und das um so sicherer, da ich finde, daß es gerade der Norden

ist, welcher die meisten vierfüßigen Thiere hervorbringt, aus deren Häuten und Haaren die Menschen sich Kleidung bereiten können.

Schutz gegen die Witterung ist also ohnstreitig der Hauptzweck unserer Kleidung, dem der andre, ich meine die Verschönerung des Körpers, auf alle Fälle untergeordnet werden muß. Lassen Sie uns nun einige Minuten daran wenden, um zu sehen, in wie fern unsere jetzige Art, sich zu kleiden, ihren Entzweck erfüllt.

Ich fange vom Kopfe an. Diesen Theil hat die Natur selbst mit einer Bedeckung versehen, ohne Zweifel, weil die zarten Theile unter der Haut noch eines stärkeren Schutzes nöthig hatten, der weder der menschlichen Willkühr, noch dem Zufalle überlassen werden konnte. Die Haare sind der natürliche Schild gegen das Eindringen der kalten Luft. Und da sie nun diesen Entzweck hinlänglich erfüllen, so sehe ich nicht, welchen fremden Schutz unser Kopf noch nöthig haben sollte, und ich schließe daraus, daß alle Kopfbedeckung, wenn nicht gar schädlich, doch wenigstens überflüssig sey. Auch in der stärksten Kälte? höre ich Sie fragen. Auch in der strengsten Kälte; antworte ich, für jeden, der von früh auf dazu gewöhnt ist, aber freylich nicht für uns, die wir von Jugend auf an Hüte oder wohl gar an Mützen gewöhnt sind. Groß könnte am Ende der Schaden auch wohl nicht seyn, wenn wir uns in den strengsten Wintertagen allenfalls den Kopf leicht bedeckten. Aber die noch

immer

immer gewöhnlichen hohen Pelzmützen, die man so gar auch bey einem geringen Grade von Kälte trägt, die dichten Filzhüte, welche den Kopf oft halbe Tage lang gegen den wohlthätigen Anhauch der frischen Luft decken, die wollenen oder baumwollenen, gestrickten oder gewebten Mützen, welche man so gar in der warmen Stube und im Bette trägt, diese sind ganz gewiß an vielem Kopfweh und Augenschwäche Schuld. Wer sich von Ihnen Sünden dieser Art bewußt ist, und etwa Lust hat, sich zu bekehren, der lasse nur diese Warnung nicht umsonst gegeben seyn: daß man eingewurzelte Uebel nicht mit Einem Schlage heilen könne, und also schädliche Gewohnheiten nicht auf einmal ablegen müsse. Wer sich zum Beyspiel gewöhnt hat, in einer Mütze zu schlafen, dem rathe ich, sie nicht auf einmal wegzuwerfen, weil er sich dadurch leicht Flüsse und Kopfweh zuziehen könnte. Zuerst an die Stelle der dichten eine dünnere Mütze eingeführt, und dann endlich, wenn sich der Kopf daran gewöhnt hat, zu einer Zeit, wo die Nächte nicht gar zu kalt sind, sie ganz wegzuwerfen, das führt langsam, aber sicher und ohne Schaden, zum Ziele.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch meine Freude darüber zu bezeugen, daß es doch endlich dem guten Geschmacke gelungen ist, die eben so schädlichen als abgeschmackten Frisuren ganz oder doch wenigstens zum Theil wegzuschaffen. Schon stellen unsere Männerköpfe nicht mehr jenen eklichten Anblick von aufgethürmten, mit Fett und Mehl be-

schmierten Figuren dar, die eben so sehr den guten Geschmack beleidigen, als sie der Gesundheit, der Bequemlichkeit, der Thätigkeit im Wege stehen. Zwar hat man sich noch nicht überreden können, daß ein reines braunes oder schwarzes Haar in natürlichen Locken, über die Schultern rollend, oder auch leicht aufgebunden, schöner ist, als ein unbehaglicher, die freye und natürliche Bewegung des Kopfes hindernder Zopf, als die künstliche Verwirrung an der Seite und auf dem Vorderkopfe, als die Bestäubung mit feinem Mehl, die den Jünglingen das Ansehn der Greise giebt. Aber doch ist unser Haarputz jezt weniger zurückstoßend, ist wirklich auf dem Wege zur Natur und Vernunft. Gebe der Himmel nur, daß der Mittelpunkt so vieler Tollheiten, daß Paris nie wieder die Gesezgeberin der Modewelt werden mag, und daß unsere Großen ihren Haß gegen alles, was französisch heißt, auch besonders auf die mancherley verderblichen Thorheiten ausdehnen mögen, die sie sonst so willig aufnahmen, wenn sie aus Frankreich kamen! Uns selbst überlassen, werden wir, in Absicht des Geschmacks, nie wieder so tief sinken, als wir durch blinde Nachahmung des Auslandes gesunken sind.

Was Sie betrifft, meine Lieben, so lassen Sie sich doch nie von der natürlichen Tracht Ihrer Haare abbringen, die Sie, wie ich sehe, fast Alle angenommen haben. So lange nicht andere Verhältnisse Sie zwingen, warum wollten Sie sich eine Last aufbürden lassen, die Sie durchaus verhäßlicht?

Wenn

Wenn Ihnen Ihr Gefühl des Schönen noch nicht sagt, daß ein frisirter Kopf eine scheußliche Verunstaltung ist, so wissen Sie, daß der tägliche Anblick Sie gleichgültig gegen eine Thorheit gemacht und die natürliche Richtigkeit Ihres Gefühls eingeschläfert hat. An keinen Anblick dieser Art gewöhnt, würde der erste frisirte Kopf, der Ihnen zu Gesichte käme, Sie ohnfehlbar empören und Sie zwingen, das Gesicht wegzuwenden. Sollte dies aber noch nicht hinreichend seyn, Ihnen Widerwillen gegen diese moderne Verunstaltung des edelsten Theiles am menschlichen Körper beyzubringen; so erinnern Sie sich, daß die dicht ineinander gewirrten, mit Puder und Pomade verkleisterten, Haare die Ausdünstung des Kopfes hemmen und die frische Luft von ihm zurückhalten; daß die Frisur Sie in eine schimpfliche Abhängigkeit vom Friseur sezt; daß Sie in tausend kleine Verlegenheiten kommen, tausend kleine Vergnügungen entbehren und tausendmal in den Fall kommen werden, etwas Gutes nicht zu thun, weil — sie noch nicht frisirt sind, oder weil sie fürchten, die Frisur zu verderben.

Man hat schon seit langer Zeit bey Kindern die Halstücher weggeworfen, weil man geglaubt hat, daß sie die freye Bewegung des Kopfes hinderten und den schönen Uebergang von der Schulter zum Haupte verunstalteten. Wenn das gegründet ist, warum folgt das erwachsene männliche Geschlecht nicht diesem Beyspiele? Der Hals eines erwachsenen Jüng-

lings, oder eines Mannes, ist er weniger schön, als der eines Kindes? Ich finde das nicht. Im Gegentheil hat das Spiel der kraftvollern Muskeln etwas sehr reizendes für mein Auge. Aber der Mann und Jüngling müssen sich weit mehr, als das Kind, der Nässe und Kälte aussetzen, und können also der Bedeckung des Halses und der Brust nicht entbehren? Gut. Wer wehrt es euch auf Reisen, oder bey anderen Gelegenheiten, wo ihr die Witterung fürchtet, Hals und Brust zu bedecken. Aber ist es auch bey euren gewöhnlichen Beschäftigungen im Zimmer, bey euren Lustbarkeiten, bey euren gesellschaftlichen Unterhaltungen, ist es auch nöthig im Sommer bey der Arbeit, auf Spaziergängen u. s. w. Vermehrt das Halstuch nicht die Transpiration, so daß ihr bisweilen gezwungen seyd, es von euch zu werfen. Das weibliche Geschlecht weiß von unseren Soubisen und Cravatten nichts und befindet sich wohl dabey. Auch sehe ich oft Bauern abwechselnd in der Kälte und Hitze ohne Halstuch arbeiten, und finde nicht daß ihnen das schädlich wäre. Also — die Halstücher sind zu verwerfen, weil sie unnüz, entstellend und wohl gar schädlich sind. Dies lezte sind sie gewiß, wenn man sie von so außerordentlicher Dicke trägt, als es die heutige Mode verlangt. Sie pressen den Hals ein, hindern die Circulation des Bluts und geben dem ganzen Kopfe eine steife widernatürlich gerade Richtung. Damit will ich Ihnen aber nicht den Rath gegeben haben, nun gleich die Halstücher wegzuwerfen. Wir sind nicht zu Gesezgebern in der

Mode

Mode auserkohren und wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, so können wir doch dem Schicksale nicht ganz entgehen, unseren freyen Nacken unter das Joch dieser launigen Zwingherrin zu beugen. Bis auf den glücklichen Zeitpunkt also, wo wir, ohne für Sonderlinge gehalten zu werden, unseren Hals frey tragen dürfen, lassen Sie uns das nothwendige Uebel des Halstuches so gut vermindern als wir können. Wir wollen also erstlich mit Einem zufrieden seyn, und also die Thorheit unserer jungen und alten Herren nicht mitmachen, welche oft zwey oder drey über einander schlagen; zweytens wollen wir unseren Halsmuskeln einen so freyen Spielraum gönnen, als sie nöthig haben, d. h. wir wollen das Tuch oder die Binde so weit lassen, daß der Hals im mindesten nicht dadurch beengt wird. So vermindern wir das Uebel beträchtlich und können ohne großen Schaden auf bessere Zeiten hoffen.

An unseren Westen und Kleidern habe ich weiter nichts auszusetzen, als daß sie gemeiniglich nicht weit genug sind. Dies gilt besonders von den Aermeln unserer Kleider. Diese müßten, nach meiner Einsicht, viel weiter seyn und dürften nicht viel über den Ellenbogen hinaus gehen. So würde das Armgelenk dem wohlthätigen Anhauche der Luft ausgesezt seyn, und in seinen freyen Bewegungen nicht beengt werden. Doch diese Veränderung in der Form unserer Oberkleider würde sich von selbst finden müssen, so bald es uns nur erst gelungen wäre, eine heilsame Re-

volution in der Unterkleidung, d. h. in unseren Beinkleidern, Strümpfen, Schuhen und Stiefeln bewirkt zu haben. In der That, hier liegt die Mode in einem schrecklichen Streite mit der Gesundheit, von dem zu wünschen ist, daß er bald entschieden und zwar zum Vortheil der leztern entschieden werden möge.

Wenn ich Ihnen sage, daß die Beinkleider, und zumal unsere jetzigen engen Beinkleider, eine äußerst unnatürliche und schädliche Tracht sind, so sage ich etwas, wovon ein großer Theil denkender Menschen überzeugt ist; was verschiedene schon öffentlich gesagt haben, und was doch, wie es scheint, im Ganzen sehr wenig Eindruck gemacht hat. Es erfordert mehr Zeit, als ich jezt habe, Ihnen umständlich den großen Nachtheil unserer Beinkleider zu erklären. Aber es ist gewiß, daß sie unter allen den Ursachen, welche an unserer jetzigen Schwächlichkeit Schuld sind, den ersten Platz einnehmen. Wer Trieb in sich fühlt von dieser wichtigen Sache mehr zu wissen, der lese die bekannte Schrift von Faust, und er wird finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

Unterdeß bis jene menschenfreundlichen Vorschläge in Erfüllung gehen, das heißt, bis wir uns von dieser unnatürlichen Tracht, wenigstens in der Kindheit, befreyen dürfen, was ist da zu thun? Was anders, als das Uebel so sehr zu mildern, als wir können? Also erstlich keine Beinkleider von dickem, schwerem, wollenem Zeuge, weil das die unnatürliche Wärme des Unterleibes noch mehr erregt als linnene

oder

oder baumwollne oder auch lederne. Sodann müssen sie, so weit als möglich, getragen werden, besonders oben am Bunde und unten am Knie. Gut wäre es, wenn die Erwachsenen sie eben so trügen, als man sie heut zu Tage die Kinder tragen läßt, nämlich oben an einem Gürtel, der über die Schulter hängt, befestigt, unten ohne Knöpfe, Bänder und Schnallen bis auf die Wade herunter hängend. Diese Art Beinkleider ist ohne Zweifel die unschädlichste. Sie verhindert wenigstens nicht die Bewegung des Knies und die freye Circulation des Bluts, welches unsere kurzen Hosen durchaus thun. So sehr als möglich also allen Druck und alle Spannung vermieden — dadurch wird wenigstens einigen Nachtheilen vorgebeugt. Wenn sie unter dem Knie zwischen Schnallen und Bändern die Wahl haben, so riethe ich Ihnen zu den leztern, weil diese gewiß weniger drücken. Die heutige Mode kömmt Ihnen darin glücklicher Weise zu statten.

Was ich eben von den Knieschnallen sagte, das gilt auch von den Schuhschnallen. Bänder sind weit vorzuziehen. Daß übrigens die jetzige Form des Schuhes unserm Fuße nicht angemessen ist, davon werden höchst wahrscheinlich die meisten von Ihnen selbst Spuren an Ihren Füßen tragen. Krähenaugen, verbogne Zähen — das sind die gewöhnlichen Folgen unserer spitzen Schuhe, die ein unverwöhntes Auge gewiß auch nicht schön finden kann. So lange bis man bessere Formen erfunden haben

wird, wollen wir die jetzigen wenigstens so weit als möglich tragen; und wenn die vor ohngefähr acht Jahren gewöhnlichen hohen Absätze wieder aufkommen sollten, so wollen wir uns nicht verführen lassen, von unseren niederen Absätzen abzugehen, weil wir nicht Lust haben, mit vorwärts gebogenem Leibe zu gehen, und noch weniger, unseren Füßen, die gewohnt sind, sich schnell zu bewegen, Fesseln anzulegen.

Eben diese Anhänglichkeit an die jetzige Mode, und beynahe aus denselben Gründen, wird uns auch nöthig werden, so bald wieder von den hohen steifen gebrannten Stiefeln die Rede seyn wird, wie man sie noch vor wenigen Jahren trug. Es giebt nichts widerlicheres, als solche Butterfässer, welche die ganze schöne Form des männlichen Beines vor unseren Augen vernichten und der jugendlichen Schnelligkeit so sehr im Wege stehen. Mögen sie ihren Nutzen haben für Kutscher und Reiter, für uns andere taugen sie nicht. Nicht viel besser kann ich von andern Stiefelarten urtheilen, welche bis ans Knie gehen. Zwar verschlingen sie das Bein nicht ganz und lassen uns allenfalls rathen, daß die Peripherie der Wade größer, als die des Unterbeines seyn müsse. Aber sie haben einen Nachtheil, den die Butterfässer nicht haben, sie pressen die Wade und verderben also, wenn sie oft getragen werden, die natürliche Form derselben. Auch diese kann ich also zur gewöhnlichen Tracht auf keine Weise verstatten. Auf Reisen, in der Kälte und Nässe sind sie nüzlich und vielleicht nothwendig.

wendig. Aber hier brauchen sie denn auch nicht so enge zu seyn, daß sie schädlich werden.

So sehr ich nun, wie Sie sehen, gegen die Stiefeln eingenommen bin, so sehr nehme ich die jezt gewöhnlichen Halbstiefeln in Schutz. Sie schützen gegen Koth, Nässe und Kälte, sind leicht und bequem, und lassen den schönsten Theil eines männlichen Beines, die Wade, unverderbt und unverhüllt. Ich glaube daher, daß es eine, dem hiesigen Klima am meisten anpassende, Fußbedeckung ist und bitte den Genius der Mode, sie ja nicht abkommen zu lassen.

Die Strümpfe sind bey unsern kurzen Beinkleidern unentbehrlich, und ich vermuthe, daß es ziemlich gleichgültig sey, ob sie von Wolle, Baumwolle, Linnen oder gar von Seide seyn. Nur das Festknüpfen derselben macht Schwierigkeit. Soll es über dem Knie oder unter dem Knie geschehen? Beydes ist schädlich, wenn es mit einem Bande auf die gewöhnliche Weise geschieht, denn die Circulation des Bluts wird auf alle Fälle dadurch gehemmt. Aber was ist zu thun? Ich weiß keinen andern Rath als daß man sie, durch ein langes Band, an die Weste zu heften sucht, wie ich bisweilen bey Kindern sehe, wenn sie nicht durch die Schnalle oder das Band an den Beinkleiden ohnedem schon fest gehalten werden.

Das wäre es denn, was ich bey unserer Kleidung zu erinnern hätte. So sehr ich die ganze Sache ins Kleinliche zu stellen scheinen mag, so bin

ich

ich doch von ihrer Wichtigkeit fest überzeugt. Gesund seyn, heißt in meinen Augen, eine der größesten Glückseligkeiten des Erdenlebens genießen. Alles was beytragen kann, um uns diesen großen Schatz zu verschaffen oder zu erhalten, ist wichtig. Daß aber unsere jetzige Art der Kleidung an manchem Uebel in unserem Gesundheitszustande schuld ist, davon sind nicht nur Aerzte, Physiologen und Anatomiker, sondern alle denkende Menschen überzeugt. Was ich Ihnen über diese wichtige Sache habe sagen können, ist meistentheils die Folge eigener Beobachtung. Die Schriften eines Camper, und anderer großen Aerzte, die in diesem Fache geschrieben haben, habe ich bis jezt weder Gelegenheit noch Zeit zu lesen gehabt. Nur aus den gelehrten Blättern weiß ich, daß sie ohngefähr die nämlichen Klagen vorgebracht und mit starken Gründen aus ihrer Kenntniß von dem Baue des menschlichen Körpers belegt haben. Es ist mir hinreichend, Sie auf einige Hauptfehler in unserer jetzigen Kleidung, zum Beyspiel auf die engen einpressenden Beinkleider aufmerksam gemacht zu haben. Eigenes Nachdenken und in Zukunft die Bekanntschaft mit den Werken erfahrner Aerzte und Physiologen werden das übrige thun.

Jezt habe ich noch einen der wichtigsten Punkte auf dem Herzen, einen Punkt, der nie genug berührt, nie genug untersucht und nie genug eingeschärft werden kann. Er betrift die freye, dem Körper so nöthige, Bewegung und es sind besonders die Gelehrten

lehrten von Profession, welche sich hier große Fehler zu Schulden kommen lassen.

Unsere großen Vorbilder in der Kunst, gesund zu seyn, die Wilden, kennen weder unsere Kopfarbeiten noch unsere Vergnügungen, die wir in Zimmern sitzend oder stehend genießen. Um ihren Unterhalt zu gewinnen, müssen sie jagen, fischen, Krieg führen und hin und wieder auch wohl eine Art von Ackerbau treiben, d. h. sie sind genöthigt, sich in der freyen Luft zu bewegen. Daß dies eine der Hauptursachen ihres vortreflichen Gesundheitszustandes sey, bedarf wohl keines Beweises. Sie scheinen das auch selbst bey aller ihrer glücklichen Sorglosigkeit zu fühlen, denn warum wären sonst selbst ihre Vergnügungen weiter nichts, als Spiele, Tänze und Leibesbewegungen in der freyen Luft?

Die Hottentotten, Tatarn, Lappen und andere nomadische Völker wissen von den tausenderley Gesundheitsmängeln, welche uns quälen, ebenfalls nichts, und neben den übrigen Ursachen ist es gewiß vorzüglich die tägliche Bewegung in freyer Luft, welcher sie ihre körperliche Gesundheit verdanken.

Wenn unsere Bauern, welche sich fleissig in der freyen Luft bewegen, nicht ganz so gesund sind, als jene; so liegt die Schuld an ihren dumpfen Wohnungen, an ihrer Unreinlichkeit, an ihren elenden, schlechtzubereiteten Nahrungsmitteln, an ihren Kleidern und vorzüglich an ihrer sauren Arbeit, mit der

sie

sie bereits in einem Alter anfangen, welches durchaus nicht zur schweren Arbeit, sondern zur leichten Bewegung bestimmt ist.

Wenn die meisten unserer Handwerker und Handarbeiter nicht so gesund sind, als sie seyn könnten und sollten; so liegt der Fehler außer dem bisher angeführten, auch darin, daß sie sich zwar stark genug bewegen, aber nicht in freyer Luft, sondern in zugemachten Zimmern und viele so gar nur sitzend oder höchstens stehend.

Wenn die feineren Stände bey uns nicht einmal den geringen Grad von körperlichem Wohlseyn genießen, welcher dem stillsitzenden Handarbeiter zu Theil wird, so haben sie das außer ihren übrigen Abweichungen vom Wege der Natur vorzüglich dem Mangel an Bewegung in der freyen Luft zu verdanken.

Wenn endlich die studirende Menschenklasse schwächlicher, als alle übrigen ist, so ist es ausgemacht, daß daran weiter nichts schuld ist, als daß sie, welcher eine zerstreuende Bewegung in Rücksicht ihrer anstrengenden Geistesarbeit mehr als andern sitzenden Menschenkindern nöthig wäre, zu allen ihren übrigen Sünden gegen die Natur, auch noch die hinzufügt, daß sie äußerst selten ihre dichtverwahrte Studirstube verläßt und noch seltner außer derselben etwas anders thut, als Gehen oder Stehen, höchstens Fahren oder Reiten.

Aus allem diesen, was noch mit hundert andern Bemerkungen bestätigt werden könnte, darf ich das Resultat ziehen: daß die erste und größeste Conditio sine qua non bey der körperlichen Gesundheit nichts anders sey als: häufige Bewegung in der freyen Luft.

Ich habe das Vertrauen zu Ihrem Verstande, daß ich Ihnen hier keine Neuigkeit gesagt habe. Eigentlich kann es wohl für keinen erwachsenen Menschen in ganz Deutschland jemals ein Geheimniß gewesen seyn. Aber was soll man von dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderte denken, daß eine der größesten, heiligsten und simpelsten Wahrheiten ohne merkliche Anwendung geblieben ist! eine Wahrheit, die, angewendet nach ihrem weitesten Umfange, eine nicht zu berechnende Summe von Elend und Unglück aus der Welt schaffen würde!

Wenden Sie mir nicht ein, daß unsere Gelehrten allerdings die Nothwendigkeit der Bewegung in freyer Luft anerkennen, daß sie spaziren gehen, reiten, fahren, kleine Reisen machen, Billiard spielen u. s. w.

Das alles mag hinlänglich genug seyn, um ihr Blut vor gänzlicher Stockung zu bewahren; aber es ist bey weitem nicht genug, um ihnen die Gesundheit, welche ich ihnen gönne, zu verschaffen. Es mag genug seyn, eine schwere Krankheit zu verhüten, ist aber im mindesten nicht hinreichend, um ihnen das

tägliche

tägliche Gefühl des Wohlseyns, die Munterkeit und Zufriedenheit zu verschaffen, auf welche sie, vermöge ihres Alters und ihrer übrigen Umstände, so viel Anspruch machen könnten. Und wie oft gehen denn wohl Prediger in der Stadt, Juristen, Professoren, Schullehrer und andere sitzende Geschäftsmänner spaziren? Etwa alle Tage eine oder zwey Stunden? An einem schönen Sommernachmittage oder Abende vielleicht, deren es unter 365 kaum zwanzig nach ihrem Sinne giebt. An den übrigen 345 Tagen wird es ihnen zu einem Spaziergange von zwey Stunden bald zu heiß, bald zu kalt, bald zu naß, bald zu windig seyn, und sie werden lieber zu Hause bleiben wollen.

Zum Reiten und Fahren haben die wenigsten Zeit und Gelegenheit. Die Wenigen, welche etwa bisweilen reiten oder fahren, wenden dabey eben die Vorsichtsregeln an, als beym Spazierengehen.

Die kleinen Reisen zu Fuß oder zu Pferde könnten sehr heilsam seyn, wenn sie nur häufiger geschähen. In einem bequem gepolsterten zugemachten Wagen können sie ohnmöglich von großer Wirkung seyn.

Das Billardspielen in Winter ist allerdings eine kleine zerstreuende Bewegung; aber eine Promenade von einer Viertelstunde in der freyen Luft, ist von größerem Nutzen, als ein zweystündiges Billardspielen in einem geheizten Zimmer.

Also es fehlt unseren Gelehrten größtentheils an jener zur Gesundheit so nöthigen Bewegung in der freyen

freyen Luft. Das ist durchaus nicht zu läugnen. Aber steht es denn nicht in unserem Vermögen, uns diese Bewegung zu verschaffen? Was ist es denn, was uns so unbarmherzig zwingt, unsere Gesundheit zu vernachlässigen? Unsere Berufsgeschäfte können es wohl nicht seyn, denn so sehr wir auch mit Geschäften überladen seyn mögen, so wird es uns doch nicht viel Mühe kosten, täglich eine oder auch wohl zwey Stunden zu unserer eigenen Disposition abzureissen. Es muß also wohl etwas anderes seyn, was uns abhält, eine der wichtigsten Pflichten gegen uns selbst zu erfüllen, und das ist es denn auch bey näherem Anschauen wirklich. Es ist ein gewisses vielköpfiges Ungeheuer, Vorurtheil genannt. Dies verhindert den erwachsenen Mann aus der gelehrten Klasse, den Spaden oder die Sense in die Hand zu nehmen, ins Feld und in den Garten zu gehen, zu säen, zu pflanzen und zu erndten; dies verhindert ihn, wenn er weder Land noch Garten haben kann, mit seines gleichen an öffentlichen Plätzen zusammen zu kommen, sich dort im Laufen, Werfen, Ringen, Fechten und Springen zu üben, ja dies unglückliche Vorurtheil zwingt so gar die Meisten, kleine Reisen, die sie wohl gern zu Fuße machten, zu unterlassen, weil es eben Zeit und Umstände nicht erlauben, einen Wagen zu haben.

O! ihr glücklichen Zeiten, wo man die ersten Magistratspersonen und Feldherrn vom Pfluge holte; wo man die Angesehensten im Staate am Heerde

Rüben bratend fand; wo die Lehrer der Weisheit durch Leibesübungen auf den öffentlichen Spielplätzen sich Erholung von ihrer Geistesarbeit verschafften und neue Stärke gewannen; wo die Sokrates an der Seite ihrer Schüler fürs Vaterland kämpften und alle Beschwerden des Krieges ertrugen; wo die Catone, nachdem sie die höchsten Ehrenämter im Staate bekleidet hatten, auf ihren Feldern, neben ihren Knechten arbeitend, gefunden wurden! Glückliche Zeiten, wo seyd ihr? Ach! damals hatte man die weise Entdeckung noch nicht gemacht, daß Handarbeit etwas Entehrendes sey, und daß Müssiggang einen höhern Rang gebe. Man hielt es weder für ein Glück, noch für eine Ehre, nichts zu thun, und Niemand bot noch alle Künste der Kabale und Intrigue auf, um in den Zirkel der Müssiggänger aufgenommen zu werden. Kurz man gieng damals noch nicht darauf hinaus, elend zu seyn und glücklich zu scheinen, sondern man war nur dann zufrieden, wenn man sich wirklich glücklich fühlte und war ziemlich gleichgültig dabey, wenn man für elend gehalten wurde.

Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu beweisen, was Ihnen Ihr gesunder Menschenverstand sagt: daß sich durchaus kein vernünftiger Grund angeben läßt, warum ein Mann, der gräbt oder pflügt, eben darum weniger bürgerliche Achtung und Ehre verdient, als ein Mann, der weder das eine noch das andere und überhaupt gar keine Handarbeit thut, und zwar eben deswegen, weil er das nicht thut. Indessen ist es

einmal

einmal so bey uns. Von zwey Menschen, die aus dem Thore gehen, von denen der eine einen Spaden und der andere einen Spazierstock in der Hand hat, geben wir alle ohne Bedenken dem leztern in unseren Gedanken den Rang über dem Ersten, und das vermöge des Vorurtheils, über welches jeder Vernünftige bey näherem Nachdenken erröthet, daß Handarbeit etwas Erniedrigendes und Schimpfliches sey.

Wir kennen die Quelle recht gut, aus welcher dieses entehrende Vorurtheil entsprang, und wissen auch wohl die Ursachen, warum diejenigen, in deren Vermögen es steht, sie nicht auf ewig verstopfen. Aber es frommt nicht, sich länger dabey zu verweilen. Nur dies Eine noch. Wenn unter einem Volke die arbeitende Klasse eben deswegen, weil sie arbeitet, in Verachtung gekommen ist; so ist nichts natürlicher, als daß viele aus dieser Klasse eine Art von Unzufriedenheit mit ihrem Zustande empfinden, daß sie heimlich oder öffentlich wünschen, aus ihr erlöset zu werden, und daß sie jede Gelegenheit begierig ergreiffen, aus derselben heraus zu gehen. Daraus folgt nothwendig eine Verringerung der arbeitenden und eine Vergrößerung der verzehrenden Klasse. Die natürliche Folge davon ist, daß die verringerte Klasse der Arbeitenden sich stärker anstrengen und genauer einschränken muß, um die vergrößerte Klasse der Nichtarbeitenden zu ernähren. Daß jene dadurch nicht glücklicher geworden ist, versteht sich von selbst. Aber auch diese sind in der That nicht glücklich gewor-

den. Denn um die arbeitende Klasse dahin zu bringen, daß sie sich eine Vermehrung der Arbeit und eine Verringerung des Lebensgenusses gefallen läßt, bedarf es einer Menge künstlicher Maschinerien. Da müssen eine Menge Irrthümer und Vorurtheile in Umlauf kommen, da müssen die ersten Begriffe der Moral, der Religion, des Rechts verdrehet und verstümmelt werden, weil sonst die Menge von Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten nicht durchgesezt werden könnten, die man doch durchsetzen muß. Die Fähigkeit, alle Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen zu treten, um durch List und Gewalt seinen Zweck zu erreichen, sezt schon hohe moralische Verderbniß voraus. Aber was auch etwa noch da seyn mag von natürlichem Wohlwollen gegen die Geschöpfe seiner Art, die Gewohnheit heilt von dieser Schwäche. Der tägliche Anblick zerstört die Wallungen der Menschlichkeit, das zur Nothwendigkeit gewordene Bedürfniß, vom Raube zu schwelgen, erstickt die leisen Regungen des natürlichen Mitgefühls, macht erfinderisch sich und Andere über den wahren Zustand der Dinge zu betrügen, und führt endlich zu der indolenten Gleichgültigkeit, nach welcher als ausgemacht angenommen wird, daß es nicht anders seyn könne. So werden Falschheit und Hartherzigkeit die Hauptbestandtheile des verderbten Charakters. Aber noch mehr. Die Freyheit, müssig zu gehen, um derentwillen so viel aufgeopfert ist, kann den natürlichen Trieb zur Thätigkeit auch in verderbten Menschen nicht unterdrücken. Wir wollen, wir

müssen

müssen uns beschäftigen, das fühlen wir wohl, aber womit? Einige, und das sind die besten, wenden ihre Thätigkeit auf Gegenstände von Geistesbeschäftigungen. Sie durchlaufen das Feld der Wissenschaften und Künste, zerstreuen sich so gut sie können, und tragen den Verlust der Gesundheit, der frohen Laune und den Mangel an voller menschlicher Glückseligkeit mit Geduld. Andere machen aus der Befriedigung der sinnlichen Begierden ihre Hauptsache, und bezahlen den kurzen Sinnenkützel theuer genug durch Ekel, Krankheit und Langeweile. Noch andere machen Ehre, Ruhm, Ansehn, Gunst und dergleichen zum Gegenstande ihrer Thätigkeit. Dies sind die Elendesten unter allen, weil sie sich auch die wenigen Quellen von Freude, die Wesen ihrer Art noch übrig bleiben, verstopfen. Bey ihnen ist die unerschöpfliche Werkstatt des Jammers und Elends zu suchen, welches den Erdkreis drückt. Unter ihnen findet man diejenigen Menschen, welche bald unser Mitleiden, bald unsern Abscheu, oft beydes zugleich, rege machen. Die lezten, und diese dünken sich die Klügsten, spielen den Eklektiker. Sie erklären sich für keinen Gegenstand ausschließend und versuchen eine glückliche Harmonie in der Befriedigung der sinnlichen Begierden, im Anbau des Verstandes und in der Veredlung des Herzens. Schade um diese Kurzsichtigen, daß sie oft nahe am Ziele den rechten Weg nicht finden können. Es fehlt ihnen nichts, als ein fester Blick auf die Bestimmung des Menschen und sie würden bald finden, daß es ohne körperliche Arbeit immer

unmöglich bleibt, zu etwas Vollkommnen und Ganzen zu gelangen.

Ob übrigens diese Rechnung richtig sey, ob sich das alles ganz oder theilweise irgendwo finde, davon kein Wort, das mag Ihnen die Erfahrung Ihres jetzigen und künftigen Lebens sagen.

Jezt zur Hauptsache zurück.

Auch wir gehören nach der jetzigen Einrichtung der Gesellschaft zu der Klasse von Menschen, welche nicht mit den Händen arbeiten sollen. Allein es hat sich bey genauerm Nachforschen ergeben, daß kein Mensch ohne Handarbeit, oder, was ich dasselbe nenne, ohne anstrengende körperliche Bewegung in der freyen Luft, die Summe von Freude genießen kann, welche ihm bestimmt ist, und daß besonders wir, weil wir gezwungen sind, mehr als andere aus unserer Klasse, zu sitzen und mit Anstrengung zu denken, diese Bewegung weit nöthiger haben, als Andere. Wir haben also die Pflicht auf uns, so viel wir können, in der freyen Luft zu arbeiten. Und da uns die Gesellschaft glücklicher Weise das Arbeiten nicht untersagt hat, ob sie es uns gleich nicht befohlen hat, so giebt es meines Wissens nichts, was uns von dieser Pflicht entbinden könnte. Ich muß es also auch Ihnen zur Pflicht machen, sich alle Tage wenigstens zwey Stunden regelmäßig in der freyen Luft zu bewegen. Können Sie weiter nichts thun, so müssen sie spazieren gehen, vielleicht aber haben sie Gelegenheit, noch etwas besseres zu thun, z. E. im

Garten

Garten zu arbeiten; dies ist noch besser. Um Sie zu überzeugen daß ich Grund habe, Ihnen die Sache so wichtig zu machen, hören Sie noch kurz meine eigene Erfahrung.

Ich habe das Glück, von der Natur mit einem gesunden Körper begabt zu seyn, mit einem Körper, der weder den beträchtlichen Fehlern der frühsten körperlichen Erziehung, noch jenen nicht minder beträchtlichen Fehlern des Jünglingsalters, z. E. der Unordentlichkeit im Essen und Trinken, der Schädlichkeit des Nachtarbeitens, der Thorheit des Tobackrauchens untergelegen hat. Frohe Laune, Muth zur Arbeit, Gefühl des Wohlseyns, Unkunde aller der kleinen Schwächen, welche das menschliche Leben verbittern, alles das sind Güter, die ich in das 23ste Jahr mit hinüber brachte. Aber in diesem Jahre, dem Antritt meines Amtes, fieng meine stille Glückseligkeit an zu wanken. Ich hatte bisweilen üble Laune, die Arbeit war mir oft lästig und nicht selten ergriff mich bey der Menge meiner Geschäfte das unerträglichste aller Uebel, die Langeweile. Ich fieng an, über meinen Zustand nachzudenken. Ich erinnerte mich der glücklichen Zeit, wo die größesten Unannehmlichkeiten meiner frohen Laune nichts anhaben konnten, ich untersuchte die Verschiedenheit meiner jetzigen Lebensweise von der damaligen, und glaubte endlich zu entdecken, daß mein jetziger besserer Tisch, der Wein, jezt mein gewöhnliches Getränk bey der Mahlzeit, und endlich die seltne Bewegung in freyer Luft

die Ursache meines Uebelbefindens seyn müssen. Der Wein wurde also abgeschaft, die vormalige frugale Kost wieder angefangen und die ehemaligen starken Promenaden, besonders die kleinen Reisen zu Fuß, zur Pflicht gemacht. Nicht acht Tage und ich empfand schon die wohlthätige Wirkung meiner Kur. Meine frohe Laune kam wieder und ich arbeitete wieder mit Lust. Aber eine andere Unannehmlichkeit stand mir bevor. Die Spaziergänge unserer flachen Gegend sind sehr einfach, man geht sich bald aus und es ist nicht angenehm, immer denselben Weg gehen zu müssen. Neue Schwierigkeit! aber ich überwand sie. Ich sahe ein paar meiner Freunde auf dem Lande von Morgen bis in Abend in ihrem Garten beschäftigt und es fiel mir ein, ob ich nicht etwas ähnliches thun könnte? Gedacht, gethan! Ich miethete einen Garten, fieng im nächsten Frühjahre an zu graben, zu säen, zu pflanzen und nun erst dünkte es mich, die Auflösung des Knotens gefunden haben.

Denn nun erst, seitdem ich bestimmte Handarbeit in freyer Luft treibe, meine ich im rechten Gleise zu seyn. Alle üble Laune, Schlaffheit und Langeweile ist, bis auf die leiseste Spur, aus meinem Wesen vertilgt. Ununterbrochene Heiterkeit ist die nothwendige Folge des täglichen Wechsels zwischen Arbeiten des Geistes und Körpers, und das feste Bewußtseyns, daß es in meiner Macht steht, mir diesen glücklichen Zustand zu erhalten, läßt mich mit frohem Muthe in die Zukunft blicken. Ich brauche

nun

nun die theuern Zeitvertreibe so vieler Menschen nicht; wenn ich lese, schreibe und unterrichte, so freue ich mich auf die Arbeit, und wenn ich arbeite, so erregt der Gedanke an die Bücher ein frohes Gefühl in meiner Seele.

Aber des Winters, höre ich Sie sagen. Des Winters? nun ja, ich kann in meinem Garten nicht arbeiten, ich kann nur Holz sägen und promeniren. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß das für den Winter genug ist und überdem bringe ich eine so große Masse von guter Laune aus dem Sommer mit, beschäftige mich im Winter mit Plänen auf den kommenden Frühling so sehr, daß auch der rauheste Winter nicht vermögend ist, mich unzufrieden zu machen.

Nach allen diesen Erläuterungen wird es Ihnen für uns nicht unmöglich scheinen, eine noch nicht zerstörte Gesundheit zu erhalten, und sie werden mich verstehen, wenn ich es ebenfalls für möglich halte, im vollen Sinne des Worts glücklich zu seyn.

6.

Aphorismen zum Denken und Handeln für Jünglinge.

Untersuche dein Vermögen, deine Bedürfnisse und die verschiedenen Umstände, wovon du abhängst. Diese Untersuchung wird dich wie ein Polarstern durch die Pflichten des Lebens leiten.

* * *

Die Bescheidenheit ist der Tugend das, was ein Schleyer der Schönheit, oder der Schatten in einem Gemählde ist; sie erhöht ihren Glanz.

Betrachte jenen eingebildeten Mann. Wie er sich in dem Golde seiner Kleider blähet! Mit welcher zufriednen Miene er sich zeigt! Wie er die Augen herum wirft! Wie er den Blicken schmeichelt!

Er geht mit emporgehabnem Haupte; läßt den Armen unter seiner Verachtung seufzen: allen, die unter ihm sind, begegnet er mit Stolze; und ein jeder, der über ihm ist, bezahlt seinen Hochmuth mit reichem Maaße, und spottet seiner Thorheit.

Der Bescheidne erröthet auch vor dem feinsten Lobe; er glaubt ihm nicht; unter ganzen Nationen

ist

ist er der Lezte, der große Verdienste an sich selbst entdeckt.

* * *

Weil der vergangne Tag bereits in das gränzenlose Meer der Ewigkeit hinüber geflossen ist, und du ihm vielleicht eher folgst, als sein nächster Bruder, so nütze den Augenblick, den du hast, ohne den vorübergeeilten zu sehr zu bedauern, noch auf den herannahenden zu viel zu rechnen.

Der Faule ist sich selbst eine schwere Last; die beflügelten Stunden scheinen ihm wie Schildkröten zu kriechen. Er zählt jede Sekunde, und weiß nichts anzufangen.

Seine Tage entschleichen gleich dem Schatten einer Wolke, welche keine Spur hinter sich läßt.

* * *

Liebst du die Ehre? ist Ruhm deinem Herzen ein wollustvolles Getränk: So steig aus deinem Staube empor, und erhebe deine Seele und deine Entwürfe.

Dein Stand sey, welcher er wolle, trachte stets nach der ersten Stufe; laß keine Geschicklichkeit die deinige verdunkeln, findest du ähnliche, so laß eine edle Nacheiferung dich über sie erheben.

Doch sey der Beyfall, den du erhälst, erworben, nicht erschlichen. Der rechtschafne Mann bettelt

telt kein Lob; wird er gezwungen, sich übertreffen zu lassen, so geschiehts zum wenigsten mit Ehre.

* * *

Sich selbst rühmen ist lächerlich; jemand aufzieh.. gefährlich; ein beissender Scherz ist der Freundschaft ein tödtliches Gift.

* * *

Dein Vermögen bestimme das Maaß deiner Ergötzlichkeiten; kaufe keine theurer, als sie werth ist, daß dich nicht die hinkende Nachreue einhole.

* * *

Nie müsse dein blühendes Glück der Behutsamkeit das Auge zudrücken, noch der Ueberfluß die Mäßigkeit verjagen; wer sich im Ueberflusse wälzt, wird eines Tages nach dem Nothwendigen schmachten.

Aus andrer Thorheit lerne Klugheit; betrachte ihren Fall und wandle vorsichtig!

* * *

Fasse kein zu schnelles Mißtrauen; deine Vertraulichkeit verschleudre nicht; — prüfe.

Aber wenn du deinen Freund bewährt gefunden, so schließ ihn in dein Herz, als einen unschätzbaren Demant.

* * *

Unglück, Gefahr, Dürftigkeit, Arbeit und Elend, sind mehr oder weniger das Loos eines jeden Menschen.

Waffne

Waffne dich also bey Zeiten mit Muth und Geduld, und immer mit einem männlichen Geiste, dem dir beschiedenen Theil.

* * *

Vergiß es nicht: für dich ist die Erde nur ein kurzer Aufenhalt, dessen Dauer der Ewige dir zugemessen hat.

Er durchschauet die geheimsten Winkel deines Herzens; er sieht die Eitelkeit deiner Absichten, und oft, aus Barmherzigkeit, versaget er dir deine Wünsche.

Erhebe also kein Murren gegen die Vorsehung, sondern bessre dein Herz. Sage nicht, „o was wäre ich glücklich, wäre ich reich, hätte ich Ansehn, Macht oder Muße!“ Ein jeder dieser Scheinvorzüge führt seine Uebel mit sich.

Du hältst jenen Mann für glückselig; o beneide ihn nicht! sein Glück ist ein übertünchtes Grab, das tausend Qualen einschließt.

Aber auf welcher Bahn dir hienieden zu wandeln vorgeschrieben seyn mag, erwarte kein reines und unvermischtes Glück; die wahre Glückseligkeit füllt einen Becher, den keines Sterblichen Lippen berühren.

Sie ist der Tugend bestimmter Preis; bestimmt, in den Wohnungen der Ewigkeit ausgetheilt zu werden; nur der wird gekrönt, der bis ans Ziel läuft.

Einen

* * *

Einen gesunden Verstand in einem gesunden Körper haben, heißt dem Glücke so nahe kommen, als man sich hienieden demselben nähern kann.

Hast du diese beyden Geschenke vom Himmel erhalten, so hüte dich, damit du sie bewahrest, vor der Annäherung der Wollust. Fürchte ihre verführerische Lockspeise.

Sie ist eine betrügerische Feindin, aber mächtig zum Verführen; du bist verloren, giebst du ihr Gehör.

Die Freuden, welche sie verspricht, arten in Raserey aus; der innere Kern ihres Vergnügens ist Krankheit und Tod.

Auf die, im Schooße der Ueppigkeit, mit Schnelligkeit des Blitzes verflognen Stunden folgen matte Tage der Langeweile, des Ueberdrusses, der Schwermuth. Ihr abgenutzter Gaumen ist stumpf, die leckersten Speisen zu schmecken. Aus Opferpriestern sind sie Opferthiere geworden. Eine gerechte Strafe, die die Vorsehung allen denen bestimmt, welche ihre Gaben mißbrauchen.

* * *

Will dein Zorn, wie ein schwarzes, an Gebirgen gelagertes, Gewitter, auf deinen Feind hervorbrechen, erinnere dich, wie oft du selbst Verzeihung bedarfst.

Ueber-

Ueberlässest du dich der Leidenschaft des Zorns, so wetzest du einen Stahl, um deine eigne Brust zu durchbohren, oder deinen Freund zu morden.

Man wird dich weise preisen, kannst du leicht Beleidigungen ertragen; kannst du sie gar aus deinem Gedächtnisse vertilgen, so wird dein Herz ruhig, und von Vorwürfen befreyt seyn.

Ein Narr fängt Feuer über das, was ein andrer Narr Beleidigendes sagt; ein Weiser lächelt es bis zur Verächtlichkeit hinunter.

Sey stets willig, eine Beleidigung zu verzeihn, nie sie zu erwiedern; wer Gelegenheit sucht, sich zu rächen, stellt sich selbst einen Hinterhalt, und sammlet Jammer über sein Haupt.

* * *

Des Menschen höchste Zierde ist Menschlichkeit; wen nicht das Leiden seines Nebengeschöpfes rühren kann, verdient nicht, daß man ihn beklage. Wer möchte sich sein Herz wünschen?

Verstopfe dein Ohr nicht vor dem Flehen des Dürftigen; laß das Elend des Unschuldigen dein Herz erweichen.

Die Waise ruft dich an; beschütze sie! Die hülflose Witwe weint vor dir Thränen des Kummers, und fleht um deinen Beystand; o laß deine wohlthätige Linke ihre Thränen abtrocknen, und reiche deine Rechte denen, die ihre Stütze verloren.

Dieser

Dieser Arme schleppt sein drückendes Alter von Gasse zu Gasse; in seinen zerrißnen Kleidern ringt er mit der Kälte; sein graues Haupt weiß kein Dach, worunter er des erquickenden Schlafs genießen könne; eile, breite über ihn Flügel der Barmherzigkeit aus! Errette ihn vom Tode, damit deine Seele lebe.

* * *

Heftige Begierden reissen, gleich einem schnellen Strome, alles nieder, was man ihrem Laufe entgegen sezt, und führen Verwüstung mit sich.

Bewahre also dein Herz gegen die Anlockungen ihres Köders; zerbrich die Ketten, womit dir ihre betrügliche Reizungen drohn.

Die Quelle, aus welcher alles Vergnügen fleußt, die Gesundheit würde früh versiegen.

* * *

Kämpft dein Bruder mit Widerwärtigkeit, so steh ihm bey; verleugne nicht deine Schwester, wenn sie unterm Unglücke seufzt.

* * *

Die Gaben des Verstandes sind Schätze des Himmels. Seine Weisheit weiß am richtigsten das Maas, das einem jeden zuträglich ist.

Hat er dir Weisheit beschieden; hat er dein Herz mit Kenntnissen der Wahrheit erleuchtet; theile

dich

dich dem Unwissenden mit, ihn zu belehren; unterrede dich mit dem Weisen, das wird dir neues Licht geben.

Wahre Weisheit ist fern vom Hochmuth; Stolz ist der Stempel der Thorheit. Ein weiser Mann zweifelt oft an seiner Einsicht, und ändert seine Meynung; der immer steifköpfige Narr zweifelt nie, er weiß alles, er sieht alles, nur nicht seine Dummheit.

Der weise Mann fühlt, wie viel ihm noch fehlet, und ist demüthig.

Stets bessert er an allem, was er macht, und sein eigner Beyfall ist der späteste und der richtigste. Aber der kleine Unwissende sieht mit Vergnügen in den seichten Bach seiner Kenntnisse; mit ausgelaßner Freude entdeckt er die Kiesel auf dem Grunde; er wühlt sie aus, und zeigt sie als Perlen. Wie ihn der bewundernde Beyfall seiner noch dümmern Brüder kitzelt!

Er ist eitel auf das, was er unnützes weiß; aber von allem, worin man ohne Schande nicht unwissend seyn darf, weiß er nichts.

* * *

Die Sonne theilt jeder Pflanze ihre Wärme mit, weil jede Pflanze es bedarf; sie ist das Bild des edlen Menschenfreundes.

Er ist glücklich; in seinem Herzen wohnen Zufriedenheit und Ruhe. Erzähle ihm die vernünf-

tige Freude seiner Brüder, — und sein Glück ist zwiefach.

Sein Wunsch ist, in jedes Herz Freude zu gießen; voll Entzücken hascht er jede Gelegenheit, die es ihm erlaubt; nur auf dieses Glück geizt er.

Er wälzt gern die Last von fremden Schultern; denn das erleichtert sein eignes Herz.

Sein Herz ist weit genug, Wünsche für alle Menschen zu fassen; und so weit sein Vermögen reicht, zu handeln, wünscht er nicht.

* * *

Gerechtigkeit ist die Grundfeste alles Friedens, aller Ruhe, und das Glück eines jeden Wesens besteht im ruhigen Genusse des Seinigen.

Auf deines Nachbars Güter wirf kein begieriges Auge; was ihm gehört, sey ein Heiligthum für dich.

* * *

Billigkeit sey in allem deine Richtschnur! Begegne deinem Bruder, wie du willst, daß er dir begegne.

* * *

Was man dir anvertrauet, Geheimnisse oder Schätze, bewahre mit Sorgfalt und Treue, und sey gewiß: in den Augen des Allergerechten ist Diebstahl ein kleineres Laster, als hinterlistiger Betrug.

Unter-

* * *

Unterdrücke nicht den Armen, und dem Arbeiter verkürze seinen Lohn nicht.

* * *

Wenn du handelst, um zu gewinnen, höre die Stimme des Gewissens, und laß dich einen mäßigen Vortheil begnügen. Laß dich die Unwissenheit des Käufers nicht zu Bubenstücken verleiten.

* * *

Was du schuldig bist, bezahle! der, welcher dir lieh, nahm deine Ehre zum Bürgen. Seine Gläubiger hintergehen, heißt: Niederträchtigkeit auf Ungerechtigkeit häufen.

* * *

Glücklich ist der Mann, in dessen Brust der Saame der Wohlthätigkeit gelegt ist; seine Früchte sind Güte und Liebe.

Er eilt, dem Armen in seiner Noth beyzuspringen; er möchte gern den Glücklichen noch glücklicher machen.

Sein Mund ist stumm zum Tadel; Neid und Mißgunst finden ihn taub. Er verabscheuet jedes Echo der Verläumdung.

Ihm ist es durch Uebung leicht, Beleidigungen zu verzeihen; Haß und Rachbegierde sind ihm fremd. Die Besserung seiner Feinde ist sein Wunsch; sie haben Anspruch auf seine Liebe.

Das Leiden eines jeden Menschen erregt seinen Kummer. Selbst der Anblick eines leidenden Thieres ist ihm nicht gleichgültig. Jeder Schmerz, den er erleichtern, jede Qual, die er lindern, jedes Unglück, dem er abhelfen kann, sind erleichtert, gelindert, abgeholfen. Sein Lohn ist der wonnevolle Gedanke: Mich würdigte der Ewige, es zu können.

Er erstickt die Flammen der wütenden Zwietracht. Er besänftigt den alles verheerenden Zorn. Sein sanftmüthiger Rath kömmt den Uebeln des Zankes und des Haders zuvor.

Weit um seine Wohnung blühe Eintracht und Friede; mit Entzücken nennt man seinen Namen; jeder Mund, der ihn ausspricht, erschallt von seinem Lobe.

* * *

Gleich den Zweigen eines Baumes, die den sie nährenden Saft wieder zur Wurzel zurück führen, von der sie ihn empfingen, oder gleich dem Flusse, der sein geliehenes Wasser wieder zum Oceane bringt, freuet sich der Dankbare, wenn er genoßne Wohlthaten erwiedern kann.

* * *

Der Großmüthige gleicht einer wohlthätigen Wolke, welche sich verzehrt, indem sie die Erde mit Blumen, Kräutern und Früchten beträufelt. Aber der Undankbare gleicht der sandigen Wüste; sie verschlingt

schlingt den fruchtreichen Regen, und erzeugt auch nicht Eine Blume.

* * *

Der Mund des Aufrichtigen ist das Sprachrohr seines Herzens. Heucheley und Arglist verunreinigen ihn nie.

Der Gedanke an eine Lüge macht schon sein Auge verwirrt; aber es blizt Freude, wenn es die Wahrhaftigkeit des Mundes bestätigen kann.

Als ein Mann behauptet er seine Würde; nie läßt er sich bis zu den niedrigen Künsten der Verstellung herab.

Er räth als Freund, und mit Freymüthigkeit sagt er seine Meynung. Er hütet sich, das zu versprechen, was er vielleicht nicht halten könnte; niemals macht er zu dem Hoffnung, was er nicht halten will.

* * *

Traue deinem Menschengefühl nicht, mein Lieber, wenn erzähltes, geschildertes, wohl gar erdichtetes Elend dich eher rührt, als wirkliches, wenn du geschilderte Freuden besser, als wirkliche mitfühlen kannst. Glaube mir, auf diesem Wege wird dein Gefühl abgestumpft, bis zu gänzlicher Dürre ausgetrocknet werden.

* * *

Traue deinem Menschengefühl nicht, wenn es sich leicht und gern in Worte ergießt und —

sich beym Wortgenuß leicht begnügen kann. Wenn dich der Anblick von andrer Freuden nicht wirklich froh stimmt — der Anblick andrer Leiden dir nicht wirklich weh thut; wenn er dich nicht drängt, Freude zu vermehren, Leiden wegzunehmen — dich nicht zur wirklichen That treibt, so ist kein wahres Menschengefühl in dir.

* * *

Wahre Menschlichkeit fängt in ihrem nächsten Kreise an, und dann dehnt sie sich weiter aus. — Ueber den Eltern, dem Kinde, dem Gatten, dem Bruder, dem Freunde vergißt sie nicht den Menschen; aber über dem Menschen nicht den, der ihr unter Menschen am nächsten seyn soll. — Es giebt Menschen, deren Mund von Menschenliebe überfließt, die wirklich für den ersten den besten viel thun, gegen Fremde die Dienstfertigkeit, Gefälligkeit und Liebe selbst sind: und in ihrem Hause, in ihrem nächsten Kreise sind sie gerade das Gegentheil. Was sie an jedem Fremden dulderen, wollen sie hier nicht dulden; was sie für jeden Menschen thäten, wollen sie hier nicht thun. Hier sind sie ungefällig, eigensinnig, launig. Das ist aber wohl nicht Menschlichkeit, sondern Ruhmsucht und Eitelkeit. — Auch giebt es Menschen, die sich mit ihrer Menschlichkeit lediglich auf ihr Haus, auf ihren Zirkel, höchstens auf ihre Nachbarschaft einschränken, und sich losfühlen von jedem andern Bande. „Was geht mich der Fremde, der Jude, der unleidliche Mensch an?“ sagen

sagen sie. Aber, lieber Mensch, wenn er gleich nicht dein Bruder, dein Verwandter, dein Freund ist — er stammt doch mit dir aus Einer Familie — er ist Mensch, und du sollst menschlich seyn gegen Menschen.

* * *

Solltest du wirklich wenig für Menschen fühlen, so nutze doch jede Gelegenheit, wo deine Empfindung rege werden kann, und am leichtesten rege wird. Jeder Sinn, jede Kraft will geübt seyn, so auch Gefühl, aus dem Menschlichkeit quillt. Sieh acht, was es ist, das dich noch am leichtesten erwärmt. Such die Gelegenheit auf, wo dein Herz gerührt werden kann, und — mit diesem gerührten Herzen sieh auf den Kranken, Armen, Gedrückten, oder auf den glücklichen Frohen hin. Und dein Herz wird auch gegen deine Mitmenschen weicher werden, du wirst menschlicher werden gegen Menschen, dich nicht entziehen von deinem Fleische.

* * *

Mache dich bekannt mit Herzensleiden und Herzensfreuden, mit dem was innerlich wohl und wehthun kann. — Lieber Mensch, wenn du auch Mitleiden mit jedem Körperschmerz, mit jedem äußern Mangel hast — du bist noch nicht sehr weit in der Menschlichkeit gekommen, wenn du kein größres Leiden in Andern kennst. Je feiner etwas ist, je mehr schmerzt es; das Auge schmerzt heftiger, als

die Hand: So muß ja auch Seelenleiden weher thun, als Körperleiden, weil die Seele feiner ist, als der Leib. Und nur der ist ein wirklich gefühlvoller Mensch, der auch Seelenleiden und Seelenfreuden mitfühlen kann.

* * *

Laß nie deine Grundsätze und Vorsätze so eisern werden, daß Menschlichkeit darunter leiden kann. — Du hast dir etwa vorgenommen, schlechterdings keinem Bettler etwas zu geben; zu gewissen Stunden niemand zu sprechen; durchaus zu der und der Zeit ein Geschäft zu verrichten; dies oder jenes durchaus nicht zu leiden in deinem Hause. Gut; du nahmst dir's aus guten Gründen vor und thatest Recht daran: Aber, jezt kömmt ein Armer, dessen Umstände doch gar zu kläglich sind; es will dich einer sprechen in dringender Noth; du thust jemanden sehr weh, wenn du dein bestimmtes Geschäft gerade jezt thuest; ein armer Fehlender ist ohne Dach und Schutz, wenn du ihn jezt aus deinem Hause schaffst — Lieber! laß jezt deine Grundsätze und sey ein Mensch. — Mensch zu seyn; nicht weh zu thun ohne dringende Noth; zu helfen, zu erfreuen, wo man kann — das ist ja ein heiligeres Gesetz, als irgend ein Grundsatz seyn kann.

* * *

Setze dich immer in des andern Stelle, und frage dich, wie dir's seyn würde, wenn man so handelte

handelte mit dir. Tausend und tausend Ungerechtigkeiten werden begangen, und man denkt gar nicht, daß es Unmenschlichkeit sey; bloß, weil man sich nicht in des andern Stelle sezt, sich nicht fragt, wie's uns seyn würde, wenn man so verführe mit uns. Der Reiche, der Beamte, der Richter läßt oft ohne Noth den Landmann warten, der vollauf zu thun hat. Sicher wird ers nicht thun, wenn er sich fragte, wie ihm seyn würde, wenn man ihn so warten ließe — So mancher schickt den fort, der ihm seine Noth klagen will, und kränkt ihn tief; und sicher wird er ihn anhören, wenn er sich an des Gekränkten Stelle sezte. So mancher fordert Gebühren von dem Armen, der kaum das Brod für sich und seine Kinder bezahlen kann; gewiß wäre er nicht hart, wenn er bedächte, daß der Arme um seiner Gebühren willen hungern muß. Wahrlich! jeden Morgen und jeden Abend; jedesmal, wenn ein Mensch zu uns kömmt, oder wir unter Menschen gehen; jedesmal besonders, wenn jemand etwas will von uns, — ehe wir abschlagen und fordern, ehe wir rufen lassen und fortschicken — sollten wir uns immer vorher fragen: Wie wäre dir an des andern Platz, wenn man dir das versagte, dir das abforderte, dich so fortschickte? — Gewiß würden wir dann menschlicher handeln gegen Menschen!

* * *

Wer am eignen Heerde sich wärmen, und im Arme des wahren Freundes ausruhen kann von den

Mühen des Tages, wer die Natur Mutter, und die Unschuld Schwester nennt, seine Seele rein vor Gott erhält, und nur dann sich erst glücklich preist, wenn er die Thränen des leidenden Bruders getrocknet, und den Blick der Schwermuth erheitert hat, den umschwebt des Himmels süßester Friede, den begleitet die Freude auf allen seinen Pfaden, steht ihm selbst in den bängsten Nächten des Lebens, wenn jeder Stern der Hoffnung verschwindet, zur Seite und lächelt ihm herrliche Tröstung; dem ist am Ausgang der Himmel lachend und heiter, und der Weg bis da, wo er am Grabe endet, blumenvoll und eben.

* * *

Selbstlob ziemt den Weisen nicht. Doch, wenn der Edle mit den Waffen der Wahrheit in der Hand, seine verkannten Unternehmungen vertheidigt; dann gleicht er der Sonne, die den Nebel verjagt, um wohlthätiger zur Erde niederstrahlen zu können.

* * *

Es ist ein herrliches Bewußtseyn, nie gestrauchelt zu haben: Aber — wieder aufgestanden zu seyn vom Falle, ist das Bewußtseyn eines Mannes, der den Kampf mit einer Hyäne bestand!

* * *

Selbst der Augenblick einer gewonnenen Krone kann nicht reicher seyn an Wonne, wie der — wenn der Edle seine gute That mit glücklichem Erfolge gekrönt sieht.

Wahre

* * *

Wahre Tugenden umschweben den Sterbenden in Engelsgestalten und folgen ihm ins Land der Vollendung. Auch die glänzendsten Scheinhandlungen gleichen im Tode den Seifenblasen: Sie spielen einen Augenblick schöne Farben und — verschwinden.

* * *

Weiser Gebrauch der Vernunft kann nie Sünde seyn. Der sie den Menschen gab, wollte auch ihren Gebrauch. Aber, eben der Schwachkopf, der ihn verbietet, beweist, daß nichts gewöhnlicheres ist, als sie durch — Misbrauch oder Nichtgebrauch entehren.

* * *

Wenn der Greis und die Matrone sich bey den Spielen der Jugend freuen, ist es gewiß ein Zeichen, daß sie sich ihrer Jugend nicht schämen dürfen.

* * *

Lebe, um zu lernen; und lerne, um zu leben.

* * *

Durch Furcht vor der Zukunft sich den Genuß der Gegenwart verbittern, ist doppelte Thorheit. Man verliert für die Gegenwart, ohne für die Zukunft zu gewinnen.

* * *

Der Baum der Enthaltsamkeit hat Genügsamkeit zur Wurzel, Zufriedenheit zur Frucht.

* * *

Sey stolz auf Unschuld! kenne eignen Werth, nur verehre auch fremden!

* * *

Edel handeln und bescheiden schweigen, wer dieses kann, ist aufgelegt zu jeder Tugend, aber Unterlassung des erstern und prahlende Heucheley haben schon alle Laster hinter sich.

* * *

Sollen unsre Verdienste für uns reden, so müssen wir selbst davon schweigen.

* * *

Viele sind Freunde unsers Glücks; wenige aber von unsrer Person.

* * *

Sey das, was du scheinest, und scheine das, was du bist.

* * *

Das Unglück gleichet den Arzneyen, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder werde.

* * *

Die Menge der Freunde ist gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund hat. Sie verräth den Mangel des Verstandes und der Erfahrung.

Der

* * *

Der Gedanke des Todes ist das lenkende Steuerruder des Lebens, und wer ihn bey Seite sezt, der begiebt sich freywillig in Gefahr, Schiffbruch zu leiden.

* * *

Wer Verdienste zu haben glaubt, noch mehr, wer sie wirklich besizt, macht sich eine Ehre aus, besonders unverschuldetem, Unglücke, um andere und sich selbst zu überzeugen, daß er werth sey, mit dem Schicksale zu ringen.

* * *

Kein Zufall ist so unglücklich, aus welchem kluge Leute nicht einigen Vortheil zögen, keiner so glücklich, den unüberlegte nicht zu ihrem Nachtheile anwenden könnten.

* * *

Ein kluger Mann muß seinen Planen Rangordnung geben und jeden in seiner Reihe durchführen. Oft mengt voreilige Begehrlichkeit sie durch einander und treibt uns zu so vielen Dingen auf einmal, daß wir, indeß wir nach unwichtigen greifen, die wichtigern verfehlen.

* * *

Guter Anstand ist dem Körper, was Mutterwitz dem Geiste ist.

* * *

Wie es der Charakter großer Geister ist, viel Sinn in wenig Worte zu legen, so ist es die Gabe kleiner, viel zu sprechen und nichts zu sagen.

* * *

Wenig Menschen sind weise genug, nützlichen Tadel täuschendem Lobe vorzuziehen.

* * *

Nicht genug ist es, große Vorzüge zu haben: man muß damit zu wirthschaften wissen. — Um ein großer Mann zu seyn, muß man sein Glück in seinem ganzen Umfange zu nutzen verstehen.

* * *

Das Gute, das wir empfangen haben, verlangt, daß wir das Uebel ruhiger ertragen, was man uns zugefügt hat.

* * *

Oft ist man andern lästig, wenn man glaubt, ihnen nie lästig seyn zu können.

* * *

Kein Mensch hat öfter Unrecht, als der nicht leiden kann, daß er Unrecht habe.

* * *

Man muß des Glücks warten, wie der Gesundheit: es genießen, wenn es uns begünstigt, Geduld haben,

haben, wenn es uns drückt, und zu gewaltsamen Mitteln nur im dringendsten Nothfalle greifen.

* * *

Wer einen Freund ohne Fehler finden will, der mache sich aus dieser Welt heraus, oder kehre in sich selbst zurück; die Vollkommenheit erscheint hienieden nur in Augenblicken und diese allein sind unser Genuß. Ein großer Geist, ein edles Herz wiegt alles auf.

* * *

Freundschaft ist eine Pflanze, die unter jedem Himmelstrich nur langsam wächst. Heil dem, der in seinem Wohnorte nur eine einzige erzieht!

* * *

Bescheidne Meynung von sich selbst ist allezeit die Eigenschaft wahrer Talente.

* * *

Bestimmung des Menschen: Wahrheit erkennen, Schönheit lieben, Gutes wollen, und das Beste thun.

* * *

Wirf keine Stunde deiner Pilgerschaft weg; denn das Leben besteht aus Stunden.

* * *

Da es uns versagt ist, lange zu leben, so laßt uns doch ein bleibendes Denkmal eines würdigen Lebens zurück lassen.

Ein

* * *

Ein reines Gewissen ist der Seele, was Gesundheit dem Körper ist, es verschafft uns eine beständige Seelenruhe und Heiterkeit des Geistes, und hält allen traurigen Schicksalen und Erduldungen, die uns treffen können, das Uebergewicht.

* * *

Die Einsamkeit ist die Mutter der Gedanken: in ihren Hallen ergözt sich der Weise an den Scenen der Vergangenheit — an allen: denn auch die Erinnerung an unangenehme, beut ihm Wonne! hier besucht ihn die Kraft der Phantasie, und kühn blickt sein Geist selbst in die ferne Zukunft.

* * *

Der Witz, wenn er nicht ein Aufwärter der Wahrheit ist, ist ein Teufel, in einen Engel des Lichts verkleidet.

* * *

Man läßt uns nichts übrig, wenn man uns wahre Religion raubt, und raubet uns nichts, wenn man uns dieselbe läßt.

* * *

Das Alter hat zween Stäbe, darauf es sich tröstlich lehnen kann: Die Erinnerung eines vorhin geführten tugendhaften Lebens, und die Hoffnung eines zukünftigen bessern.

Die

* * *

Die Erfahrung macht uns zu geschickten Piloten in den Wogen des Glücks.

* * *

Eine Freude, woran unsre Vernunft keinen Antheil hat, ist nur ein Schmerz, welcher erst kitzelt, ehe er sticht.

* * *

Sey, wenn du kannst, geliebt von jedem: aber nur wenige wähle zu deinen Freunden.

* * *

Willst du glücklich seyn, so stimme dein Herz nach deinem Stande, und verlange weiter nichts, als was nöthig und hinlänglich ist.

* * *

Man gefällt nicht lange in Gesellschaften, wenn man sie bloß deshalb besucht, weil einem seine eigne Gesellschaft misfällt.

* * *

Die Beurtheilungskraft ist der Saft eines großen Baums, die Imagination sein Zweig- und Laubwerk; wer dieses zur rechten Zeit auszuschneiden versteht, vermehrt die Triebkraft von jenem.

* * *

Die Affekten sind die Winde, die unser Lebensschiff forttreiben, die Vernunft der Steuermann, der

es lenkt. Das Schiff stände still ohne Wind, und liefe auf den Strand — ohne Steuermann.

* * *

Man verdient nicht, seinen Freunden zu gefallen, wenn man die Gefahr scheuet, ihnen zu misfallen.

* * *

Gefälliges Benehmen ist ein Empfehlungsbrief bey Fremden und ein Siegel der Freundschaft bey Bekannten.

* * *

Kummer stimmt das Herz zur Freundschaft und Liebe: der Unglückliche kennt keinen Genuß, als Herzensergießung, und deshalb muß er solche Wesen ungewöhnlich lieb gewinnen, die ihm mit Theilnahme begegnen.

* * *

Das Ohr mancher Menschen hat Aehnlichkeit mit den Ableitern böser Dünste, die alles auffangen, was verderbt und schädlich ist.

* * *

Die Pflichten der Menschlichkeit üben ist zu jeder Zeit ein süßes Geschäft, aber am süßesten dann, wenn das Herz voll Harm ist. Unglücklichern, als wir selbst sind, beystehen, ist ein Mittel, unsern eignen Schmerz zu lindern.

Wahre

* * *

Wahre Bescheidenheit ist ein dickbelaubter Baum, der unter seinen Blättern die Früchte verbirgt, die er trägt.

* * *

Der Heuchler hat Aehnliches mit dem Maulwurfe. Dieser arbeitet im Finstern und glaubt sich sattsam versteckt; aber früher oder später fährt er ans Tageslicht, und zeigt sich mit seinem Unrathe auf dem Kopfe.

* * *

Der kluge Mann ist gefällig gegen jeden; mittheilend in der Gesellschaft Einiger; vertraut mit einem Einzigen.

* * *

Die Tugend in Mangel und Widerwärtigkeiten, ist wie ein Reisender, den Wind und Wetter zwingen, sich in seinen Mantel zu verhüllen.

* * *

Ein Wort, das uns entschlüpft, ist Herr über uns, aber wir sind Herr des Worts, das wir für uns behalten.

* * *

Der weise Mann versteht die Güter und die Uebel des Lebens ebenmäßig zu nützen: er ist wie

ein Acker, der die befruchtenden Regenströme eines trüben Tages eintrinkt und die nährende Wärme eines heitern in seinen Schooß aufnimmt.

* * *

Hochmüthige und eitle Menschen haben Aehnliches mit den Kornähren: die das Haupt am höchsten hervorrecken, haben am wenigsten darin.

* * *

Die Grundsätze der Wahrheit sind wie die ächten Diamanten der Könige und Fürsten; die Behauptungen des Irrthums wie die unächten Perlen der Komödianten, die ihre Person spielen.

* * *

Mit dem Vergnügen ist es, wie mit einer Blume von zartem Geruche, den man nicht stark ausziehen muß, wenn ihr Duft derselbe bleiben soll.

* * *

Das Leben der Menschen ist wie eine Parthie Schach, während welcher jede Figur ihren Rang nach ihrer Eigenschaft einnimmt; so bald sie geendigt ist, werden Könige, Damen, Springer und Bauern, ohne Ansehen der Person, in Einen Sack gesteckt.

* * *

Was die Fabel von dem Basilisk erzählt, kann man auf das Laster anwenden: so bald man es erblickt

blickt und ihm zuvorkömmt, wird dessen Gift unschädlich.

* * *

Die Wahrheiten sind von der Hand der Gottheit in einem dunklen und unwegsamen Walde da und dort ausgestreuet. Eine Heerstraße führt vor diesem Walde vorbey und eine Menge von Reisenden wimmelt auf derselben. Unter ihnen finden sich Neugierige, die das dichte Dickigt selbst nur desto mehr reizt, vorzudringen. Sie treten hinein; aber bald verwickeln sie sich in den Wurzelschlingen, reissen sich an den Dornen durch, und, durch die ersten Schritte zurück geschreckt, geben sie ihren ersten Vorsatz auf und eilen wieder zur Heerstraße. Andere, aber in kleiner Anzahl, die nicht eine planlose Neugier, sondern ein feuriges und anhaltendes Streben nach Ruhm in den Wald treibt, dringen über Brüche und durch Hecken tiefer hinein und durchstreifen ihn so lange, bis sie eine mehr oder minder wichtige Wahrheit entdecken. Ist diese Entdeckung gemacht, so kehren sie um, bahnen von dieser Wahrheit an bis zur Heerstraße einen Weg; und dann sieht jeder Reisende sie im Vorbeygehen, weil Jeder Augen für sie hat, und weil es, um sie zu entdecken, ihm nur an lebhaftem Willen, sie zu suchen, und an der nöthigen Geduld, sie aufzusuchen mangelte.

* * *

Einen Witzling und einen rechthaberischen und eigensinnigen Menschen durch Gründe überzeugen, ist

eine eben so undankbare Arbeit, als ein Echo durch verstärktes Rufen zum Schweigen bringen zu wollen. Beyde werden immer das lezte Wort behalten.

* * *

Künste und Wissenschaften können allein schon einer Regierung Glanz geben. Sie verbreiten die Sprache einer Nation vielleicht weiter, als Eroberungen. Sie verschaffen ihr die Herrschaft des Geistes und des Kunstfleisses, die eben so viel Ruhm, als Nutzen bringt; sie ziehen eine Menge vom Fremden in ihre Mitte, deren Neugier sie bereichert, die ihre Sitten und Grundsätze annehmen und mit ihr gemeinschaftliche Sache machen. Eine Nation, die über andre eine gewisse Ueberlegenheit in den Wissenschaften behauptete, würde bald finden, daß dieser Ruhm nicht unfruchtbar sey und daß sie daraus eben so sichern Gewinn ziehen könnte, als aus einer kostbaren und unentbehrlichen Waare, womit sie einen Alleinhandel triebe.

* * *

Es giebt Leute, die so viel Vergnügen am Widersprechen finden, daß es gleich mislich ist, ihre Meynung anzunehmen oder zu bestreiten.

* * *

Man muß unter den Menschen gewissermaßen so leben, wie eine Armee in Feindeslande. Sie lagert sich

sich überall, wohin sie kömmt, aber sie stellt Schildwachen aus und ist immer fertig, sich zu wehren.

* * *

Ein Mann von Verstand ist darum unter Tröpfen stumm, warum ein Mann von Vermögen Bettlern eine Gabe versagt: er hat keine Münze.

* * *

Die Tugend erscheint im Unglücke in ihrem hellsten Glanze. Man könnte sagen, daß sie Aehnliches mit den würzreichen Pflanzen habe, die man drückt, um ihnen wohlriechenden Balsam abzugewinnen.

7.

Ueber den Zustand der Wissenschaften und Künste und die zu ihrem Besten bestehenden Anstalten unter den vornehmsten europäischen Völkern *).

Europa überhaupt.

Europa ist schon lange Zeit in vorzüglichem Besitze einer hohen Kultur der Wissenschaften und schönen Künste. Besonders blühen sie in Deutschland, Großbritannien, Frankreich, in den vereinigten Niederlanden, der Schweiz und Italien. Neben den vielen und guten Lehranstalten, als den lateinischen und Realschulen, Gymnasien, Kollegien, Ritterakademien und den 132 Universitäten, ferner den vielen Akademien oder gelehrten Gesellschaften, bewirken dies auch die bürgerliche, Religions- und Zensurfreyheit, der lebhafte Buchhandel in den meisten Ländern und die vielen öffentlichen Bibliotheken. Die schönen Künste, Mahler- Kupferstecher- Bildhauer- und Baukunst, stehen auch, obgleich auf verschiedne Art, fast überall in gutem Flor; und es

*) Vergl. Meusels vortreffliches Lehrbuch der Statistik. Leipzig, 1792.

es sind zu ihrer stärkern Aufnahme viele Akademien, Gemälde- und Statuengallerien, Kunst- Maschinen- und Instrumentensammlungen angelegt *).

I.

Deutschland.

Selbst Ausländer, welche die jetzige Kultur der Wissenschaften und schönen Künste in Deutschland kennen, gestehen, daß sie, im Ganzen genommen, gegenwärtig auf einem höhern Grade stehe, als in allen übrigen europäischen Ländern. Nicht nur die Menge seiner Schriftsteller, deren jezt ungefähr 7000 geschäftig sind, beweiset dies, sondern auch hauptsächlich der Eifer und das Glück, womit die Deutschen alle Theile der Künste und Wissenschaften bearbeiten, obgleich der Erfolg nicht in allen gleich stark ist. So hat Deutschland weniger geschickte Bildhauer und Baumeister, als Maler und Kupferstecher. Seine Tonkünstler gleichen den italiänischen und übertreffen sie vielleicht jezt. — Es bildet die geschicktesten Forscher in den todten Sprachen, und die Kritik hat ihm so viel zu verdanken, als irgend einer andern Nation. Die Muttersprache hingegen hat man spät zu bearbeiten angefangen; daher erreichen deutsche Dichter und Prosaisten ihre geschickteren Nachbaren nicht ganz. Der Deutsche lernt fremde Sprachen mehr und besser,

*) Goetz in Geographia academica (1789) zählt in Europa 1227 Lehranstalten für Wissenschaften und Künste.

als andere Nationen. Die Historiker bringen unermüdlichen Fleiß zum Studium der Geschichte, aber vielleicht weniger philosophischen Geist und weniger klassische Schreibart.

Kein Volk hat sich so verdient um Geographie und Statistik gemacht; auch alle andere Hülfswissenschaften der Geschichte werden von den Deutschen mit großem Erfolge getrieben. Sie geben keiner Nation etwas nach an Stärke in allen Zweigen der mathematischen Wissenschaften, außer der Navigation; sie sind richtige und tiefdenkende Naturkündiger und sorgsame und fleissige Arbeiter in der Naturhistorie. Die Chemie hat ihre ächte Gestalt den Deutschen zu danken. Keine Nation hat gründlichere spekulativische Philosophen, die gleich entfernt von scholastischer Spitzfindigkeit und flüchtiger Geschwätzigkeit sind. Alle Theile der Arzneykunde haben den Deutschen mannichfaltige Aufklärungen zu verdanken. Sie haben die meisten Materien des Civilrechts erschöpft, ob es gleich in Deutschland wegen der unzähligen Provincial- und Localrechte eine sehr schwere Wissenschaft ist. Auf die übrigen Zweige der Rechtsgelehrsamkeit wird von ihnen vorzüglicher Fleiß verwendet, besonders auf Kriminal- Staats- und Kirchenrecht. Die Theologen der protestantischen Kirche neuerer Zeit sind eben so gründliche Exegeten, als vernünftige, von Vorliebe zu kirchlichen Systemen unverblendete Dogmatiker, deren Schriften zum Theil Epoche machen.

An

An Lehranstalten aller Art fehlt es nicht. Vielmehr ist seit den leztern Decennien die Verbesserung der Erziehung überhaupt, und der gelehrten insonderheit, ein allgemeiner Gegenstand des aufgeklärten Theils des deutschen Reichs. Man hat darin große Fortschritte gethan, aber auch dabey — manche Fehler begangen. Die philanthropischen Anstalten sind von diesen beyden Seiten merkwürdig.

Deutschland hat 37 Universitäten, davon 17 protestantisch, 18 katholisch und 2 vermischt sind. Nach der größern oder geringern Zahl in jedem Kreise und nach alphabetischer Ordnung folgen sie so auf einander: 6 im obersächsischen Kreise: zu Erfurt, katholischer und lutherischer Religion, zu Frankfurt an der Oder, reformirt, zu Greifswalde, lutherisch, zu Jena, lutherisch, zu Leipzig, lutherisch, zu Wittenberg, lutherisch; 5 im niedersächsischen Kreise: zu Göttingen, Halle, Helmstädt, Kiel, Rostock, alle lutherisch; 5 im churrheinischen Kreise: zu Bonn, katholisch, zu Heidelberg, reformirt und katholisch, zu Kölln, Mainz und Trier, katholisch; 4 im fränkischen Kreise: zu Altorf, lutherisch, zu Bamberg, katholisch, zu Erlangen, lutherisch, zu Würzburg, katholisch; 3 im westphälischen Kreise: zu Duisburg, reformirt, zu Paderborn, katholisch, zu Rinteln, lutherisch; 3 im oberrheinischen Kreise: zu Fulda, katholisch, zu Gießen, lutherisch, zu Marburg, reformirt; 3 im schwäbischen Kreise: zu Dillingen,

gen, katholisch, zu Stuttgardt und Tübingen, lutherisch; 3 im österreichischen Kreise: zu Freyburg in Breisgau, zu Insbruck in Tyrol, und zu Wien, katholisch; 2 im bayerschen Kreise: zu Ingolstadt und Salzburg, katholisch; 1 im burgundischen Kreise: zu Löwen, katholisch; 1 in Böhmen: zu Prag katholisch.

Außerdem giebt es sehr viele Lehranstalten unter dem Namen der akademischen Gymnasien ꝛc. z. B. zu Koburg und Danzig, Lyceen, Gymnasien.

Ferner, verschiedne Institute, die den jungen Staatsbürger ausschließlich zu einer bestimmten Lebensart vorbereiten, oder der Unterweisung in gewissen Kenntnissen vorzugsweise gewidmet sind. Zur militärischen Erziehung sind in mehrern Provinzen Kriegsschulen, zur kaufmännischen, Handlungsakademien, ferner Kameralinstitute, Bergwerksschulen u. s. w. Nächst diesen findet man, obgleich von problematischer Entbehrlichkeit, eigne Ritterakademien, zur ausschließlichen Bildung adlicher Jugend, und in der neuern Zeit verschiedne Philanthropine; der vielen Pensionsanstalten, der Institute für Taubstumme zu Berlin, Leipzig und Wien nicht zu gedenken.

Unter den vielen Akademien oder gelehrten Gesellschaften zeichnen sich aus: die kaiserliche Akademie der Naturforscher, die Akademien zu Berlin, Erfurt, Göttingen, Kassel, Mannheim, München; zu

den

den nützlichsten gehören die verschiednen Oekonomiegesellschaften, z. B. zu Heidelberg, Leipzig, Zelle.

Oeffentliche zahlreiche Bibliotheken finden sich fast in allen Residenz- und Universitätsstädten, vorzüglich zu Berlin, Dresden, Göttingen, Gotha, Hannover, Leipzig, Mannheim, Stuttgard, Weimar, Wien, Wolfenbüttel.

Nach Verschiedenheit der stärkern oder geringern Denk- und Preßfreyheit machen die deutschen Provinzen Fortschritte in der Kultur der Wissenschaften. Hierher gehört auch der große Flor des Buchhandels; vielleicht auch die immer zahlreicher werdenden Leihbibliotheken und Lesegesellschaften.

Zur Beförderung der schönen Künste sind Akademien zu Berlin, Dresden, Leipzig, Mannheim, Wien, und Gallerien zu Dresden, Düsseldorf, Kassel, Mannheim, Potsdam, Salzdalum, Wien.

Die Buchdruckereyen sind zwar in Deutschland noch nicht so vollkommen, als in Holland, England und Frankreich: sie werden aber in der neuern Zeit sehr verbessert, besonders zu Berlin und Leipzig, wo auch der Buchdrucker Breitkopf den Notendruck erfunden hat.

Hindernisse der Aufklärung, oder des bestmöglichsten Gebrauchs der Vernunft, sind: schlechte Regierungen

rungen hier und da, allzustarke Zensurbeschränkung, Fehler der Erziehung u. s. f.

a. Oesterreich mit Inbegriff der außer Deutschland gelegnen Staaten.

Seitdem einige vortreffliche Köpfe, vornehmlich durch das Lesen guter protestantischer Schriften gereizt, ihren Landesleuten einen richtigern und edlern Geschmack einzuflößen gewußt haben; seitdem die Kaiserin Königin Maria Theresia und ihr Sohn, Kaiser Joseph der zweyte, darauf bedacht waren, das Schul- und Erziehungswesen zu verbessern; seitdem die Strenge der Zensur etwas gemildert ward; seitdem mehr Religionsduldsamkeit verbreitet worden — seit dem hat das Licht der Aufklärung unter den Bewohnern der österreichischen Monarchie etwas mehr Platz gewonnen, als vorher da war.

Viele Versuche, das Schul- und Erziehungswesen zu verbessern, waren fruchtlos, bis endlich Maria Theresia, nach Aufhebung des Jesuiterordens, die ihr vorgeschlagnen Normalschulen und die darin einzuführende Methode wählte und in Gang brachte, auch deshalb neue Schulschriften ausarbeiten ließ. Indessen ist dadurch für den bessern Unterricht der Jugend nur erst etwas gesorgt worden.

Die höhern Studien, oder Universitäten, Lyceen und Gymnasien wurden auch durch würdige Männer reformirt, aber noch bey weitem nicht so,

daß

daß sie den protestantischen Anstalten dieser Art gleich kämen. Wien, Prag, Insbruck, Freyburg, Pest, Lemberg, Löwen, Pavia, Cremona und Mantua sind die Sitze der österreichischen Universitäten. Die vorzüglichsten Lyceen sind zu Linz, Grätz, Brünn, Großwardein (Archigymnasium), Klausenburg. Der Gymnasien sind sehr viele und werden zum Theil noch von Exjesuiten und Piaristen besorgt. Auch findet man viele adliche Erziehungsanstalten, meistens von Privatpersonen und Landschaften gestiftet, z. B. zu Wien, Kremsmünster, Tyrnau, Waitzen, vorzüglich aber die von Leopold errichtete Theresianisch-Leopoldische Ritterakademie zu Wien. — Zur Bildung tüchtiger Schullehrerinnen stiftete Joseph der zweyte zu Wien ein Pensionat. — Militärakademien sind zu Wienerisch Neustadt und in den Niederlanden. Eine Ingenieurakademie ist zu Wien. Auch hat jedes Regiment zur Bildung 40 armer Soldatenknaben sein eignes Institut. — Für die Kultur der Bergbaukunde ist eine Bergakademie zu Schemnitz. — Zur Verbreitung der Thierarzneykunde besteht in Wien ein Thierarzneyinstitut. — Zur Bildung angehender Handelsbedienten und Wirthschaftsbeamten befindet sich eine Realhandelsschule zu Wien. — Zur Unterstützung der dürftigen Jugend bey ihrer Verwendung auf Wissenschaften und Künste besteht in den Erblanden ein beträchtlicher Stipendienfonds. — Die Handhabung des sämmtlichen Studien-Schul-

Zensur-

Zensur- und Stipendienwesens wird von der Hofkanzley besorgt.

Akademien der Wissenschaften sind zu Prag, Brüssel, Mantua. Andere von Privatpersonen errichtete Akademien giebt es in der Lombardey; zu Wien, die von Joseph dem zweyten gestiftete medicinisch-chirurgische Akademie; hier und da auch ökonomische Gesellschaften.

Die Protestanten, und zwar die Lutheraner, haben Gymnasien zu Preßburg, Oedenburg, Eperies, Hermannsstadt, Kronstadt, und Stiftungen auf einigen deutschen Universitäten; die Reformirten zu Euged, Debreczin, Bistriz, Vasarhely und Klausenburg. Die Griechen studiren auf Montesanto, oder dem Berge Athos in 2 Klöstern. Die armenischen Griechen haben besondre Lehrinstitute zu Löwen und Lemberg; und die Unitarier Gymnasien zu Klausenburg und Torda.

Zur Kultur der Wissenschaften sind viele öffentliche Bibliotheken in allen großen Städten behüflich; die berühmteste und zahlreichste ist die kaiserlich-königliche zu Wien; hernach die Universitätsbibliotheken zu Prag, Lemberg ꝛc. Der Buchhandel leidet unter der Zensur und Mauth.

Der Hauptsitz der bildenden Künste ist Wien, wo eine landesfürstliche Akademie der Mahler-Bildhauer- und Baukunst, in Verbindung mit der Kupferstecherakademie, blühet; 1786 ward auch

die

die Kommerzialkunstschule damit vereinigt. — Die Tonkunst wird nach allen ihren Theilen fast überall, vorzüglich zu Wien und in Böhmen, von Virtuosen und Dilettanten eifrig getrieben. — An herrlichen Kunstsammlungen fehlt es gar nicht; am wenigsten in Wien, wo z. B. die K. K. Bildergallerie, die fürstliche Kaunitzische, Lichtensteinische u. a. m. zum Gebrauch offen stehen.

b. Preußische Staaten.

In den meisten Gegenden stehen sie in starkem Flor; werden sehr eifrig geliebt und getrieben. Berlin besonders ist in dieser Rücksicht die erste Stadt in Deutschland. Man findet da große Männer in fast allen Fächern der Wissenschaften und Künste. Obgleich aber die Hauptstadt der vornehmste Sitz der Gelehrsamkeit ist; so haben sich doch Aufklärung und guter Geschmack durch die allermeisten preußischen Staaten verbreitet. Dies hat man vorzüglich der Freyheit im Denken und Schreiben, den musterhaften Lehranstalten, dem Beyfalle und den Ermunterungen von Seiten der leztern Regenten, nicht weniger den eifrig mitwirkenden Staatsministern, die selbst gründliche Gelehrte und einsichtsvolle Schätzer des Guten, Edlen und Schönen sind, zu danken. Der jetzige König begünstigt noch mehr, als sein verewigter Oheim, besonders die Kultur der deutschen Sprache.

Alle Gymnasien, Pädagogien, Ritterakademien und Universitäten — außer dem joachimthalischen Gymnasium zu Berlin, den Lehranstalten in den fränkischen Fürstenthümern, den unter dem reformirten Kirchendirektorium stehenden Schulen und Schlesiens Erziehungsanstalten — stehen unter dem vom jetztregierenden Könige errichteten Ober-Schulkollegium, welches aus gelehrten und berühmten Schul- und Staatsmännern als Oberschulräthen besteht, von einem Staatsminister dirigiret wird, und unmittelbar unter dem Landesherrn steht. — In Schlesien ist seit 1787 ein besondrer Oberaufseher und Direktor des gesammten Schulwesens bestellt.

Eigne litterarische Anstalten zum Behuf der Wissenschaften und Künste sind: 1) die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren Protektor der König selbst ist, die unter einem Kurator steht und in gewisse Klassen vertheilt ist; 2) die königliche Akademie der bildenden Künste zu Berlin, deren Protektor ebenfalls der König ist und die einen besondern Kurator hat; 3) gelehrte Privatgesellschaften zu Berlin, Frankfurt, Duisburg, Erlangen und Königsberg; 4) sieben Universitäten, nemlich 3 evangelischlutherische, zu Halle, Erlangen und Königsberg, 2 evangelischreformirte, zu Frankfurt und Duisburg; 2 römischkatholische zu Breslau und Culm; 5) Ritterakademien zu Liegnitz und Brandenburg; 6) Gymnasien und lateinische Schulen, deren die Lutheraner dreyßig, die Reformir-

formirten vier, die Katholiken über funfzehn, und die Juden in den deutschen Staaten zwey zählen; 7) militärische Schulen, zu Berlin, Stolpe, Culm, Potsdam; 8) Schulmeisterseminarien; 9) Pensions-Privatanstalten; 10) Vieharzneyschule zu Berlin. — In Berlin werden auch viele öffentliche und Privatvorlesungen für besondre Stände gehalten, als für Juristen, Mediciner, Naturforscher, Philosophen, Militärpersonen, Feldmesser, Forstleute und Bergkundige.

Die zahlreichen öffentlichen Bibliotheken in den großen Städten, vorzüglich zu Berlin, auch viele Privatbibliotheken, nebst dem, ehemals aber ungleich lebhaftern, Buchhandel, befördern die Aufnahme der Wissenschaften sehr, so wie die schönen Künste durch die königliche Gemäldesammlung und die des Prinzen Heinrichs zu Berlin, durch die königliche Bildergallerien zu Potsdam und Sans-Souci, durch das Antiquitätenkabinet zu Charlottenburg und andere schätzbare Privatsammlungen immer mehr gehoben werden.

Der zur Aufnahme der Wissenschaften und schönen Künste bestehenden vorzüglichern Anstalten in den übrigen Provinzen des deutschen Reiches ist schon oben in der allgemeinen Uebersicht derselben, in so fern von Deutschland überhaupt die Rede war, gedacht werden.

2.

Großbritannien und Irland.

Auch in diesen Ländern werden die Wissenschaften und schönen Küuste meistens mit großem Eifer getrieben. Sie fanden in der Freyheit der Regierungsform, der Preßfreyheit, und der Freygebigkeit, welche der Reichthum den Bemühungen geschickter Männer wiederfahren ließ, ihre hauptsächlichste Unterstützung; und es würde noch mehr geschehen, wenn nicht die ewigen politischen Zänkereyen dem Wachsthum der Wissenschaften oft hinderlich wären und wenn die Art zu studiren nicht manchmal so verkehrt wäre. — Unter den schönen Künsten blühet jezt die Kupferstecherkunst am stärksten.

Eigne Anstalten zum Behuf der Wissenschaften und Künste sind: 1) die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London, (seit 1645 und 1663), die Stammmutter aller übrigen ihres Namens und ihrer Gattung. Ihre Abhandlungen und Erfindungen, welche sie unter dem Titel *Philosophical Transactions* heraus giebt, haben so wohl der Gelehrsamkeit, als dem Staate wahren Vortheil gebracht; 2) die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburgh; 3) die königliche irländische Akademie zu Dublin; 4) einige andre gelehrte Gesellschaften, z. B. diejenige der Alterthumsforscher zu London und Edinburgh, die medicinischen in diesen beyden Städten; die Societät für

Natur-

Naturgeschichte zu London, die literarische und philosophische zu Manchester, die gelehrte Gesellschaft zu Calcutta in Bengalen; 5) die königliche Akademie der Künste zu London seit 1769; wohin auch die Societät zur Beförderung der Künste, der Manufakturen und der Handlung in London gerechnet werden kann; 6) zwey Universitäten in England, zu Oxford und Cambridge; 7) vier Universitäten in Schottland zu Edinburgh, Glasgow, Aberdeen, und St. Andrews, auf denen nur Presbyterianer, so wie auf den englischen nur Episkopalen, studiren dürfen; 8) eine Universität zu Dublin für Irland, die nur von Episkopalen besucht wird. (Jede Universität ertheilt zwar die Gradus aller vier Fakultäten: doch wird nur hauptsächlich Philosophie, Philologie und Theologie getrieben. London ist dagegen der Hauptsitz von juristischen und medicinischen hohen Schulen.) 9) Verschiedne *Grammar Schools*, auf denen die alten Sprachen gelehret und die Knaben zur Universität vorbereitet werden. Sie bedürfen aber, so wie die Universitäten, noch einer großen Verbesserung.

Außer den Bibliotheken bey den Universitäten, unter denen hauptsächlich die Bodleyische und Radcliffische zu Oxford berühmt sind, hat man in London zu bemerken: die im Palaste der Königin, die königliche und cottonische im brittischen Museum, die der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und eine andre in Bedford-Square. — Der Buch-

handel ist nicht in der besten Ordnung: in den Buchdruckereyen aber wendet man viel Fleiß auf Korrektheit und Sauberkeit.

Viele, zum Theil ansehnliche und kostbare Kunst- und Naturaliensammlungen findet man in und außer London, selbst bey Privatpersonen; die berühmteste aber im brittischen Museum.

3.

Frankreich.

Ob dieses Reich durch die Revolution für die Wissenschaften und Künste, welche unter seinen ehemaligen Königen ganz außerordentliche Unterstützungen fanden, gewonnen haben wird, kann erst die Zukunft lehren. Da die Nation seit den leztern vier Jahren ihre ganze Aufmerksamkeit auf die neue Staatsverfassung richtete und zulezt beynah mit dem ganzen übrigen Europa in den blutigsten Krieg verwickelt ward, welchem sie alle ihre Kräfte aufopfert, da sie mit sich selbst uneinig, im Innern des Reichs die größten Verwüstungen anrichtet, da sie im Taumel des Freyheitsschwindels selbst viele der besten Denkmäler der Kunst zerstörte, so darf man für jezt wohl nicht viel von hohem Flore der Wissenschaften und schönen Künste sagen; vielmehr blickt die Muse mit thränendem Auge auf die ehemaligen blühenden Sitze der Wissenschaften hin. — Doch wenigstens Etwas über die vor und im Anfange der Revolution bestande-

bestandenen, zum Theil auch noch jezt vorhandnen, Anstalten für Wissenschaften und Künste: 1) Die vielen Akademien und davon in der Hauptstadt vorzüglich l'Academie françoise; Acad. des Inscriptions et belles lettres; Acad. des sciences; Acad. de Chirurgie. Nach dem Muster derselben sind in andern großen Städten 33 angelegt worden, von denen die meisten, wie die pariser, Preise austheilen; 2) Universitäten; seit 1786 sind ihrer 21: Aix, Angers, Besanßon, Bourdeaux, Bourges, Caen, Dijon, Dole, Douay, Montpellier, Nancy, Nantes, Orleans, Paris (die aus mehrern Kollegien besteht) Pau, Perpignan, Poitiers, Reims, Straßburg, Toulouse, Valence; 3) die (ehemals königliche) Akademie der Mahler- Bildhauer- und Baukunst zu Paris; 4) viele Gymnasien und geringere Lehranstalten.

In Paris sind mehrere öffentliche Bibliotheken, unter denen die (ehemals königliche, jezt) National- Bibliothek eine der vorzüglichsten in der Welt ist. Der Buchhandel ist sehr beträchtlich; in Paris allein sind über 150 Buchhändler und in den Provinzen über 800. Die Buchdruckerey und Schriftgießerey sind höher, als irgendwo, getrieben; im ganzen Reiche sind bey 300 Buchdruckereyen und in Paris wenigstens 12 Schriftgießereyen: Kunstsammlungen giebt es in mehrern Städten, vornehmlich zu Paris, insbesondre im Palais royal.

4.

Vereinigte Niederlande.

Hier blühen Wissenschaften und Künste zwar nicht mehr so herrlich, als ehedem, stehen aber doch noch immer in Flor und finden viele Verehrer, vorzüglich alte Literatur und Kritik.

Von jeher (doch in den ehemaligen Zeiten mehr als jezt) hat dieses Land treffliche lateinische Stylisten und Dichter hervorgebracht; dagegen die Muttersprache vernachlässigt wurde. In der Mathematik, Naturlehre, Naturgeschichte und in der praktischen Philosophie thun sich die Holländer sehr hervor. Um das römische Recht haben sie sich mehr, als um ihr eignes Staatsrecht, verdient gemacht; auch in der Arzneykunde haben sie ungemein viel geleistet. Aber ihre meisten Theologen sind steife Hyperorthodoxen. Die Freyheit zu denken und zu schreiben, welche andern Wissenschaften so heilsam ist, hat ihre Kraft an der Theologie noch nicht bewiesen. — In Rücksicht auf die schönen Künste sind die Holländer das auch nicht mehr, was sie ehedem gewesen sind.

Eigne Anstalten zum Besten der Wissenschaften und Künste sind: 1) die 1752 entstandne Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem, welche andere zu Vlissingen (seit 1769), Leiden, Rotterdam, Amsterdam und sogar zu Batavia, veranlaßt hat; 2) fünf Universitäten zu Leiden, Franeker, Gröningen, Utrecht und Harderwyk,

die

die ihrer Einrichtung nach größtentheils mit den protestantischen in Deutschland übereinkommen; 3) Gymnasien zu Amsterdam, Rotterdam, Middelburg, Deventer u. a. 4) geringere öffentliche Lehranstalten in allen Städten, die größtentheils gut versorgt sind, und die auch von Jünglingen, die sich dem Studiren widmen wollen, oft lange besucht werden.

Unter den öffentlichen Bibliotheken ist die Universitätsbibliothek zu Leiden am berühmtesten. Der Buchhandel ist nicht mehr so blühend, als ehedem: mehr aber die Buchdruckerkunst und Schriftgießerey, die zugleich einen beträchtlichen Nahrungszweig bildet. — Kunstsammlungen giebt es hier vielleicht mehrere, als in irgend einem andern Lande.

5.

Schweitz.

So wie sich die reformirten Einwohner dieses glücklichen Freystaats vor ihren katholischen Mitbürgern in vielen andern Rücksichten vortheilhaft auszeichnen, so ist dies der Fall besonders in Ansehung der Wissenschaften und Künste. Ihnen hat die deutsche Sprache, Kritik und Poesie viel zu danken; es sind unter ihnen große Philosophen, Mathematiker, Naturforscher und Aerzte, auch gründliche Theologen, aufgestanden; und ihre Mahler, Kupferstecher und Stempelschneider gehörten schon lange unter die vorzüglichern.

Litterarische Anstalten: 1) gelehrte Gesellschaften, z. B. die helvetische zu Basel, diejenigen, die eben daselbst und zu Bern zur Kultur der deutschen Sprache bestimmt sind, die ökonomischen zu Bern und Genf, die physikalische zu Zürch, die moralische zu Toggenburg, die katholische Concordia-Ehrengesellschaft zu Lucern, vorzüglich aber die patriotische Gesellschaft zu Olten; 2) Lehranstalten, und zwar für die Reformirten: a. eine Universität zu Basel; b. Akademien (oder vielmehr akademische Gymnasien) zu Zürch, Bern, Lausanne und Genf; c. Gymnasien und *Scholae illustres* zu Schafhausen, St. Gallen, Chur, Neufchatel, Grandson und Orbe; für die Katholiken, Gymnasien zu Roschach, Sitten und Lucern; 3) die Frauenzimmerschule zu Zürich.

An öffentlichen Bibliotheken fehlt es in den großen Städten, z. B. zu Zürich, Bern, Basel und Genf, nicht. Dort, so wie zu Winterthur und St. Gallen, wird ein lebhafter Buchhandel getrieben. Basel zeichnet sich in Ansehung der Buchdruckerey sehr vortheilhaft aus.

Zürich, Bern, Basel, Einsidlen und einige andere Städte haben Kunst- und Naturaliensammlungen.

6.

Schweden.

Hier sind hauptsächlich im jetzigen Jahrhunderte die Wissenschaften und Künste, vorzüglich Oekonomie,

mie, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Geschichte, nebst ihren Hülfswissenschaften, Philologie, Kritik und Alterthümer, mit großem Eifer und glücklichem Erfolge, getrieben worden. Man bearbeitet die Muttersprache und hat ein Nationaltheater; Philosophie, Mathematik und Theologie scheinen geringern Fortgang zu haben. Es giebt auch jezt in Schweden gute Bildhauer, Stempelschneider, Mahler und Kupferstecher. Durch die begünstigte Preßfreyheit wird die Kultur der Wissenschaften befördert.

Anstalten zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste sind: 1) die zu Upsala 1728 gestiftete königliche Gesellschaft der Wissenschaften; 2) die zu Stockholm 1739 errichtete königliche Akademie der Wissenschaften; 3) die zu Drottingholm 1753 von der Königin Ulrike Eleonore gestiftete Akademie der schönen Wissenschaften, welche Gustav der dritte 1786 erneuerte und sie eine königliche Akademie der Wissenschaften, der Geschichte und Alterthümer nannte; 4) die zu gleicher Zeit von Gustav dem dritten angelegte schwedische Akademie; 5) die 1778 zu Gothenburg entstandne Akademie der Wissenschaften und freyen Künste; 6) das Antiquitätenkollegium zu Upsala seit 1668; 7) das *Collegium medicum* zu Stockholm seit 1688; 8) die Mahler- und Bildhauerakademie zu Stockholm seit 1753; 9) die königliche musikalische Akademie zu Stockholm, von Gustav dem dritten gestiftet; 10) vier Universitäten, zu Upsala, Abo, Lund

und

und Greifswalde; 11) zwölf Gymnasien; 12) zwey Kathedralschulen zu Upsala und Abo; 13) vier und zwanzig Trivialschulen; 14) die Erziehungsgesellschaft zu Stockholm seit 1778.

Unter den Bibliotheken ist die königliche zu Stockholm die vornehmste; zunächst diejenige bey der Universität zu Upsala und etwa die Bibliothek der Wissenschaft zu Stockholm. — Zur Aufnahme der Buchdruckereyen ist 1752 eine besondre königliche Verordnung ergangen und darin festgesezt worden, wie es mit der Einrichtung einer neuen Buchdruckergesellschaft, die nachher wirklich zu Stande kam, mit Anlegung neuer Buchdruckereyen, ihren Gesetzen und Leuten, gehalten werden soll. — Kunst- und Naturaliensammlungen findet man vorzüglich in der Hauptstadt.

7.

Dänemark.

Die Wissenschaften stehen in mehr, als mittelmäßigem Flor, wozu Ausländer, besonders Deutsche, viel beygetragen haben. Die Dänen thun sich in der Philologie, Geschichte, Mathematik, Oekonomie, Arzneykunde und Theologie am stärksten hervor. Die sehr begünstigte Preßfreyheit wird hierin noch mehr bewirken. Zum Besten der niedern Schulen ist 1791 ein Schulmeisterseminarium zu Kopenhagen errichtet worden. — Die schönen Künste sind mehr in Verfall, als im Wachsthum.

Besondre

Besondre Stiftungen zum Besten der Wissenschaften und Künste sind: 1) die 1742 gestiftete und 1776 erneuerte königliche Gesellschaft der Wissenschaften; 2) die norwegische Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim; 3) die Gesellschaft zur Untersuchung der nordischen Geschichte und Sprachen; 4) die genealogisch-heraldische Gesellschaft; 5) die Gesellschaft der schönen Wissenschaften; 6) verschiedne andre, als: die nordische, seit 1774, die medicinische, seit 1772, die chirurgische, seit 1771, die theologische, seit 1775, zwey juristisch-praktische, die Gesellschaften der isländischen Litteratur in Kopenhagen seit 1780, die Gesellschaft für Naturgeschichte eben daselbst, seit 1789; 7) die königliche Mahler-Bildhauer- und Bauakademie zu Kopenhagen seit 1754; 8) zwey Universitäten, zu Kopenhagen und Kiel; 9) die Ritterakademie zu Soröe; 10) das 1739 gestiftete akademische Gymnasium zu Altona, mit welchem 1771 das Pädagogium vereinigt ist; 11) die Gymnasien zu Odense und Bergen; 12) 32 öffentliche lateinische Schulen. In Island ist bey jedem bischöflichen Sitz eine öffentliche lateinische Schule; 13) das Bergwerksseminarum zu Kongsberg; 14) beträchtliche Reisestipendien für junge Gelehrte.

An trefflichen Bibliotheken fehlt es den Dänen nicht; eine der vorzüglichsten in ganz Europa ist die königliche zu Kopenhagen, wo auch verschiedne Privatpersonen ansehnliche Büchersammlungen besitzen. —

Der

Der Buchhandel ist im Steigen — Kunst- und Naturaliensammlungen findet man mehrere, vorzüglich in Kopenhagen.

8.

Italien.

Aus Italien ist in den neuern Jahrhunderten die nach einer langen Nacht wieder auferweckte bessere Gelehrsamkeit zuerst zu den vornehmsten europäischen Völkern übergegangen. Hier sind die Mahlerey, Bildhauerkunst, Baukunst und andere edle Künste, zuerst wieder nach dem Muster der Griechen und Römer hergestellt und zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht worden; die Italiäner haben unter allen neuern europäischen Völkern zuerst ihre Sprache durch Beredtsamkeit und Dichtkunst glücklich verfeinert — Italien ist, wenn man die mannichfaltigen Schönheiten der Natur und Kunst mit einander verbunden erblicken will, das sehenswürdigste Land von Europa. — Ist nun freylich der Zustand der Gelehrsamkeit und feinen Künste bey den Italiänern in den neuesten Zeiten zwar nicht so vollkommen geworden, als man nach ihrem ältern Fortgange hätte erwarten können, weil sie (dies ist eine der Hauptursachen) die großen Vorbilder des griechischen und römischen Alterthums in jeder Gattung, nicht mehr mit dem anhaltendem Fleiße und der ausnehmenden Geschicklichkeit, wie ehemals, nützten: so behaupten sie doch noch immer ihren Platz unter

den

den vornehmsten europäischen Völkern, bey welchen die schönsten Früchte des Verstandes und Witzes reiften.

a. Neapel und Sicilien.

Trotz den Gebrechen der Staatsverfassung und den noch fortdauernden Religionsvorurtheilen sind sie doch mehr im Wachsen, als im Abnehmen, zumal in Neapel. Die neuern Gesetze sprechen italiänisch, die Werke der besten Schriftsteller werden in dieser Sprache geschrieben und dienen zur Aufklärung der Nation. Neapel ernährt eine größre Anzahl geschickter Mathematiker, vortrefflicher Physiker, naturkundiger Aerzte, aufgeklärter Historiker, gründlicher Metaphysiker, großer Künstler, besonders Musiker und andrer geschickten Männer, als irgend eine andre Stadt Italiens. Sie kultiviren die Wissenschaften aus eignem Triebe. Es fehlt nichts, als eine höhere Richtung zum allgemeinen Besten und ein andrer Gang der Gebräuche, als worauf die jetzige Regierung bedacht ist, um die Wissenschaften nützlicher zu machen, als sie bisher wirklich waren. In Sicilien ist man noch viel weiter zurück: doch fehlt es nicht ganz an gelehrten und aufgeklärten Männern.

Zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste bestehen: 1) die 1780 zu Neapel gestiftete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste und die erneuerte Akademie der Etnaer zu Katania; 2) die Universitäten zu Neapel, Salerno, Altamuro,

muro, Palermo und Katania; 3) viele Kollegien und Seminarien; 4) Schulen des königlichen Hospitals der Unheilbaren zu Neapel; 5) die durch die Educationskasse im Königreiche Neapel gestifteten und unterhaltnen Erziehungshäuser; 6) das zu Katania befindliche *Collegio dei Nobili*, oder das cultellionische Institut und ein ähnliches zu Palermo; 8) die in Sicilien errichteten Normalschulen.

Es giebt viele ansehnliche Bibliotheken in den Ländern des Königs von Neapel; der Buchhandel aber ist in schlechten Umständen. An herrlichen Kunst- und Naturaliensammlungen fehlt es nicht, besonders in der Hauptstadt. Die Sammlung griechischer und römischer Alterthümer zu Portici ist einzig in ihrer Art. In Sicilien ist das biscarische Museum vorzüglich merkwürdig.

b. Kirchenstaat.

Die schönen Künste stehen hier in stärkerm Flor, als die Wissenschaften: doch mehr durch Ausländer, die wegen der Menge alter und neuer Meisterwerke hier zusammenströmen, als durch Einheimische. Unter den Wissenschaften werden die Rechtsgelehrsamkeit, Kirchengeschichte und das Studium der Alterthümer am lebhaftesten getrieben. In Absicht der orientalischen Litteratur zieht Rom große Vortheile von der Propaganda. Es giebt allerdings würdige Gelehrte in Rom und andern Städten: aber die Strenge

der

der Zensur hält oft die Bekanntmachung ihrer Einsichten zurück und verwehrt neuen Entdeckungen und Kenntnissen den Eingang.

Besondre Anstalten: 1) Eine Menge Akademien fast in allen Städten und Städtchen, von welchen aber die wenigsten ihrem Zwecke entsprechen. Die berühmteste und vorzüglichste ist das *Institutum scientiarum Bononiense*. In Rom sind Akademien für die Geographie und Historie, für die römische Geschichte, für die Kirchengeschichte, für die römischen Alterthümer, für die Concilien, für die Liturgien oder alten Kirchengebräuche ꝛc. zu Bologna die benediktinische Akademie; zu Urbino die *Academia obsurdescentium s. Assurditorum*: diese ist die älteste aller italiänischen Akademien; 2) die wenig geachtete Akademie der Künste zu Rom; 3) acht Universitäten zu Rom, zu Bologna (diese uralte und weltberühmte Universität ist aber jezt sehr im Verfall), zu Fermo, Perugia, Ferrara, Macerata, Urbino und Camerino; 4) mehrere Kollegien in Rom.

Unter der sehr großen Menge öffentlicher und privat Bibliotheken raget die vatikanische hervor. Der Buchhandel ist, wie in ganz Italien, schlecht bestellt. Die Propaganda hat die beste Buchdruckerey.

Für die schönen Künste ist Rom der Hauptplatz der ganzen Welt. Alte und neue Kunstarbeiten der

größten Meister sieht man auf öffentlichen Plätzen, in Kirchen und unzählichen Sammlungen; unter lezstern sind die berühmtesten das *Museum Pio-Clementinum*, das *Museum Capitolinum*, die unschätzbare Sammlung in der *Villa Borgheſe* unweit Rom.

c. Sardiniſche Staaten.

Obgleich die Denk- und Preßfreyheit unter der Strenge der Zenſur ſehr leidet, ſo werden doch gewiſſe Theile der Gelehrſamkeit durch geſchickte Männer gepflegt und vervollkommnet, nehmlich die schönen, mathematiſchen, phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, ſo auch, doch nicht mit gleichem Fleiße, die ſchönen Künſte: hingegen liegen ſpekulativiſche Philoſophie und Theologie noch immer im ſcholaſtiſchen Sauerteige. Turin iſt der Hauptſitz der Gelehrſamkeit. In Sardinien heißt ſchon derjenige, der leſen und ſchreiben kann, ein Gelehrter (Letterato).

Oeffentliche Anſtalten: 1) die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Turin; 2) die Akademie der Mahler- und Bildhauerkunſt eben daſelbſt; 3) die Univerſität zu Turin (der Mittelpunkt aller auf dem feſten Lande befindlichen öffentlichen Erziehungsanſtalten), zu Cagliari und Saſſari; 4) die biſchöflichen Seminarien und Kloſterſchulen.

Von Bibliotheken ſind nur die königliche und die Univerſitätsbibliothek zu Turin als vorzüglich bekannt.

kannt. — Zum Vortheil der Künste dient die königliche Gemählde-gallerie, die Antiquitätensammlung und das Münzkabinet zu Turin.

d. Toskana.

Ein Volk, das seit einigen Jahrhunderten so viele ruhmwürdige, für die Aufnahme der Wissenschaften und Künste eifrig besorgte, Regenten gehabt hat, als die Toskaner, konnte unmöglich an Ausbildung des Verstandes und Witzes und an Erfindungen zurück bleiben. Schon seit dem dreyzehnten Jahrhundert hatten sie sich um die italiänische Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit so verdient zu machen angefangen, daß die toskanische Mundart vor den übrigen italiänischen den Preis behalten hat. Aber seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts war ihr Fortgang in den Künsten und Wissenschaften noch stärker. Einige unter ihnen gehören zu den vornehmsten Gelehrten, welche den feinern Geschmack in den Wissenschaften und Künsten erneuerten.

Insonderheit ist die Stadt Florenz der Sitz so mannichfaltiger Veranstaltungen, so vieler herrlichen Meisterwerke, daß man diese Stadt in Italien als die zweyte nach Rom betrachtet. Außer Rom wird schwerlich eine Stadt solche treffliche Bildhauerarbeiten, Mahlereyen, Alterthümer ꝛc. aufzuweisen haben. —

Oeffentliche Anstalten: 1) Mehrere Akademien zu verschiednen Bestimmungen, vorzüglich zu Florenz; 2) die Universitäten zu Pisa und Siena; 3) ge-

lehrte Gesellschaften; 4) einige Erziehungsinstitute; 5) Gymnasien und Kollegien.

Unter den Bibliotheken zeichnet sich die berühmte mediceische in Florenz wegen ihrer seltnen Handschriften vorzüglich aus.

c. Venedig.

In diesem Freystaate hat es von jeher berühmte Gelehrte und Künstler gegeben. Der größte Theil der Nation ist ziemlich aufgeklärt. Die Bücherzensur ist gelinde. Indessen standen die Wissenschaften und Künste ehedem in höherm Flor. Die schönen Zeiten der bildenden Künste sind vorbey; auch Musik ist das nicht mehr, was sie sonst war. — Einige gelehrte Gesellschaften, die Universität zu Padua, zwey Mahlerakademien zu Venedig, und die bischöflichen Seminarien sind die einzig vorhandnen besondern Anstalten: denn andere öffentliche Schulen giebt es nicht und das ganze Erziehungsfach ist erbärmlich. Die vorzüglichste öffentliche Bibliothek ist die von St. Marco in Venedig; auch Padua und andere Städte haben Bibliotheken. Der Buchhandel ist bey den vorhandnen großen Buchdruckereyen und Schriftgießereyen dennoch überhaupt sehr im Verfall.

9.

Spanien.

Im Ganzen ist die Nation noch merklich hinter den übrigen gebildetern Völkern Europens, und in einigen

einigen Stücken hinter sich selbst in ihrer blühenden Periode, zurück. Sie hat aber in der zweyten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in mehr als einer Gattung von Aufklärung starke Fortschritte gethan. Die Universitäten sind verbessert, mehrere gelehrte Gesellschaften angelegt und andere Erziehungs- und Bildungsanstalten von der Regierung belebt worden. Die Geistlichkeit und selbst Mönchsorden nehmen Antheil an Ausbreitung nüzlicher Kenntnisse. Dennoch fehlt noch sehr viel, daß die Nation ihrer Nachbarin, der französischen, hierin gleich kommen sollte. Inquisition und Zensurstrenge sind noch immer hinderlich. Philosophie und Theologie können nicht gedeihen, wo noch immer Scholastik thront. Römische, zum Theil auch griechische Litteratur wird kultiviret, aber ohne allen Geschmack und philosophischen Blick. Die Rechtsgelehrsamkeit scheint sich zu heben, auch die Arzneykunde, vorzüglich Botanik. Chemie, Physik und Mathematik sind, so zu sagen, neue Wissenschaften: hingegen ist man in der Geschichte und Geographie etwas weiter gekommen, und noch weiter in den ökonomischen Wissenschaften. Die schöne Litteratur hat noch immer viele Verehrer. Autorschaft ist kein Gewerbe, und die Schriftsteller sind seltner Gelehrte von Profession, als Geschäftsmänner, die entweder ein Lieblingsfach nebenher bearbeiten, oder die in ihrem Amte gesammelten Kenntnisse in Schriften mittheilen. Mit der Schriftstellerey und Lektüre geht die Aufklärung in gleichen Schritten fort. Von den

schönen Künsten blühen Baukunst und Kupferstecherkunst am meisten.

Oeffentliche Anstalten: 1) die Akademie der spanischen Sprache zu Madrid; 2) die Akademie der Geschichte eben daselbst; 3) die Akademie des spanischen Rechts und Staatsrechts zu Madrid; 4) die Akademie des kanonischen Rechts eben daselbst; 5) die Akademie der Arzneykunde eben daselbst; 6) die Akademie der Wissenschaften zu Sevilla; 7) die königliche lateinische Akademie zu Madrid; 8) die Akademie der schönen Künste zu Madrid; 9) die Akademie der schönen Künste zu Valencia; 10) die Akademie der schönen Künste zu Mexiko; 11) 24 Universitäten, unter welchen die vornehmsten die zu Salamanca, Alcala, Granada, Valencia und Madrid sind; 12) das königliche Gymnasium zu Madrid.

Außer den Bibliotheken bey den Universitäten sind vorzüglich merkwürdig die königlichen im Eskurial und zu Madrid; die der Herzoge von Alba und Medina Sidonia, die der Benediktiner und der Karmeliterbarfüßer, gleichfalls zu Madrid. An Leihbibliotheken, Lesegesellschaften, Journalen und gelehrten Zeitungen fehlt es ganz. Der Buchhandel ist unbedeutend. — Einige vorzügliche Gemähldesammlungen in den königlichen Schlössern gewähren dem Liebhaber der schönen Künste eine angenehme Unterhaltung.

10.

Portugall.

Bey aller natürlich guten Anlage, welche die Portugiesen öftrer deutlich genug an den Tag gelegt haben, kann die Kultur der Gelehrsamkeit unter der Herrschaft der Inquisition und der Mönchsdespotie, worunter die Nation seufzt, unmöglich großen Fortgang haben. Seit des aufgeklärten und patriotischen Pombals Tode ist jedem Lichtstrahl einer wohlthätigen Aufklärung der Zugang verschlossen, und so lange das jetzige System beybehalten wird, darf man wahrscheinlich keine Verbesserung im litterarischen Zustande der Nation erwarten. Nicht einmal eine Zeitung oder eine andre periodische Schrift existirt in portugiesischer Sprache. Etwas Dichtkunst und Geschichte, vorzüglich aber Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunde werden am eifrigsten getrieben. Von der Kultur der schönen Künste läßt sich gar nichts sagen. — Zu Lissabon existiren seit 1780 und zu Thomar seit 1752 königliche Akademien der Wissenschaften; die Universitäten zu Coimbra und Evora sind in kläglichen Umständen, und die niedern Schulen in den Händen unwissender und abergläubischer Geistlichen. Nach Bibliotheken und Buchhandlungen darf man kaum fragen.

11.

Rußland.

Wenn sich gleich die Russen mit den gebildeteren Völkern Europens in Rücksicht der Wissenschaften und

Künste in keine Vergleichung stellen dürfen, so können sie sich doch, seit dem Anfange der jetzigen Regierung, beträchtlicher Fortschritte darin rühmen. Ausländer, besonders Deutsche und Franzosen, ferner das Reisen junger Russen in fremde Länder haben das meiste zum bessern Flor der Wissenschaften beygetragen. Die Russen thun sich besonders in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Physik und Mathematik, hervor. Die vorzüglichsten Gelehrten findet man in St. Petersburg und Moskau. Auf die Errichtung und Verbesserung der niedern Schulen und des Erziehungswesens überhaupt ist erst unter der jetzigen Regierung ernstlicher Bedacht genommen worden.

Die schönen Künste steigen immer höher, besonders zu Petersburg und Moskau, wo sie nicht nur von Ausländern, sondern auch von Russen, rühmlich bearbeitet und ausgeübt werden.

Eigne Anstalten zum Behuf der Wissenschaften und Künste sind: 1) die 1726 gestiftete und 1747 besser eingerichtete kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg; 2) die kaiserliche russische Akademie zur Vervollkommnung der russischen Sprache und Geschichte seit 1783; 3) die freye ökonomische Gesellschaft seit 1764; 4) die kaiserliche Akademie der Mahler- Bildhauer- und Baukunst, womit eine Erziehungsschule verbunden ist; 5) die Universitäten zu Petersburg, Moskau und Kiew, lezte ist nur für Theologen; 6) Gymnasien

nasien zu Petersburg, Moskau, Kasan, Riga, Reval ꝛc; 7) seit 1781 verschiedne Normalschulen zur Bildung brauchbarer Schullehrer; 8) seit 1786 Hauptvolksschulen in den Hauptstädten der meisten Statthalterschaften, unter denen die Volksschulen in den Kreisen stehen. Zur Einrichtung derselben ist in der Hauptstadt eine eigne Oberschulkommission mit einem Oberschuldirektorium. —

Vorzügliche Bibliotheken sind zu Moskau und St. Petersburg. — Die Hauptsitze des Buchhandels und der Buchdruckerey eben daselbst. — Das mit der Akademie der Wissenschaften verbundne Kunst- Naturalien- Alterthümer- und Münzkabinet verdient wegen seiner Reichhaltigkeit einer besondern Erwähnung.

12.

Polen.

Zwar fehlt es in diesem Lande nicht ganz an würdigen Gelehrten und Künstlern; ja, selbst verschiedne Große sind nicht nur Beschützer, sondern auch Kenner der Wissenschaften und Künste; aber im Ganzen genommen, stehen die Polen hinter den meisten europäischen Völkern noch weit zurück. — Die Vorliebe für die lateinische Sprache, in welcher ehedem vortreffliche Geschichtsbücher und Gedichte geschrieben wurden, und die selbst der gemeine Mann — doch elend genug — spricht, hat die Vervollkommnung der Muttersprache sehr aufgehalten. In der neuern

Zeit legt man jenes Vorurtheil nach und nach ab. Man liebt auch jezt mehr, als ehedem, die neuere Philosophie, Mathematik, Naturlehre, die schönen Wissenschaften und die griechische Litteratur.

Vor der, in diesem Jahre vorgenommnen, Trennung der beträchtlichsten Provinzen von Polen durch Rußland und Preußen, waren die litterarischen Anstalten ungefähr folgende: 1) die vom jetzigen Könige gestiftete Erziehungskommission, welche für bessere Elementarbücher beym Unterricht sorgen soll; 2) die Universitäten zu Krakau, Olyka und Wilna; 3) die akademischen Gymnasien zu Danzig (jezt preußisch) Mietau und Posen (preußisch); 4) das *Gymnasium illustre* der Reformirten zu Lissa (preußisch); 5) die Gymnasien zu Mogilla, Plotzk und Sandomir; 6) die ehemaligen Jesuiterkollegien, 16 in Polen und 8 in Litthauen; 7) 74 lateinische Schulen. — Für die Künste ist keine Anstalt da. —

13.

Osmanisches Reich.

Religionsvorurtheile und Despotismus hindern hier noch immer das Aufkommen alles dessen, was man Kunst und Wissenschaft nennen kann. Einen Schatten von Gelehrsamkeit findet man höchstens in der Ulemà, und doch giebt es viele Imams, die kaum den Koran lesen können. Die bildenden Künste werden gar nicht geachtet, da die mohämedische

dische Religion die Abbildung menschlicher Formen untersagt. Ihre Musik ist äußerst unharmonisch, und ihre Instrumente lärmend und geschmacklos. Da alle Bücher bloß geschrieben werden, so haben sie eine große Menge Schreiber und beweisen darin Kunst. Sie lieben ihre Sprache; aber der den Morgenländern eigne Schwulst und Bombast verdirbt die darin geschriebnen Werke des Geistes. Von fremden Sprachen werden nur die arabische und persische, allenfalls auch die italiänische gelernt. — In andern Kenntnissen sind sie sehr arm. Ptolemäus ist noch ihr Anführer in der Geographie. Sie haben noch Mondenjahre, die sie mit dem 22sten Jul. 622 nach Chr. Geb. dem Tage der Hedschra oder der Flucht Mohämeds von Mecca nach Medinah, ihrer Aera, anfangen. Es sind gleichwohl Historiographen angestellt, die Staatsmerkwürdigkeiten aufzuzeichnen: aber übrigens fehlt es ihnen durchgehends an historischen Kenntnissen. Astrologie ist eine vom Staate bezahlte Wissenschaft und der erste Hofastrolog wird in Staatsgeschäften um Rath gefragt. Ihre arabischen Lehrer, die Bemühungen, den Koran stets ihren Absichten gemäß auszulegen, und ihre Neigung verleiten sie zu einer spitzfindigen scholastischen Philosophie, doch treiben sie auch eine Art von Moral. In der Physik und Naturgeschichte gehen sie nicht weit über den Aristoteles hinaus. Nautik studiren sie erst in der neuern Zeit. Ihre Aerzte sind elende Empiriker und stets zugleich Chirurgen und Apotheker. Das Studium der Religion ist sehr weitläuftig,

tig, weil es zugleich die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit und die Politik enthält.

Die Kenntnisse der Griechen sind fast aus gleichen Gründen nicht viel besser; ihre Mönche widmen sich noch am meisten den Wissenschaften. Ihre jetzige Sprache ist die neugriechische: aber das Altgriechische erhält sich einigermaßen, weil der Gottesdienst in dieser Sprache gehalten wird. Den Armeniern schreibt man etwas mehr Aufklärung und besonders mehr Bibelstudium zu.

Oeffentliche Anstalten: so genannte Akademien, deren zu Konstantinopel eilf vorhanden sind, wovon jede aus mehr oder weniger Kollegien besteht, und woraus man die Kirchen- und Staatsbedienten zieht. Es studiren darin auf kaiserliche Kosten über 1600 junge Türken. Die Zahl aller Kollegien oder Schulen der Wissenschaften zu Konstantinopel soll sich auf 518, und die der niedern Schulen, wo das Lesen und Schreiben und eine Art von Katechismus gelehret wird, auf 1255 belaufen. — Der öffentlichen Bibliotheken sind zu Konstantinopel 13, deren keine aber über 2000 Handschriften enthält. — Die im 15ten, 16ten und 18ten Jahrhundert gemachten Versuche der Osmanen, Bücher zu drucken, waren von keinem Gedeihen; die Armenier und Juden haben ihre eignen Buchdruckereyen.

8.

Versuch einer Beantwortung der Frage:

Ist die Entdeckung von Amerika dem Menschengeschlechte nüzlich oder schädlich gewesen?

Man hat besonders in den neuern Zeiten, da der menschliche Geist sich mehr als jemals mit Untersuchungen aller Art beschäftigte, und auch wirklich so manche sonst unbekannte nüzliche Wahrheit entdeckte, mehreremale die Frage aufgeworfen: Ob die Entdeckung von Amerika für die alte Welt mehr nüzlich, als schädlich gewesen sey? Mich dünkt, man hätte diese Frage mehr so einkleiden sollen: Ob jene Entdeckung für das Ganze, folglich auch für den entdeckten Welttheil selbst, von Nutzen gewesen sey? — Wer sieht es indessen, man mag das Problem aufs Ganze, oder auf die Eine Hälfte der Erde anwenden, nicht ein, daß seine Auflösung für jezt eben so wichtig, als schwierig ist? Vielleicht geben uns die Erfolge, welche uns die Geschichte seit den, nach der Entdeckung von Amerika verflossenen, dreyhundert Jahren aufstellt, noch nicht Aufschlüsse genug, um schon in unsern Tagen Resultate daraus herleiten zu können, die gleich befriedigend für Herz

und

und Verstand wären. Dieses, so wie überhaupt eine hinlängliche Untersuchung jener Frage ist wohl nur der spätern Nachwelt aufbehalten.

Der Abt Raynal warf vor einigen Jahren die Frage auf: „Ist die Entdeckung von Amerika dem „menschlichen Geschlechte schädlich oder nüzlich gewe„sen? Wie können wir das daraus entstandne Gute „erhalten und vermehren, und, wenn sie wirkliche „Uebel zur Folge hatte, wie können wir diesen abhel„fen?“ Ein auf die Beantwortung dieser Frage gesezter Preis veranlaßte in Frankreich viele Untersuchungen über diesen wichtigen Gegenstand; unter denen die folgende Abhandlung, die sich vorzüglich auf diejenigen europäischen Staaten erstreckt, welche mit Amerika in einer wirklichen nähern oder entferntern Verbindung stehen, lesenswerth und einer nähern Bekanntmachung würdig ist. Ehe ich zu derselben übergehe, erlaube man mir noch einige Bemerkungen über dergleichen Untersuchungen überhaupt und über die Beurtheilung des Nutzens oder Schadens der Entdeckung von Amerika insbesondre.

Es bedarf wohl nicht der Erinnerung, daß kein Sterblicher die jedesmaligen Absichten der weisen und gütigen Vorsehung in den großen Weltbegebenheiten zu durchschauen vermag. Wir haben doch nur das Gegenwärtige, und auch von diesem nur einen kleinen Theil vor Augen; sollten wir es denn wohl wagen können, zu beurtheilen, aus welchem Grunde Der, welcher das Vergangne, Gegenwärtige und

Zukünf-

Zukünftige mit Einem Blick übersiehet, die Schicksale einzelner Staaten und Nationen, oder gar ganzer Welttheile, so, oder so, zu lenken für gut befindet? — Zu oft verstieg sich der kühne Sterbliche in Sphären, die ganz außer seinem Horizont lagen; zu oft wagte er es, Urtheile über Weltbegebenheiten zu fällen, deren Enthüllung seinem schwachen Geiste unmöglich war, deren Folgen erst in sehr späten Jahren sichtbar werden können, die also für ihn entweder bloße Vermuthungen abgeben können, oder aber schlechterdings verborgen sind. Wahrscheinlichkeiten, nur Wahrscheinlichkeiten sollten es seyn, mit denen wir Kurzsichtigen die Plane der großen Weltregierung, die mannichfaltigen Absichten der Vorsehung, oder auch nur einzelne derselben, in Bestimmung der Schicksale der Menschen und Völker zu errathen, uns unterstehen sollten; zufrieden sollten wir seyn, wenn wir nur einen, oder den andern schwachen Lichtstrahl auffangen können, um durch Hülfe desselben einen schüchternen Blick in das heilige Dunkel zu wagen, welches auf den unerforschlichen Wegen der Vorsehung ruhet.

Es giebt außer andern bereits bekannten, und außer den vor unsern Augen noch unsichtbaren, Vortheilen, welche den Bewohnern der alten Welt aus der Entdeckung der neuen erwachsen sind, und welche gewissermaßen das namenlose Elend, welches wenigstens damals, als habsüchtige Europäer in Amerika ihre Hände mit dem Blute der unschuldigen Bewoh-

ner

ner dieses Welttheils färbten, auf eine so schreckliche Weise über diese verbreitet ward, zwey unwidersprechlich vortheilhafte Wirkungen, die, wie ich glaube, nie übergangen werden sollten, so bald es auf die Bestimmung des Nutzens oder Schadens der Entdeckung von Amerika ankäme. Man sollte nehmlich nie die Einführung des Kartoffelbaues und den Gebrauch des vortrefflichsten aller Arzeneymittel, der Chinarinde, unbemerkt lassen. Tausende fanden, und finden noch jezt in jenem unschätzbaren Nahrungsmittel ihren Unterhalt und in dieser Rücksicht ist die Entdeckung von Amerika ein großer Seegen für die Menschheit. Und wie viele Millionen Menschen verdanken der Chinarinde ihre Genesung; wie viele Millionen schwache und entkräftete Kranke sind nicht schon durch dieses herrliche Heilmittel dem Tode entgangen, haben dadurch neue Stärke und neue Kräfte erhalten! Diese beyden, unsern ältern Vorfahren versagten, der diesseitigen Halbkugel ganz neu erwachsenen, Vortheile allein betrachtet, müssen dem Menschenfreund, der das barbarische Verfahren der Spanier mit den armen Einwohnern von Amerika, ihre wüthenden Verfolgungen und ihre himmelschreyenden Grausamkeiten gegen diese unschuldigen Schlachtopfer ihres niedrigen Geizes und ihrer unersättlichen Habsucht, nicht anders, als mit dem äußersten Abscheu betrachten kann, einige Veranlassung zur Beruhigung geben, wenn auch nicht schon der Gedanke: daß noch viele solcher, oder ähnlicher guten Folgen vor unsern Augen unenthüllt daliegen und noch hervorkommen können;

können; daß Amerika, dieser so lange in Unterdrückung und Tyranney gehaltene Welttheil, einst noch der Sitz der Freyheit, der allgemeinen Duldung, der Wissenschaften und Glückseligkeit werden könne, sein Gemüth mit den freudigsten Aussichten für die kommenden Zeiten erfüllen sollte.]

Indem ich, sagt der Verfasser, die von dem Herrn Abt Raynal aufgeworfene Frage zu beantworten versuche, geht meine Absicht auf nichts weniger, als den ausgesezten Preis zu erhalten. Frey von jedem Zwange, frey von jeder Nebenabsicht und Partheylichkeit werde ich meine Gedanken über diesen wichtigen Gegenstand niederschreiben.

Der wollüstige Verschwender, der Kaufmann, der Seefahrer und selbst der Politiker, erheben hier, von Enthusiasmus beseelt, ihre Stimmen und sagen:

Vor den glücklichen Versuchen des unsterblichen Christoph Columbus war Europa ein Raub des Geizes und des Despotismus der Geistlichkeit, der Tyranney einer Menge großer Herren, der Barbarey innerlicher Kriege ausgesezt, und verschwendete seine Thätigkeit und natürlichen Kräfte zu seinem eignen Schaden, weil es dieselben nicht auswärts zur Beförderung seines Glücks verbreiten konnte. Die Völker betrachteten den Ocean als eine mächtige Scheidewand, und hielten ihn bloß für einen Abgrund und Behausung der Stürme, und da sie auf ein zu enges

Land eingeschränkt waren, lieferten sie einander ohne Aufhören blutige Schlachten und stritten um das Land, statt es anzubauen.

So reißt sich ein ungestümer Strom in wilden Gegenden aus seinen Ufern, verändert sein Bette, reißt Bäume und Land mit fürchterlichem Geräusch mit sich fort, bildet hier einen Wasserfall, überschwemmt dort eine ganze Gegend und bringt pestilenzialische Moräste hervor: eben so zerstört ein zahlreiches, schlecht regiertes und elenden Gesetzen unterworfnes Volk die Erndten, zündet Städte an, ermordet die Einwohner und verändert unaufhörlich den Stand der Reiche. — Die Entdeckung der neuen Welt war also nöthig, um die alte aufzuklären, und ihre Wirksamkeit auf nüzlichere Dinge zu richten.

Die Frage ist also aufgelöst, weil um diese Zeit das europäische Volk anfieng, die Erde fleißig zu bauen, Manufakturen zu errichten, Seehäfen anzulegen, Schiffe zu bauen, seine Produkte bis an das äußerste Ende der Welt zu verführen, und mit fremden beladen zurück kehrte. Vervielfältigten sich dadurch nicht die Freuden der Menschen, und lernten sie nicht dadurch den Genuß kennen? Auf einem geräumigern Schauplatze, der ihnen vorher unbekannt war, schien sich ihre Existenz um die Hälfte zu vermehren; nüzliche und angenehme Künste wurden zu gleicher Zeit vervollkommnet; ihre zerstörende Unruhe verwandelte sich sehr bald in nüzliche Arbeitsamkeit, und diese wurde durch den Genuß des Vergnügens,

das

das der Handel täglich den Arbeitenden gewährte, reichlich belohnt. Alle Völker wetteiferten mit einander, Theil daran zu nehmen; ihre Bemühungen hatten einen gemeinschaftlichen Zweck, der Tauschhandel entstand zwischen ihnen und die Folge davon war die Civilisirung.

Zufrieden mit ihrer neuen Lage, wollten sie unstreitig auch die Ursache davon wissen; so entstand das Reich der Philosophie; die Begriffe erweiterten sich mit den Geschäften, die Vernunft klärte sich auf und die Sitten wurden sanfter; die Fackel der Wahrheit erleuchtete zugleich den Ackerbau, die Moral und die Politik.

Die Völker fiengen an, ihre Rechte zu fühlen, und sezten durch die allgemeine Ueberzeugung davon den unbegränzten Forderungen ihrer Regenten Schranken; lernten gute und schlechte Regierungen von einander zu unterscheiden; erkannten die Vortheile eines vernünftigen Luxus; erwiesen dem Fleiße seine gebührende Achtung und verweigerten faulen Mönchen diejenige, welche sie unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hatten. Duldsamer in der Religion, arbeitsamer, thätiger und fleißiger als ihre Vorgänger, giengen sie mit starkem Schritt dem höchsten Punkt der Vollkommenheit entgegen, deren das Menschengeschlecht nur fähig ist, und machten die Vorbereitung zu diesem aufgeklärten philosophischen Jahrhundert (!!), in welchem zu leben wir das Glück haben, das der Menschheit so viele Ehre macht und

in den Jahrbüchern der Welt sich auf immer auszeichnen wird *).

Dies ist, so viel mir bekannt ist, der kurze Inbegriff aller allgemein angenommenen Meynungen über die Entdeckung der neuen Welt; der Leser habe nun die Geduld, die meinigen anzuhören.

Alle europäischen Völker nahmen an der Entdeckung von Amerika mehr oder weniger und zu verschiednen Zeiten Antheil; einige in der Absicht, Eroberungen zu machen, andere, um auf einigen verlassenen Ueberresten der Eroberung Niederlassungen zu gründen, und alle, um Theil an dem Vortheil zu haben, der aus den Produkten desselben, wie auch aus dem Verkauf derjenigen, die noch jezt den, von den Europäern daselbst gegründeten Kolonien nöthig sind, entspringen konnte.

Ich glaube, daß wir einzig und allein vermittelst der Untersuchung dieser besondern Verhältnisse im Stande sind, den wahren Erfolg dieser Entdeckung für jedes einzelne Volk insbesondre und für das menschliche Geschlecht im Allgemeinen, zu bestimmen.

Afrika darf hier wegen des traurigen Verhältnisses, welches die Europäer zwischen ihm und Amerika festgesezt haben, nicht übergangen werden. Spanien aber, dem die Ehre der Entdeckung und der ersten

*) Der Verfasser schrieb im vorigen Jahrzehend.

ersten Eroberung zukömmt, muß bey dieser Untersuchung nothwendig den ersten Platz erhalten.

Spanien ist unter allen europäischen Reichen dasjenige, welches die Natur am meisten begünstigt zu haben scheint, so wohl wegen seines sanften Klima's, wodurch die Produkte aller Himmelsstriche daselbst gedeihen können, als auch wegen seiner weitläuftigen Seeufer, die ihm eine überflüßige Fischerey und eine leichte Kommunikation zwischen seinen Seehäfen verschaffen, und auch noch wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, der Reinigkeit seiner Atmosphäre, der großen Menge seiner Bergwerke und Flüsse, und der mächtigen pyrenäischen Bergkette, die ihm zur Schutzwehr dient.

Sind dies nicht außerordentliche Vorzüge? Aber ist Spanien nicht demungeachtet unter allen europäischen Reichen, nach Verhältniß gegen seine natürlichen Vorzüge, das unbevölkertste, unangebauetste, unfleißigste und unaufgeklärteste? Woher rührt also dieser Widerspruch zwischen dem Range, den ihm die Natur angewiesen zu haben scheint, und demjenigen, den es wirklich behauptet?

Man bemerke aber den Einfluß der Entdeckung der neuen Welt auf dieses gesegnete Königreich.

Kolumbus kam von seiner ersten Reise nach Amerika zurück und prangte vor den Augen des Hofes und des Volks mit einem Theile der unermeßlichen Schätze, die er in dem neuentdeckten Lande gefunden hatte.

Seine, mit Gold und Silber gleichsam überhäuften Reisegefährten erweckten durch ihre so bald erworbnen Reichthümer im kurzen die gierigste Habsucht im ganzen Königreiche; nun wollte eine große Menge Leute den berühmten Seefahrer auf seiner zweyten Reise begleiten, die er vorhatte; es waren fast lauter solche Leute, deren unruhiger und unternehmender Geist lieber Gefahren wählt, wenn sie nur schnell zum Glücke führen, als sich zu einer mäßigen, aber anhaltenden Arbeit bequemt, die immer nur das Nothdürftige abwirft.

Immer mehr und mehr ward die Zahl der bereicherten Spanier durch die wiederholten Fahrten und die Eroberungen, die unter den Befehlen des Pizarro, Ferdinand Cortez, Almagro und andrer berühmten Abentheuer gemacht wurden, verdoppelt und dadurch eben neigte sich der Ehrgeiz der Nation gänzlich auf die Seite der neuen Welt.

Man vernachlässigte den Ackerbau, um mitten unter Stürmen, Schiffbrüchen, Schlachten und dem brennenden Himmelsstriche der heißen Zone Gold zu suchen. Der Regent selbst, statt diesen zerstörenden Auswanderungen Einhalt zu thun, war bloß darauf bedacht, seinen Theil von den Eroberungen zu erhalten; er gründete daselbst Kolonien, machte Auflagen, ließ neue Minen in Peru und Mexiko eröffnen, und verlor sein Königreich gänzlich aus den Augen, um sich ganz allein mit den kostbaren Metallen von Amerika zu beschäftigen.

Damals

Damals war das zirkulirende Gold ziemlich selten, und stand folglich in einem hohen Werthe; es wurde also nicht viel erfordert, um den Handel damit zu bestreiten, und so bezahlte Spanien mit dem kleinsten Theile seiner jährlichen Schätze sehr leicht die ihm fehlenden Lebensmittel, Kleidungsstücke, wie auch alle Gegenstände des Luxus, die ihm gefielen und die jede Nation ihm gern für sein Gold zuführte. Aber die Folgen!

Hätte diese Nation nach den Regeln einer weisen Oekonomie, hätte sie z. B. nach den politischen Grundsätzen der Holländischostindischen Kompagnie gehandelt, die sie in ihrem Gewürzhandel beobachtet, die man ebenfalls den Königen von Golkonda und Kaschemirien in ihrem Diamanthandel zuschreibt, dann würde sie eine weit geringere Menge Goldes und Silbers in den allgemeinen Umlauf gebracht, diese kostbaren Metalle würden sich in einem höhern Werthe erhalten haben und die Quellen derselben nicht so bald erschöpft worden seyn. Allein die Verblendung der Nation, oder vielmehr der Erfolg von tausend und aber tausend einzelnen gar nicht zusammenstimmenden Ebeutungen brachten es dahin, daß die Minen erschöpft, das Metall gemeiner, und die Nation, welche es besaß, gleichsam die ärmste unter allen übrigen wurde.

Eigentlich war es eine Handlungssache, die Einheit und Uebereinstimmung in den Unternehmungen erfordrte, wie man sie noch heut zu Tage in denen

der holländischen Kompagnie findet. Statt dieser politischen genauen Uebereinstimmung war hingegen jeder Spanier nur mit dem Interesse des Augenblicks beschäftigt, suchte in der Eile so viel Metall, als möglich war, aus den Eingeweiden der Erde zu ziehen, um es nachher in seinem Vaterlande in Ruhe und Weichlichkeit zu verzehren.

Ein so schnelles Mittel zum Glück zu gelangen, mußte nothwendig die Privatpersonen blenden; der Regierung kam es zu, die Folgen vorher zu sehen und ihnen vorzubeugen, es geschah aber nicht, was ist nun daraus erfolgt?

Der Flor der spanischen Bevölkerung geht noch jezt jährlich nach Amerika; einige davon auf Kosten des Staats zu Aufrechthaltung der Gesetze und Hebung der königlichen Einkünfte, die andern für ihre eigne Rechnung in mancherley Unternehmungen. Auf diese Art wird der Landbau im Vaterlande immer mehr und mehr vernachlässigt.

Aus dieser alten Gewohnheit, sich vermittelst des Goldes die Produkte des Fleißes aller übrigen Völker zu verschaffen, ist vermuthlich jene Trägheit entstanden, die man irrig den Spaniern natürlicher glaubt, als andern Völkern von Europa. Der Spanier verachtet die Arbeit, diese Verachtung ist eine Grundlage seines Charakters, allein er hat diesen schlimmen Fehler nicht der Natur, sondern dem Golde zu danken, in dessen ausschließendem Besitz

er

er länger, als ein Jahrhundert war. Denn vor der Entdeckung von Amerika hielt Spanien den arbeitsamsten Nationen in Rücksicht des Fleißes das Gleichgewicht.

Zu allen Zeiten haben die Menschen nie mehr gearbeitet, und werden nie mehr arbeiten, als wenn es auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse ankömmt; von Natur ziehen sie die Ruhe der Arbeit vor; die Wilden ruhen, so lange ihr Mundvorrath dauert und gehen gewöhnlich nur dann ins Feld, wenn sie der Hunger treibt. Die Handarbeit ist in allen Ländern das Loos der Aermsten, diese stehen in der Abhängigkeit von den übrigen und werden gering geschäzt; daher darf man sich nicht wundern, daß jeder aus dieser niedrigen Klasse heraus zu kommen sucht, um in die Klasse der Menschen zu kommen, die mehr geschäzt werden und die leben können, ohne viel zu arbeiten.

So verließ also das spanische Volk, das eine Zeitlang sehr reich war, den Ackerbau gänzlich, um sich einem angenehmen Müssiggange zu überlassen, der durch eine Menge Vergnügungen verschönert wurde, die ihm sein Gold so leicht gewährte; da nun aber seine Verachtung der Arbeit nicht zugleich mit der erfolgten Abnahme des Goldes sich verminderte, so mußte es natürlicher Weise in tiefes Elend verfallen.

Wie sehr hat sich also dies Volk nicht über die Entdeckung von Amerika zu beklagen! Es muß sich in Europa für seine Kolonien aufopfern und dennoch

sind die ältesten darunter so wenig bewohnt, daß sie eher bloßen Besitznehmungen, als dauerhaften Niederlassungen gleichen *). Das von Lebensmitteln und hinlänglichen Manufakturen entblößte Vaterland vermag sie nicht zu versehen, während daß seine Unruhe und Eifersucht, als natürliche Folgen seiner Ohnmacht, fast alle Hülfe eines fremden Handels durch scharfe Gesetze von sich weiset; gedrückt von dem doppelten Gewichte des Elendes und des Despotismus müssen diese Kolonien also allmählich ihrem gänzlichen Ruin entgegen gehen. — Alles, was ein mächtiger und reicher Staat thun kann, besteht darin, daß er einige Kolonien erhält, und sie blühend zu machen sucht, ohne selbst merklich darunter zu leiden. Darf man sich also wundern, daß Spanien bey der Menge derer, die es erhalten wollte, sich selbst erschöpft?

Vielleicht wird man behaupten, daß der Despotismus der Geistlichkeit dieses Königreichs der vornehmste Grund der Entvölkerung sey, die man darin bemerkt; ohne aber dessen tödtlichen Einfluß auf den politischen Körper leugnen zu wollen, ist vielleicht dieser Despotismus selbst mit eine Folge der Entdeckung der neuen Welt. Hier sind meine Gründe: Die religiösen Verbindungen sind nicht so sehr der schnellen Veränderlichkeit ausgesezt, als die einzelnen; sie haben

*) Der Verfasser war in einigen derselben an Ort und Stelle, er spricht also aus eigner Erfahrung.
D. H.

haben gleichsam ein eignes Glücksrad. Man sieht heutiges Tages ein unermeßliches Vermögen in den Händen eines Bürgers oft sehr bald alle werden und in die Hände eines andern übergehen, während daß die Schwierigkeit der Verschwendung bey Gütern der Geistlichkeit verursacht, daß sich ihre Besitzungen jährlich vermehren, so wohl durch ihre Oekonomie, als durch Zufälle, Vermächtnisse, Almosen und den Tribut des Aberglaubens.

Als Spanien mit den Schätzen von Amerika angefüllt ward, wurde die Kirche bey der Vertheilung derselben nicht vergessen. Diese frommen Stiftungen, die schon im Anfange unermeßlich waren, haben sich in den Händen der spanischen Geistlichkeit nachher so sehr vermehrt, daß sie jezt einen gleichsam unanständigen Reichthum besizt, wodurch ihre Macht nur vermehrt wird, während daß die allgemeine Verachtung der Nation gegen die Arbeit ihre Achtung gegen die Klöster vermehrt, oder wenigstens hindert, daß man die Augen öffne und einsehe, wie unnüz die Mönche dem Staate sind. Auf der andern Seite hat die Schenkung des Pabstes Alexanders des sechsten, wodurch er dem Könige Ferdinand von Spanien und der Königin Isabelle Amerika mit einer eben so unbegreiflichen, als lächerlichen Unverschämtheit, zum Eigenthume gab, nicht wenig zu der übertriebnen Ehrfurcht und der kindischen Unterwürfigkeit beygetragen, welche die Kastilianer seit dieser Zeit für die Geistlichkeit gehegt haben. Dies mußte nun freylich

lich als eine natürliche Folge geschehen, um ihre Eroberungen zu rechtfertigen, und ihre Räubereyen jenseits des Meeres zu beschönigen; man mußte die Hände, von denen man sie erhalten hatte, als allmächtig verehren, und die Portugiesen, welche sich auf eben die Art ihre Besitzungen in Afrika und Asien zueigneten, zeichnen sich ebenfalls vor andern Völkern durch einen mitleidswerthen Aberglauben aus. — Wenn man also von der Einführung des Goldes in Spanien ausgeht, so erkennt man durch die Verkettung von Unglücksfällen, die dies Königreich erlitten hat, daß das Metall, worauf es einen so hohen Werth sezt, die Hauptursache davon gewesen ist; und weit entfernt, die Entvölkerung, die dieses schöne Land verheert, der Menge der unverheiratheten Geistlichen zuzuschreiben, darf man nur diese ungeheure Menge verehrter und mächtiger Müssiggänger selbst betrachten, um sie mit als eine natürliche Folge der Entdeckung von Amerika zu erkennen.

Man wird es also jezt nicht mehr räthselhaft finden, und sich nicht wundern, wenn ich behaupte, daß Spanien durch die Entdeckung der neuen Welt unendlich verloren hat; denn das Gold, das die Augen des großen Haufen verblendet, ist oft, wenn man seine Wirkungen ernsthaft betrachtet, eigentlich der lezte Gegenstand, mit dem sich die Menschen beschäftigen sollten: denn es belohnt am Ende ihre Arbeiten am schlechtesten und schwächt die Haupttriebfeder des Staats aufs Aeußerste.

Sollte

Sollte aber Frankreich *), welches seine Macht auf den Ackerbau und die Künste gegründet, und nicht, wie Spanien, zu weitläuftige Besitzungen übernommen hat, nicht großen Vortheil von seinen amerikanischen Kolonien ziehen?

Alle seine Besitzungen in der neuen Welt zeichnen sich durch einen fruchtbaren Boden aus und der Landbau ist durchgängig eingeführt. Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle sind die vornehmsten Produkte desselben. Die Thätigkeit der Kolonisten erstreckt sich so gar über die unzugänglichen Ländereyen, sie gehen bis auf die Gipfel der Berge, um kostbare und dauerhafte Holzarten zu suchen, welche nachher die französischen Künstler so gut zu benutzen wissen. Sie sammeln ferner manche Arzneyen für die Heilkunst, benutzen endlich alle Produkte des Bodens, worauf sie wohnen und opfern dem Vaterlande die Früchte ihres Fleißes auf. Da sie den Luxus des Vaterlandes lieben, so liefert ihnen dieses dagegen wieder alles, was sie verlangen können; hierher sendet es seinen Ueberfluß an Lebensmitteln, Weinen und einen Theil der Produkte seiner Manufakturen; der Tauschhandel erhält die Thätigkeit; die Erde wird benuzt, die See ist mit Schiffen bedeckt und jeder genießt die Früchte der allgemeinen Indüstrie.

Das wäre so ungefähr das Bild, das uns Frankreich heut zu Tage (1782) darbietet, ob aber die Ent-

*) Man bemerke wohl, daß der Verfasser vor der unglücklichen Revolution schrieb.

Entdeckung von Amerika nöthig war, um den Ackerbau und die Künste auf den Punkt der Vollkommenheit zu bringen, auf dem sie allenfalls in diesem Reiche jezt stehen, das kann ich aus folgenden Gründen nicht zugeben:

Der Handel allein kann, wenn er mit Klugheit geführet wird, eine große Menge Menschen auf einem dürren und unfruchtbaren Boden ernähren; diese Bevölkerung wird aber immer sehr unsicher seyn, weil die geringste Veränderung in dem Glück oder der Politik der Staaten sie stören kann.

Ich kenne keine festere, dauerhaftere Bevölkerung, als die, welche von den eigenthümlichen Produkten des bewohnten Landes lebt, und diese Produkte können unabhängig von einem auswärtigen Handel bestehen. Noch mehr: jeder auswärtige Handel, der am Ende keine Vermehrung der nöthigsten Lebensmittel zur Nahrung der Menschen gewährt, sondern Gegenstände des Luxus dafür einführt und so wie in Frankreich dem Volke, das diesen Handel treibt, einen Theil seiner Subsistenz raubt, wodurch doch viele tausend Hände beschäftigt werden, — jeder Handel dieser Art, behaupte ich, kann zwar durch die große Ausbreitung seiner Geschäfte, durch die Menge seiner Schiffe blenden; allein er ist doch für den Staat, der ihn treibt, immer drückend.

Sollte man auf einer so großen Strecke Landes, als diejenige ist, welche die meisten europäischen Staaten

ren einnehmen, nicht immer die nothwendigen Materialien zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Lebens finden? Was hindert uns ferner, ohne aus dem Lande zu gehen, unser Vergnügen darin bis zum äußersten Grad zu erhöhen? In Frankreich, z. B. hatte man Amerika nicht nöthig, um bequem zu leben, denn den Zucker, Kaffee und einige Kleinigkeiten ausgenommen, liefert es diesem Königreiche gar nichts; selbst den Kaffee erhielt lezteres schon aus der Levante, zwar in geringrer Menge, aber desto besser. Sollte auch der Gebrauch dieses Produkts, wie es doch leider das Ansehen hat, nicht allgemein werden, so müßte man immer befürchten, daß die schlimmen Veränderungen, die er bey den meisten Temperamenten hervorbringt, das Vergnügen seines Genusses sehr verringern werden.

Sollte der Honig der Bienen, dieser natürliche und balsamische Extrakt der angenehmsten Blumen, nicht den kaustischen Zucker der Kolonien ersetzen, den man nur mit Hülfe des Feuers und verschiedner Laugen aus dem Zuckerrohr zieht? Man denke nur ernstlich darüber nach, und man wird gewahr werden, daß die Kolonien lauter Dinge liefern, die man entbehren könnte, ohne den Genuß des Lebens und den Ertrag der Künste zu vermindern.

Der auswärtige Handel war in Frankreich nie zur Beförderung des Landbaues und der Bevölkerung nothwendig, wohl aber gute Gesetze und der innere

Tausch-

Tauschhandel zwischen den Städten, den Kantons und den Provinzen.

Unglückliche Kreolen! die ihr niemals euren brennenden Himmelsstrich verlassen habt, und auf euren Feldern nur Sklaven sehet, die noch unglücklicher sind, als ihr selbst, die ihr glaubt, daß Europa ohne eure Produkte nicht bestehen könne, und daß ihr Gebrauch einen wesentlichen Theil unsers Glücks ausmache, versezt euch nach Frankreich, lernt dieses schöne Reich kennen, und dann werdet ihr erstaunen, daß Menschen daselbst so verblendet seyn können, um jenseits des Meeres größere Vortheile zu suchen.

In dieser unermeßlichen Ebne, die von schiffbaren Flüssen durchschnitten wird, seht ihr Städte und Dörfer mit arbeitsamen Bürgern angefüllt; diese niedrigen fruchtbaren Wiesen, auf denen sich das Auge verliert, und die ununterbrochen dem Laufe des Wassers folgen, dienen dem Vieh zur Nahrung, das zu den Feldarbeiten oder zur Nahrung der Menschen bestimmt ist. Diese etwas höher gelegnen Ländereyen, die an die Wiesen gränzen, sind das Eigenthum des Landmanns; der Hügel, welcher sich darüber erhebt, giebt den schönsten Wein, und die Wälder, die ihn krönen, liefern den Bewohnern das nöthige Holz und den Heerden Nahrung. Weniger zerstört sah man vor der Entdeckung von Amerika eine Menge uralter Bäume daselbst: allein Tausende von Schiffen, die man seit diesem Zeitpunkte erbauet hat, haben sie beynahe alle aufgezehret.

Versezt

Versezt euch nun in die nächste Stadt, und ein neues Schauspiel wartet eurer. Da findet ihr Männer, die mit den verschiednen Aemtern der Regierung bekleidet sind, und Künstler aller Art. Ihr seht, wie Metalle, Holz, Seide, Zwirn, Wolle, Leder und eine Menge andrer aus dem Erdreich gezogner Materien in geübten Händen neue und nüzliche Formen annehmen. In dem Innern der Häuser findet ihr Bequemlichkeit, schmackhafte Lebensmittel im Ueberfluß auf allen Märkten, öffentliche Bibliotheken, Freyschulen, Armenhospitäler, Schauspiele und angenehme Gesellschaften. Und doch hat man von allem diesem der neuen Welt wenig, oder nichts zu danken; warum also wollen wir denn ihre Entdeckung so sehr erheben.

Sanfte Gesetze und das Licht der Vernunft waren bey dem französischen Volke hinlänglich, um seinen Fleiß zu dem hohen Grade von Vollkommenheit zu bringen, den er erreicht hat; diesen Ursachen allein hat es den Genuß zu verdanken, der sein Leben verschönert, und weit entfernt, daß Amerika den Ackerbau dieses Reichs gehoben hat, glaube ich vielmehr, daß es an dessen weitern Fortschritten hinderlich war.

Man überlege einmal, welch eine große Menge Menschen die französischen Kolonien seit ihrer schädlichen Gründung dem Staate gekostet haben. Bloß allein die Hälfte von St. Domingo beschäftigt beynahe dreyßigtausend daselbst fixirte Europäer; dieser Fond muß nun beständig durch die stärkste und blü-

hendste Jugend ersezt werden, die unter einem verzehrenden Himmel altert, und erschöpft wird, ehe sie sich Gattinnen wählen kann. Dem Vaterlande wird sie also nicht ersezt. Ferner werden wenigstens zehntausend Matrosen zum Handel dieser Kolonie erfordert und nun urtheile man von den Bedürfnissen und dem Verluste der übrigen; man rechne endlich noch die Menge Arbeiter hinzu, die in den Seehäfen, oder an den Ufern der Flüsse, bloß mit dem Tausche und dem Transport der Handlungswaaren beschäftigt sind, und man wird leicht einsehen, wie viele Hände dem Ackerbau entrissen werden.

Die Haiden und Einöden von Bretagne und von Bourdeaux und eine Menge andrer unangebaueter Ländereyen beweisen deutlich genug, daß der Boden dieses Reichs noch weit von dem möglichsten und wünschenswerthesten Grade der Vollkommenheit entfernt ist. Ist dieser einmal erreicht, sind diese Ländereyen verhältnißmäßig bevölkert, so können der amerikanische Handel und die Kolonien vielleicht einmal vortheilhaft werden; so lange man aber unangebauete Ländereyen erblickt, so hat man Ursache, die Kolonien für eine dem Mutterlande schädliche Ausbreitung zu halten.

Wer eine Berechnung über die mittlere Fruchtbarkeit dieses Reichs angestellt hat, wird finden, daß in Frankreich eine ungleich größre Volksmenge vorhanden seyn könnte, ohne den Luxus, der nun einmal zum Bedürfniß geworden ist, zu vermindern.

Ganz

Ganz irrig betrachtet man es als einen Vortheil, daß einige einzelne Menschen in den Kolonien ihr Glück gemacht haben; denn der Staat zieht wenig Nutzen davon, und diejenigen selbst, die dies Glück erlangen, haben so viele Hindernisse zu bekämpfen, so viele Unannehmlichkeiten zu überwinden, so viele Grausamkeiten auszuüben, so viele Langeweile auszuhalten, so viele Gefahren auszustehen, und so lange Zeit zu warten, daß es wenigstens wahrscheinlich wird, daß die Mittelmäßigkeit, in welcher sie in Frankreich hätten leben können, ihnen ein weit angenehmeres Leben verschaft haben würde, als dasjenige ist, welches sie jenseits des Oceans erkämpft haben.

Ich behaupte hier nichts, als was allen denen bekannt ist, welche die Kolonien besucht haben, und was auch ich aus eigner Erfahrung kenne. Die daselbst auf ihren Kolonien einsam lebenden Europäer führen gemeiniglich das traurigste Leben, und öfters schäzte ich, wenn ich sie so in ihrem häuslichen Leben beobachtete, sie bey mir selbst wenig glücklicher, als ihre Sklaven.

Diese Leute sind indessen noch die glücklichsten. Was soll man nun von den traurigen Opfern einer kurzsichtigen Leichtgläubigkeit, oder einer natürlichen Unbeständigkeit denken, die, ohne alle Talente, auf gut Glück, nach den Kolonien seegeln, und dort aus Elend oder Verdruß sterben, indem sie nicht einmal so viel finden, um ihr Leben zu erhalten? Dennoch

strömt von Jahr zu Jahr eine Menge solcher Abentheuerer hinüber und das Vaterland verliert eine große Zahl brauchbarer Menschen.

Jene scheuslichste unter allen Krankheiten, deren Namen ich nicht zu nennen gebrauche, die in Amerika einheimisch ist, und vor dessen Entdeckung in Europa nicht existicte, nunmehr aber leider auf der ganzen Erde, durch die Verheerungen, die sie, zumal in den großen üppigen Städten, anrichtet, ferner durch die Veränderung, die sie in der ursprünglichen Organisation des Menschengeschlechts hervorbringen mußte, und die Anlage zu neuen Krankheiten, die sie darin bewirkt hat, bekannt ist, kann nie durch irgend einen Vortheil ganz überwogen werden. Gesundheit und Stärke sind die höchsten Güter des Menschen, die geringsten Anfälle dieser Art werden für ihn unersetzliche Uebel, und wenn also die Entdeckung der neuen Welt kein andres Uebel, als die Mittheilung dieser Krankheit, und auf der andern Seite mehr Gutes, als sie wirklich gethan hat, hervorgebracht hätte, so würd' ich sie dennoch, als eine der Menschheit sehr nachtheilige Epoche betrachten.

Und sollte bey dieser Verschlimmerung des Physischen des Menschen seine Moralität ganz verschont geblieben seyn? Man darf nur Einen Blick auf die grausame Gemüthsart und den Geist der Habsucht und der Zügellosigkeit werfen, der allgemein in den Kolonien herrscht, um die schlimmen Folgen vorauszusehen, die mit der Zeit noch für das Mutterland

selbst

selbst daraus erwachsen können: theils durch die Handlungsverhältnisse, theils auch durch die bereicherten Einheimischen, die mit ihrer Verdorbenheit in ihr Vaterland zurück kehren, um ihren Reichthum dort zu genießen.

Wenn man England nach seinem gegenwärtigen Zustande beurtheilt, so scheint es unter allen Mächten diejenige zu seyn, die von der Entdeckung der neuen Welt den größten Vortheil gezogen hat. Dies Reich (England mit Ausnahme Schottlands und Irrlands) ist im Ganzen genommen, weniger fruchtbar und verhältnißmäßig doch mehr bevölkert. Aber weit entfernt, dies mit andern Schriftstellern für eine Folge seines Verkehrs mit Amerika zu halten, erkläre ich dieses durch die in diesem Lande herrschende Freyheit, deren Wirkung die Zeit von jeher bestätigt hat. — Ich müßte in Ansehung der englischen Kolonien, besonders auf den Inseln, alles wiederholen, was ich schon über den französischen Antheil der Insel von St. Domingo gesagt habe. Diese Kolonien vermindern die Volksmenge des Staats um so mehr, je beträchtlicher sie sind. Die traurigen Zufälle, die sich täglich vor meinen Augen ereigneten, da ich mich auf jenen Eilanden aufhielt, verlieren sich, wie ein unmerklicher Punkt, in einer allgemeinen Betrachtung. Ich sah zum Beyspiel auf St. Domingo den dritten Theil einer französischen und spanischen Armee binnen einer Zeit von drey Monaten durch Krankheiten zu Grunde gehen, und die übrigen zum Theil ihre Ge-

sundheit einbüßen, und eben so geht es verhältnißmäßig in den andern amerikanischen Inseln. Wie viele Menschen aber die über Amerika geführten blutigen Kriege vorzüglich den Engländern gekostet haben, — die Berechnung würde Entsetzen erregen! So wird also England, welches unter allen mit Amerika in Verbindung stehenden Mächten noch am glücklichsten schien, sich endlich dennoch darüber zu beklagen haben. Gesezt aber auch, England habe durch Amerika gewonnen, und gewönne noch immer fort, so wiegt sein Gewinn doch bey weitem noch nicht den mannichfaltigen Verlust der übrigen europäischen Reiche auf.

Der elende Zustand Portugals in Europa so wohl, als in Brasilien, beweiset deutlich, daß die Entdeckung von Amerika ihm nichts weniger, als vortheilhaft war. Weit besser würde es für dieses kleine Königreich gewesen seyn, sein Land anzubauen, und seine Klöster aufzuheben, und so würde statt anderthalb Millionen, die man jezt ungefähr darin zählt, seine Bevölkerung auf mehrere Millionen gestiegen seyn. Auch kann das meiste, was oben von der schlechten Politik und Industrie, welche die Spanier in der neuen Welt angenommen und befolgt haben, auf Portugal angewendet werden: die Spanier suchen daselbst Gold, die Portugiesen Diamanten und beyde — vernachlässigen den Ackerbau, beyde — denken nicht an die Aufnahme ihres Vaterlandes.

Es wird auch niemand erstaunen, daß Portugal in vielen Gegenden beynah zur Wüste geworden ist, wenn

wenn man die große Menge Menschen in Betrachtung zieht, die dieser kleine Staat aufwenden muß, seitdem er Kolonien unterhält; folglich war auch ihm die Entdeckung von Amerika schädlich.

Nun ist noch Holland in Rücksicht seiner Besitzungen in der neuen Welt zu untersuchen übrig. Surinam ist seine wichtigste Kolonie. Man hält diese aber deswegen für sehr schwankend, da sich nach der Versicherung derjenigen, welche diesen Theil des festen Landes kennen, bereits über dreyßigtausend entflohene Neger in der Nachbarschaft aufhalten, welche die holländischen Niederlassungen nicht selten beunruhigen, und sich ihrer vielleicht gar einmal unter einem unternehmenden Oberhaupte bemeistern werden. Die Holländer besitzen noch außer Surinam zwey Felsen in den amerikanischen Gewässern, nehmlich St. Eustaz und Curaçao, die an sich selbst nichts zu bedeuten haben, aber doch zum Vereinigungspunkte und zur Niederlage des Schleichhandels dienen. Ueberdies sind sie auf der guten und auf der schlimmen Seite zu unwichtig, um in die allgemeinen Betrachtungen über Amerika einen großen Einfluß zu haben.

Wenn Holland im Verhältniß mit seinem schlechten Boden sehr bevölkert ist, so hat es diesen Vortheil weniger seinen Besitzungen in der neuen Welt, als seinem Handel mit Ostindien, seinen europäischen Manufakturen, seiner klugen Oekonomie, seinem anhaltendem Fleiße und seiner unermüdeten Thätigkeit zu verdanken.

Da die übrigen Nationen nur sehr eingeschränkte, oder indirekte Verbindungen mit Amerika haben, so sehe ich dabey auch keinen großen Nutzen für sie; indessen sind sie darin glücklicher, als die, welche in stetem Verkehr mit demselben stehen: weil sie alle Produkte, die man daher erhält, mit weniger Aufopferung erhalten und genießen können.

Alle die Uebel und nachtheiligen Folgen, die ich bisher aufgezählt habe, kommen aber dennoch nicht in Vergleich mit jenem unbeschreiblichen Blutvergießen, womit die Spanier ihre ersten Schritte in Amerika bezeichnet haben. Wer vermag die blutige Geschichte ihrer Eroberungen ohne Abscheu und Entsetzen zu lesen? Denn wenn man auch annimmt, daß die Anzahl der Indianer übertrieben war, die sie hingemordet haben sollen, so müssen sie doch immer aus einer Zahl von mehrern Millionen bestanden haben, um die beträchtlichen Reiche bilden zu können, welche zerstört worden sind.

Was ist die Bartholomäusnacht, was die sicilianische Vesper, deren grausenvolle Erinnerung noch jezt die Menschheit zittern macht, im Vergleich mit einem so ungeheuren Verbrechen? — Aus diesen Ruinen der neuen Welt entstand nachher der Plan zu einem niederträchtigen, schändlichen Handel, der Pabst gab seine Genehmigung dazu, dem Volke schien er nun rechtmäßig, und so nahm der scheusliche Sklavenhandel seinen Anfang!!

Dies

Dies ist unstreitig das frevelhafteste Unternehmen, welches uns die Geschichte der Menschheit darbietet, und man wird in kommenden gerechtern und aufgeklärtern Jahrhunderten Mühe haben, es zu glauben; demungeachtet beladet man Schiffe mit Branntwein, Spielwaaren, Flinten ꝛc. steuert damit nach Afrika und — tauscht Menschen (!!!) gegen diese Ladung ein. — Schrecklicher Handel, der zugleich diejenigen, die ihn treiben, und die, welche der Gegenstand desselben sind, erniedrigt!

Die Kriege, welche schon lange Zeit unter den Afrikanern wütheten, wurden dadurch nur desto schrecklicher und verheerender, die durch neue Begierden gereizte Wuth dieser unglücklichen Menschen stieg immer höher, und so bald sie Gefangne machten, bewachten sie dieselben sorgfältig und warteten mit Ungeduld auf die Rückkehr der Schiffe, um den Preis dafür zu erhalten. Kurz, dieser Tausch gieng so leicht von Statten, daß die Afrikaner bald anfiengen, ihre eignen Kinder, Angehörigen ꝛc. zu verkaufen, um sich Spielwerke zu verschaffen, welche ihnen die Seefahrer anboten.

Seit der Zeit, daß Europa eine so große Menge Menschen ihrem Vaterlande entreißt *); seitdem

*) Man kann sich ungefähr einen Begriff von der großen Zahl derjenigen Elenden machen, welche seit dem Anfange des abscheulichen Sklavenhandels unter der Geißel unem-

Afrika Amerika alle Sklaven liefert, die man dort nöthig hat, wie sehr mußte nicht seine Bevölkerung und seine ganze Glückseligkeit darunter leiden! Darf man sich wundern, wenn man heut zu Tage sechszig bis achtzig Meilen ins Land hinein gehen muß, um Wohnungen und Menschen anzutreffen? Wenn ferner auf der andern Seite die Neger, die man nach den Kolonien führt, statt hier zu gedeihen, vielmehr in kurzem ein Raub des Todes werden, und man daher immer rekrutiren, das heißt, die vorigen Barbareyen von neuem und allererst wiederholen muß, so ist das doch wohl ein überzeugender Beweis, daß bis jezt für die unglücklichen Völkerschaften, welche europäischen Wütrichen zur Beute werden, die Entdeckung der neuen Welt wahrlich kein Segen ist.

Es ist bekannt, daß die Rekrutirung jährlich über 80000 Neger erfordert; sezt man nun zu dieser ungeheuren Zahl noch diejenigen hinzu, die sich selbst

unempfindlicher Wütriche haben seufzen müssen, wenn man nur die Ausfuhr der Neger für das einzige Jahr 1768 betrachtet.

Die Engländer kauften in diesem Jahre für ihre Inseln	53100
Ihre damaligen Kolonien in Amerika	6300
Die Franzosen	23500
Die Holländer	11300
Die Portugiesen	8700
Die Dänen	1200
	104100

D. H.

selbst entleiben, oder in den, wegen ihres Handels mit den Europäern, gelieferten Schlachten hingestreckt werden, und bedenkt man dabey, daß man nur die schönste Jugend, d. h. die reinste und beste Quelle der Bevölkerung, zu Sklaven wählt, so wird man nicht mehr darüber erstaunen, daß die Lücken, welche die Europäer durch ihre Verwüstungen zurück lassen, nicht zu ersetzen sind. Auf diese Art wird die Verminderung der Neger immer höher steigen und die Europäer werden den doppelten Vortheil haben, einen ansehnlichen Theil von Afrika ohne irgend einen wesentlichen Nutzen für die übrige Welt entvölkert zu haben.

Man glaubt berechtigt zu seyn, mit Menschen zu handeln, weil ein Volk barbarisch genug ist, sie zu verkaufen; und anstatt jene höhern Einsichten, mit denen man sich so sehr brüstet, dazu anzuwenden, ihm seinen Irrthum zu benehmen, es gesitteter zu machen und es zu überführen, daß es vortheilhafter ist, das Land anzubauen, als es zu verwüsten, legt man vielmehr seiner Einfalt Stricke, und macht sich, ohne irgend auf die Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit zu hören, seine Unwissenheit zu Nutze.

Man hört ziemlich oft behaupten, daß die Negern gewissermaßen Thiere wären, deren Leben immer noch glücklich genug sey, man mag sie hinführen, wohin man will, wenn sie nur ernähret werden; allein diese Stupidität, die man ihnen Schuld giebt, um unsre unwürdige Behandlungsart zu rechtfertigen,

ist

ist eine neue Beleidigung gegen diese Menschenart. Noch nie hat man Mittel angewendet, um ihre Geisteskräfte zu entwickeln, vielmehr thut man alles, um sie gänzlich zu ersticken. Dennoch ist man, statt dieser gänzlichen Versinkung zum Thier, die eine Folge der tiefsten Stumpfheit seyn sollte, und bey der härtesten Sklaverey, oft gezwungen zuzugeben, daß der Neger sehr listig und sehr erfinderisch ist, um zu seinem Zwecke zu gelangen; daß er die Kunst zu hintergehen im höchsten Grade besitze, und daß der feinste Europäer viele Mühe hat, ihn selbst bey einer langdaurenden Untersuchung eines Fehlers zu zeihen, so bald er ihn verhehlen will.

Mag doch der hungrige Wilde die Frucht stehlen, die einem andern gehöret; die Noth zwingt ihn zu dieser gewaltsamen Handlung; daß aber unersättliche und fühllose Wollüstlinge Millionen von Menschen zum Elend, zur Schmach, zur abscheulichsten Behandlung und Vergessenheit der Würde ihrer Menschennatur, verdammen, um sich Vergnügungen zu verschaffen, die so eitel, als wahrhaft unnütz sind, dies vermag mein Geist ohne Abscheu nicht zu fassen: und doch ist dieses das allgemeine Gemählde der Kolonien.

Wer könnte nun noch den schädlichen Einfluß der neuen Welt auf die alte verkennen? Und wer wird noch in Verlegenheit seyn, die lezten Theile der Raynalschen Frage zu beantworten?

„Ob die Entdeckung von Amerika etwas wesent-
„lich Gutes hervorgebracht hat, und welches die Mit-
„tel

„tel sind, es zu erhalten und zu vermehren? und „wenn sie Uebel hervorgebracht hat, welches die Mit„tel sind, ihnen abzuhelfen?“

Kann man wohl einige Produkte für ein wesentliches Gut halten, die man nicht bekommen kann, ohne verschiedne Völker auf einmal auszurotten; Produkte, die der Luxus heischt und die Menschheit verweigert, die wenige nähren und doch einer so großen Menge Bedaurungswürdiger das Leben kosten? —

O mein Vaterland *)! wie freue ich mich, daß du keinen Theil an den Verbrechen genommen hast, die ich hier beschrieben habe; glücklicher in deiner Mittelmäßigkeit, als die mächtigsten Staaten, und furchtbarer für deine Feinde, genießest du die Früchte deiner Klugheit, nehmlich Friede und Freyheit!

Bey dir kennt man weder die drückende Pracht jener vornehmen Menschen, noch das äußerste Elend; alle deine Bewohner sind einander beynahe gleich, mit mehr oder weniger Ueberfluß; sie sind aufgeklärt, verehren die Tugend und lieben sich unter einander. Kann man bey so großen Gütern wohl noch unglücklich seyn?

*) Der Verfasser ist von Geburt ein Schweitzer. D. H.

9.

Ueber Originalgenies, Nachahmung und Nacherfindung.

Mit einer Anwendung aufs akademische Studium.

Ein Dialog.

Leopold.

Nun wahrlich, Cuno! wenn du bey dem Buche gähnst, so weiß ich dir keinen Rath! So wirf dich in den Sessel, schließ deine Augen fest zu, und zaubre dir selbst mit deiner traumreichen Phantasie ein Ideal von Schönheit, Erhabenheit und Grazie, was wenigstens dir selbst genügt, wenn's gleich andern ein unreifes Produkt der jugendlichen schwärmenden und schwelgenden Phantasie bleibt.

Cuno. Nähme ich deine Ausforderung an, lieber Leopold! so möchte unser Waffenstillstand von gestern, schon mit vier und zwanzig Stunden wieder zu Ende seyn.

Aber du schlägst nach einem Schatten, und glaubst mich zu treffen; und greifst doch in einen Ton, der entweder entschiedenen Sieg, oder — verlornes

Spiel

Spiel voraussezt. Darin antworte ich dir nicht. Ich bin deiner Unbilligkeiten gewohnt, wenn's einen Schriftsteller gilt, für den du einmal gestimmt hast, und ich habe dir's oft gestanden: die Wärme, womit du dich deiner litterarischen Freunde annimmst, macht dich meinem Herzen zu theuer, als daß ich dir darob zürnen könnte.

Leopold. Willst du wieder den Großmüthigen machen? Aber es giebt auch eine Maske von Großmuth hinter der sich die Feigheit zu verbergen pflegt.

Cuno. Leopold, Leopold! Du wirst heftig; fast möchte ich sagen feindselig. Lieheſt du mir deine Messiade um den Preis, so nimm sie wieder zurück und sey gelassener!

Leopold. Dann müßt' ich gleichgültiger gegen dich seyn, als ichs je zu werden wünsche; müßt' es weniger bedauern, daß solche Talente, solche scharfe, feurige Blicke, solch' eine Fülle und Wärme der Empfindung, die auf dem Wege der Wahrheit Alles finden, Alles beherrschen könnte, durch die seltsamste Sonderlingssucht auf einen Nebenweg abgeleitet wird, wo sie nichts findet als eitle Luftgestalten, nichts schafft als Bastarde des Genies und der schwärmenden Einbildung.

Cuno. So viel errathe ich, daß in diesem allen, erst eine gar schmeichelhafte Captatio beneuolentiae; dann aber ein herber und derber Verweis liegen muß. Jene nehme ich aus Freundesmunde mit vielem Danke an. Diesen lose mir erst

weiter

weiter auf, wenn ich ihn fühlen soll! Noch verstehe ich keine Sylbe davon.

Leopold. Und hast ihn doch schon oft hören müssen. Erinnerst du dich des Commentars nicht mehr, den dir Selmar neulich zum imitatorum servum pecus des Horaz gab?

Cuno. Der Lebhaftigkeit, womit mir da Leopold gegen diesen gelehrten Formschneider zu Hülfe kam? Ihrer erinnere ich mich. Verweise fielen meines Wissens nicht dabey vor, und bey aller meiner Nachgiebigkeit hätt' ich sie doch nicht angenommen.

Leopold. Sie waren freylich nicht auf dich allein gemünzt. Aber was allen seynwollenden Urgenies, Selbstgelehrten, Originalköpfen galt, das — verzeih mir, Cuno — das galt auch dir.

Cuno. Du bist ein Mann, dessen Worte bey mir wie Schwüre gelten, allein jezt bleibst du dir nicht gleich. Deine Hitze läßt dichs vergessen, daß du damals den Selbstdenker in deinen mächtigen Schutz nahmst.

Leopold. Ein Selbstdenker, und ein Selbstgebildeter sind zwey ganz verschiedene Wesen. Den ersten glaubt' ich bisher in dir zu sehn, und sah ihn gern in dir: vertheidigte dich mit der ganzen Fülle meiner Liebe, gegen jeden, der dir ein Verbrechen, oder nur eine Thorheit daraus machen wollte, daß du nicht jede Meynung irgend eines hochberühmten Mannes, ohne Prüfung unterschriebest und —

Cuno.

Cuno. — und greifst nun den an, den du vertheidigtest; deswegen an, was dir vorher an ihm gefiel: und willst nun lieber auch ein servum pecus aus ihm machen. O Leopold! wenn das nicht Unbestand ist, so giebts keinen.

Leopold. Freylich muß ichs bedauern, daß ich dich so lange verkannt habe, und daß ich in deiner Vertheidigung ganz treuherzig einer Sache das Wort redete, die durchaus keine vernünftige Gründe für sich haben kann, weil sie — ein baares Unding ist. Wisse Cuno, daß man eben kein blinder Nachahmer zu seyn braucht, wenn man's für lächerliche Keckheit hält, Theorien und Systeme anzugreifen, die das Urtheil unsrer besten Köpfe für sich haben, und dafür Phantasien geltend machen zu wollen, welche genau geprüft, in keine Regel passen.

Cuno. Soll das mir gelten, Freund? So sage mir doch, nach welcher Logik darfst du schließen: Sempronius gähnt, folglich greift er Theorien, Systeme und Autoritäten an?

Leopold. Ausflucht! Nichtssagende Ausflucht! Du willst es nicht gestehen, daß dir dein Geschmack einen bösen Streich spielte; daß du kein Gefallen an dem Buche fandest, worin jeder Gedanke eine Schönheit ist; grade deswegen kein Gefallen daran fandest, weils Lieblingswerk der Nation ist.

Cuno. Gesezt, lieber Leopold! du könntest mir eine solche Ungereimtheit beweisen: denn des lieben Hausfriedens wegen giebt man ja wohl einmal eine unerweisliche Sache zu: was folgte denn daraus?

aus? Höchstens dieses, daß ich meine Begriffe nicht in die Begriffsform der Nation hinein drücken kann: daß ich denken will ohne Rücksicht darauf, was Deutschland denkt; daß ich alles Nachsprechen hasse, so bequem es auch seyn —

Leopold. Und allen Widerspruch liebe, so sinnlos er auch klingen mag.

Cuno. Lakonisch genug, aber nicht richtig! Es giebt noch ein Drittes, Freund, und das soll immer mein Wahlspruch bleiben — selbst empfinden, selbst sprechen!

Leopold. Das kann ich nicht tadeln; denn ich denke es ist Grundsatz eines jeden freyen mündigen Geistes. Nur dünkt mich, du sprichst nicht selbst, nicht unbefangen, nicht ohne Bezug auf andre, die vor dir gesprochen haben, nicht nach reinen Gründen deiner Erkenntniß, wenn du bloß aufs Sonderbare ausgehst; wenn du etwas deswegen verwerflich findest, weils andern gefällt, etwas gut heißest, weils andre tadeln. Da folgst du nicht dem reinen Schönheits- und Wahrheitsgefühle, sondern dem sehr unreinen Geiste des Widerspruchs —

Cuno. Nimm mich doch, wie ich bin, und nicht wie ich dir durch den düstern Schleyer einer, wahrlich nicht freundschaftlichen Präsumtion scheine! Ich gehe meinen Weg; finde ich Fußtritte von andern, so folge ich ihnen, ohne sie zu suchen; vielleicht laufen sie mit den meinigen in einer Richtung

fort;

fort; vielleicht auch nicht. Sie mögen zum Ziele hin, oder vom Ziele wegführen, welches ich vor Augen habe: was kümmerts mich? Genug wenn ichs selbst in meiner Gleise erreiche.

Leopold. Und wie hieße denn dein Ziel, du Selbstgenügsamer?

Cuno. Geistesbildung.

Leopold. Ein schönes Ziel, Freund! aber ich fürchte, unerreichbar für dich, wenn du deine Grille von Originalität nicht aufgiebst. Grille bleibt es immer, was du dir von deiner Selbstbildung denkst. Du bist nie ein reines Original gewesen, und wirst und kannst es nie werden. Ist doch kein Extrem, so wohl in der menschlichen Weisheit, als in der menschlichen Thorheit so groß, das nicht schon irgend ein Kopf berühret hätte. Du hast Vorgänger ohne es zu wissen, du kopirst ohne es zu wollen. Und die Geister in der Mitte, oder wie sie in eurer Geniesprache heißen — die Alltagsseelen, bescheiden sich gern, daß sie das, was sie wurden, nicht durch eigne Kraft allein geworden sind.

Cuno. Und daß sie wenigstens kein beßrer Kopf nachahmt, indem sie seine Züge ängstlich zusammen lesen, in ihr Wesen hineinflicken, und so der Welt den Anblick jener Dohle in der Fabel geben.

Leopold. Omne simile claudicat heißt es auch hier. Der Vogel des Phädrus trug die Pfauen-

natur keinesweges in die seinige über. Er blieb unter den Spiegelfedern, was er immer gewesen war — Dohle! Aber der fähige Kopf des Jünglings bleibt, im Umgange mit seinen großen Lehrern, nicht derselbe. Mag der Vorrath seiner Anlagen auch noch so dürftig seyn: er befruchtet und entwickelt sie allmählig durch die reifen Ideen, die er von andern annimmt, und an die seinigen knüpft. So, lieber Freund! steht er am Ende wohl gar über den seynwollenden Kraftgenies, die durchaus keiner Belehrung zu bedürfen glauben, welche sie doch täglich erhalten.

Cuno. Aber nicht als Zugabe, als Vermehrung ihres Geisteseigenthums, bloß als Entwicklungsmittel ihrer Kräfte erhalten.

Leopold. Verstehe ich dich recht, Cuno, so gilt eben dies von jedem Kopfe, der seinen gesunden Menschenverstand hat.

Cuno. Ohne Unterricht kann niemand gebildet werden, es muß erst Licht in unsrer Seele werden, ehe wir wahrnehmen, was in und außer uns ist. Den Lichtstoff selbst gab uns unsre Geburt. Seine Verbreitung erwarten wir durch äußere Eindrücke auf unsre Sinne. Bleibt sie aus, so ists ewig dunkel um uns — wie im Weltenraume ohne Sonne und ihre Friktion des Lichtfluidums.

Leopold. Richtig! ich unterschreibe deine Vergleichung mit aller Ueberzeugung. Merkst du indessen

indessen wohl, daß du dadurch deine vorhergehende Behauptung ganz aufhebst? Willst du noch ein Selbstgebildeter heißen, da du doch deine Bildung von so vielen Gegenständen außer dir empfiengst? Ist das ganz dein Weg, den dir die Fackel der fremden Belehrung zeigte; auf dem sie dir leuchtete? Lösch sie aus, wenn du kannst, und was bleibt dir? das Gefühl, bisher Schritte gethan zu haben, und nun weiter keinen thun zu können!

Cuno. Die Ausdrücke eigner Weg — Selbstgebildeter sind dir also anstößig? ich wollte sie gern vermeiden, wenn ich nur wüßte, wie ich sonst das Gegentheil des stupiden Tappen nach Vorgängern, des geistlosen sklavischen Nachbetens, bezeichnen könnte.

Leopold. Vielleicht finden wir Wörter, die weniger zweydeutig sind, als jene; oder finden wir sie nicht, so machen wir sie! Jezt beantworte mir erst einige Fragen, mein Lieber! damit ich sehe, was zwischen deinen scheinbaren Widersprüchen in der Mitte liegt. Du giebst also zu, daß du bisher nicht durch dich selbst — nicht — du verstehst den Ausdruck — nicht aus dir selbst gebildet wurdest?

Cuno. Nicht bloß meinst du doch? und da wär es Ungereimtheit das Gegentheil behaupten.

Leopold. Alle deine Begriffe sind dir bisher durch Sinne des Augs, Ohrs und Gefühls, durch Umgang und Unterricht, durch Lektüre und Studium zugeleitet?

Cuno. Entwickelt sind sie dadurch.

Leopold. Das heißt, sie sind aus Fähigkeiten zu Vorstellungen, Vorstellungen selbst geworden; sind aus zerstreuten Blicken, einzelnen Wahrnehmungen und Ahnungen, zu einer Summe in einander greifender, aufgeschlossener Erkenntnisse zusammen geordnet.

Cuno. Ich widerspreche nicht.

Leopold. Wärst du unter den Hottentotten oder in Neuseeland geboren und erzogen, du würdest mit deinen Anlagen das nicht geworden seyn, was du jezt bist.

Cuno. Dies folgt natürlich aus dem Vorhergehenden.

Leopold. Nun! so thue denn Verzicht auf den Namen eines Originalkopfs. Du trägst tausend Kopien darin und keinen einzigen Gedanken brachtest du in seiner jetzigen Gestalt mit aus der Mutter Schooß. Vorzeit und Gleichzeit haben daran geformt und geschnörkelt. Selbst jeder Buchstabe, den du aussprichst, ist entlehnt, und —

Cuno. — und Vater Horaz muß nun seine Nachbetergeißel gegen sich selbst schwingen?

Leopold. Ich denke nein! sie trift niemanden, der so kopirt wie er.

Cuno. Wie fein du einlenkst, wenn du — nicht weiter kommen kannst.

Leopold. Ich bin noch lange nicht so weit gekommen, als ich wünsche. Entweder du mußt mir eingestehen, lieber Cuno, daß alle Originalsucht, alberne Eitelkeit; alle Selbstgelehrsamkeit blauer Dunst vor den Augen des Einfältigen ist — oder ich fodre Beweis von dir, daß Wissenschaften dem Menschen angeboren werden, wie der Instinkt dem Thiere.

Cuno. Da ich diesen nun zu führen nicht Lust habe, so ists wohl am besten, die Segel zu streichen. Eine Kleinigkeit nur noch, lieber Leopold, ehe du die Rechte des Siegers an mir ausübst! — Entweder du hast mich durch dein Räsonnement blenden, oder du hast mich nicht treffen wollen. — In dem Sinne, wie du den Originalkopf nahmst, konnte es nie einen geben, nie einen geben wollen — als höchstens im Narrenhause. Allein daß es Talente giebt, die so eigentlich dazu bestimmt zu seyn scheinen, andre zu leiten — sich selbst aber nicht leiten zu lassen. —

Leopold. Das ist mit deiner Erlaubniß grundfalsch!

Cuno. Höre weiter, Freund! und widerlege mich nicht durch Machtsprüche! — daß alle, oder doch die meisten wichtigen Erfindungen für Wissenschaften, Staat und Menschheit, Früchte solcher Talente sind —

Leopold. — alle, entweder treue Nachahmungen der Natur, wie die meisten mechanischen und zufälligen Werke — oder lange vorbereitete,

durch geschärftes Nachdenken, also auch durch das allgemeine Mittel zur Geistesbildung, durch Unterricht — späterhin durch Zuratheziehung anderer denkenden Köpfe — veranlaßte Verstandesprodukte — wie alle wissenschaftlichen Erfindungen — Nun?

Cuno. Daß solche Talente eine andre Behandlung erfordern, als gemeine Geisteskräfte — sich nicht so in Methoden, nach Vorschriften und Regeln fügen können, und wenn sie auch für die Legionen Köpfe unter ihnen das non plus ultra der menschlichen Weisheit wären.

Leopold. Zugestanden; wenn du mir einräumst, daß diese außerordentlichen Fähigkeiten erst unter dem nothwendigen Leitbande des aufwachenden Geistes, zu der Größe gedeihen müssen, wo für sie manche Formen unsers Wissens zu eng werden, wo sie ihren Reformatorberuf fühlen und befolgen dürfen; daß sie bis dahin wenigstens der fremden Leitung nicht, wie du eben behauptetest, entrathen können.

Cuno. Bis dahin können sie es freylich nicht: aber brechen sie sich nun eine Bahn, die vor ihnen vielleicht nicht einmal geahndet wurde: — stehn sie hoch und hehr in der Region von Kenntnissen, die sie allein schöpfen, allein zu umfassen vermögen — in der Größe eines Leibnitz, Newton, Kant: dann dächte ich, dürfte ihnen niemand den Namen der Originalköpfe absprechen.

Leopold.

Leopold. Niemand! Auch unserm Klopstock, Wieland, Schiller, Göthe möchte ich den Namen nicht versagen, wenn er eine große Summe von, allmählig geweckten, durch Erziehung gerichteten und erhöheten Geisteskräften bezeichnen soll, die mit Allgewalt über die Gränzen des Gewöhnlichen hervorbrechen, und das Gebiet des menschlichen Wissens erweitern. Immer bleibt er indessen uneigentlich und — was ihn mir durchaus verleidet, verführerisch und gefährlich für die, welche noch nicht gelernt haben, das Große, was darin liegt, auf vernünftigen Wegen zu suchen; für Jünglinge, die die Anlagen zu ausgezeichneten Kenntnissen, schon für Kenntnisse selbst, für Verdienst und Beruf halten, neue Wege einzuschlagen, und mit muthwilliger Keckheit über Grundsätze herzufallen, weil sie sich mit ihren unhaltbaren, unweisen, hervorsprühenden Einfällen nicht vertragen.

Cuno. Wozu die Heftigkeit deiner Ausdrücke, da wo die Sprache, die ruhige überzeugende Sprache der Wahrheit nur aus dir reden sollte?

Leopold. — auch die Sprache des Gefühls, bey der Vorstellung des unersezlichen Nachtheils, den jene Verwirrungen für so manchen talentvollen Kopf mit sich führen. Auch die Sprache — Cuno! ich will dich nicht beleidigen, sondern liebreich brüderlich warnen — auch die Sprache der Freundschaft!

Cuno. Das danke ich dir aus der ganzen Fülle meines Herzens, wenn wirklich Gefahr für mich da

ist. Hab ich denn jemals so inkonsequent gehandelt, gedacht?

Leopold. Wenigstens könnte dich eine ähnliche Thorheit einmal umwandeln, wenn du ihr noch ferner mit irrigen Ideen von Geistesbildung außer dem Gange der Natur und Vernunft gleichsam selbst entgegen giengest.

Cuno. Daß ich meine Bildung außer dem Gange der Natur gesucht habe, kann ich nicht ohne allen Beweis eingestehen. Aber laß uns in unsrer Untersuchung fortfahren.

Du willst also die Benennung Originalkopf ganz verbannt wissen?

Leopold. Originalität schließt alle Entlehnung aus, und entlehnte Züge finden sich mehr oder minder in jedem Menschenverstande, und Menschencharakter. Die Geistesrichtung des Vaters drückt sich oft, wie seine Gemüthsart mit sichtbaren Zügen, im Erkenntniß- und Empfindungsvermögen des Sohnes ab. Merkwürdige Beyspiele sehen wir davon in einzelnen Gelehrten- und Künstlerfamilien. Erinnere dich nur der Faber, Fabriciusse, Geßnere, Carpzove, Bachs, Bendas, Mengs. Und was man von Nationalzügen sagt, verdient wenigstens in dieser Rücksicht einige Aufmerksamkeit, ohngeachtet es zu allgemein gesagt wird, um durchaus treffend zu seyn. Es beweiset, daß es bey der Geistesbildung nicht allein auf die Summe der Geistestalente — denn die sind doch wohl überall mit gleicher

cher Milde unter Völker ausgetheilt — sondern auch auf Gewohnheit, Erziehung und Beyspiel ankommt. Ist der Deutsche groß, so fällt ein Theil seiner Größe auf die Nation zurück, unter deren Begünstigung und Beförderung der Same seiner Größe gedieh. Sie war und ist für ihn eine lebendige Gruppe von Urbildern, die er, kraft seiner Talente und seines Ehrtriebes, glücklich benuzte und erreichte.

Cuno. Auch wohl übertraf —

Leopold. Mag er! Sie bleibt immer, wenn ich mich so ausdrücken darf, sein erster Schuldner. Seine Originalität muß er mit ihr theilen, wenn auch andre Völker der Vor- und Gleichzeit, in Griechenland und Rom, in Frankreich, England und Italien, gar keine Ansprüche an seine Bildung hätten, wie sie ihnen der Gelehrte wenigstens einräumen muß.

Cuno. Und das nennt ihr Aufklärungsperiode, wo es dem scharfsinnnigsten Kopfe nicht möglich ist, selbst zu erfinden? wo er nur sammlen kann, ohne zu schaffen? Leopold! was bleibt uns dabey für Verdienst? Und wie tief sezt uns deine Bemerkung unter die erste Periode der Cultur unsers Geschlechts herab!

Leopold. Befürchte nichts, lieber Cuno, und erlaube, daß ich deiner Einwendung, die allerdings dem ersten Anschein nach Grund hat, durch zwey Erläuterungen begegne:

Erst.

Erstlich gilt das, was ich von schöpferischen Genies behaupte, auch von allen Erfindern der Vorzeit.

Cuno. Nun, wenn das kein Paradoxon ist, so verdient nichts den Namen. Daß du unsern Componisten, unsern Bachs, Clementis ihre reine Originalität absprichst; daß du unserm Sänger der Messiade, unserm Dichter der Iphigenie, unserm Horaz und Lucian ihre Erfindungsehre schmälerst —

Leopold. Erfindungsehre? Welch eine Beschuldigung! — Du willst sagen ihre Selbstbildung.

Cuno. Ich sollte so sagen, nach deiner haarfeinen Distinktion. Doch wir wollen nicht länger um Worte streiten! — Daß du Newton, Leibnitz und Kant nur als Verbesserer der Philosophie anerkennst: alles dieses hat wenigstens deine Sprachgenauigkeit für sich. Sollen aber Orpheus, Homer, Sophokles und Aristoteles keine Originalgeister mehr heißen: so nenne mir erst ihre Urbilder, ehe ich dir darin beypflichten kann.

Leopold. Orpheus soll die Tonkunst unter den Pelasgern zuerst eingeführt haben. War er denn Erfinder der Töne selbst? Gab er der Luft die Elasticität, den Zusammenhang, wodurch sie den Laut wie den Lichtstrahl fortpflanzt? Der gute Wilde! wie er sich wundern mochte über sein Werk, woran vielleicht sein Kopf den wenigsten Antheil hatte. Das Schnarren seiner straff gespannten Bogensenne, oder

ein

ein ähnlicher Zufall, machte ihn vielleicht zum Erfinder der Cyther; aber er blieb damit unendlich weit hinter den Waldsängern zurück, denen er nacheiferte.

Cuno. Gleichwohl war diese Nachahmung Erfindung.

Leopold. Und seine Erfindung Nachahmung. Das Resultat: Orpheus war Nacherfinder der Tonkunst. Unsre Virtuosen sind gleichfalls Nacherfinder derselben, und der, ohne alles Verdienst, aus der Mythe in die Geschichte übergetragene Pelasger, möchte sich immer dadurch geschmeichelt finden, daß man ihn noch den besten Virtuosen seiner Zeit nennt.

Cuno. Der Pelasger hätte also sein Urtheil weg. Willst du es indessen so über den Jonier aussprechen, dann Leopold verurtheilst du alle billigen Kritiker des Schönen, die nach ihm lebten, zugleich mit ihm, und da hättest du, wie mich dünkt, mächtige Stimmen gegen dich.

Leopold. Ich vereinige meine schwache Stimme mit der ihrigen, wenn es seinem Lobe gilt, und mehr werden sie gewiß nicht von mir fodern. Unstreitig ist Homer der ganzen Bewunderung werth, die man nun seit Jahrtausenden für ihn gefühlt hat. Ob er ihrer würdig gewesen wäre, wenn er uns in seinem unsterblichen Werke bloß eigene Geistesgeschöpfe aufgestellet hätte? Das ist eine andre Frage.

Cuno. Wem gehören denn die Gegenstände seiner Begeisterung? wem die Sprache? wem die

Zusam-

Zusammenordnung der unzähligen Mannichfaltigkeiten zu einem so schönen erhabenen Ganzen, anders als ihm?

Leopold. Zur Iliade wählte, entlehnte er ein wirkliches Faktum aus der Geschichte. Es gehört nicht ihm, nur die Art der Darstellung; die Verbindung des Wahren mit den Scenen aus seiner feurigen Einbildung, ist sein Werk. Die Charaktere seiner Helden sind, wenn man ihre Verschönerung und scharfe Zeichnung abrechnet, wirkliche Charaktere seines heroischen Zeitalters und also entlehnt. Seine Götter nahm er aus den damaligen Meynungen, modelte sie nach seinen Absichten, lieh ihnen Plane, Gesinnungen, Reden und Handlungen aus dem Schatze seiner Dichtung, und ließ sie so, nur unter einer veränderten Gestalt hervortreten. Dies dünkt mich, wäre unläugbar, lieber Cuno! Allein eben so gewiß ist es, daß Homer bey dem allen durch die Schönheit seiner Bilder, durch die Kraft seiner, von ihm zur erhabensten Dichtung schöpferisch umgestalteten Sprache, durch die Kunst, womit er Geschichte und Mythe, eigene Erfindung und wirkliche Thatsachen, so gleichförmig, so täuschend, so voll hohen nie erschlaffenden Gefühls darstellte, daß er dadurch der erste Dichter aller Nationen bleibt.

Cuno. Mich täuschest du nicht mit deiner scheinbaren Großmuth, denn du giebst im Grunde mit deiner Wärme, mit deinen enthusiastischen Lobsprüchen nicht ein Drittheil davon wieder, was du

durch

durch kaltes Räsonnement nahmst. Nur ärgert es mich, daß meine Empfindungen nicht so beredt sind, wie deine Vernunft. Ich fühle, daß du Unrecht hast, und kann dich doch nicht widerlegen.

Leopold. Unsre Wünsche sind auch Gefühle, lieber Cuno, und sie sind bey Untersuchungen über Wahrheit und Irrthum um desto gefährlicher, je weniger sie uns Ruhe lassen, zu prüfen, ob sie auf wahren Gründen, oder auf versteckten Vorurtheilen beruhen.

Cuno. Wohl! ich will meinen Wünschen entsagen, wenn du mir noch den einzigen Skrupel ausreden kannst, daß der Mensch, dies freye, thätige, und in seinen Anlagen seit 6000 Jahren noch lange nicht genug erkannte Wesen, doch einen edlern Beruf haben muß, als den der Nachahmung; daß seine Vernunft durchaus unabhängig von Formen und Gewöhnungen werden kann, wenn sich der Instinkt bloß darauf einschränken muß.

Leopold. Sieh etwas genauer zu, und ich bin überzeugt, du giebst diese Behauptung, wenigstens in ihrer Ausdehnung auf. Geistloses, instinktmäßiges Nachahmen liegt allerdings unter der menschlichen Würde; davon war auch unter uns die Rede nicht. Wollten wir aber: — wollten eilfhundert Millionen Wesen, in einer Generation, jeder seine eigene Form haben, so sage mir, welch eine Menschheit müßte daraus werden! Alle Bande der bürgerlichen, selbst der Familiengesellschaften wä-

ren

ren zerrissen; alle Kräfte individualisirt: der Mensch müßte den Menschen fliehen, um nicht von ihm zu lernen, und schon, ehe er Umgang wählen könnte, schon als neugeborner Säugling müßt' er in Einöden aufwachsen, wo ihm keine menschliche Gestalt begegnete. Da lebte denn der unbändige Naturmensch und nähme sich — weil er doch seinen Nachahmungstrieb nie ganz zu unterdrücken vermögte, Formen von Waldthieren und würde — Waldthier mit ihnen.

Cuno. Leopold! traust du mir im Ernst den Unsinn zu?

Leopold. Du wärst wenigstens nicht der erste Philosoph, dem eine zu starke Dosis von Sonderlingssucht und Schwärmerey dies Hirngespinst einbliese.

Cuno. Ich bin weder Sonderling noch Schwärmer, aber ich weiß, daß der erste Mensch ohne Schüler und Beyspiel doch ein vernünftiges Wesen, doch ein Herr der Natur war.

Leopold. Herr und Zögling der Natur. Denke dir seine Schöpfung immerhin ohne Rücksicht auf die ehrwürdige mosaische Urkunde, und versuche, ob dir deine Betrachtung ein anderes Resultat geben kann, als die mosaische. Mit ausgebildeter Vernunft stand er da, in der Mitte der milden Schöpfung, nicht allein, sondern an der Seite des liebenswürdigsten Weibes: Zwey schuldlose Seelen der Mittheilung fähig, und geneigt sich mitzutheilen, wahrlich!

lich! eine sehr bildende Gesellschaft. Hier war Umgang des Menschen mit dem Menschen; Umgang des Menschen mit der Natur, und wohl zu merken, volle Fähigkeit ihn zu benutzen.

Bald zeigte sich die Gelehrigkeit des ersten Menschenpaars. Sie ahmten Töne nach, und benannten die Dinge nach ihren eignen Tönen. Das Körnchen, das vor ihren Füßen Keime trieb, lehrte sie säen, das Lamm an der Brust seiner Mutter, Milch streifen; in den Thierhöhlen fanden sie ein Modell zu ihrer Wohnung; Kurz —

Cuno. O, setze das kurz noch ein wenig hinaus, denn ich höre dir so gern zu mit deiner gefälligen Hypothese, ohngeachtet sie schwerlich eine Urkunde für sich hat. Fürwahr! du konntest mich nicht mehr demüthigen, als indem du gar die menschlichen Künste und Wissenschaften und Erfindungen aus der Schule der Thiere holst, und doch wird mir Alles so wahrscheinlich, daß ich mich fast meiner Einwendungen schäme. Gerne schenke ich dir daher deine versprochene zweyte Bemerkung; denn ich sehe nun wohl ein, daß die Alten mit ihren Kenntnissen deswegen um keinen Grad über uns stehn, weil sie selbige vielleicht Jahrtausende vor uns besaßen, vielmehr gerathe ich in Versuchung mir etwas darauf einzubilden, daß ich das von Menschen entlehnen kann, was sie aus dem Thierreiche holen mußten.

Leopold. Schmeichle dir nicht, daß du mit dieser gefälligen Sprache meine zweyte Bemerkung

vorbey schlüpfen wirst. Du hast mir einmal den Mund geöffnet und mußt mir nun erlauben, noch ein Weilchen in der angefangenen Untersuchung fortzufahren; sollte sie dir auch noch einige Lieblingsideen mehr kosten, als bisher.

Cuno. Nun, ich bin gefaßt, lieber Freund; nur behandle mich als einen, der sich durch die freundliche Sprache der Wahrheit leiten läßt, ohne Leidenschaft und Bitterkeit; denn daß es jezt vorzüglich mir gelten soll, sagt mir dein scharfes Auge schon. Ich erwarte dich:

Leopold. Wir sammeln Kenntnisse, nicht um damit zu glänzen, sondern um damit zu nutzen. Sie liegen größtentheils vorbereitet zu unsrer Zueignung da. Bezweifelt, bestätigt, auf eine Zeitlang außer Umlauf gebracht, dann wieder hervorgesucht, von neuem durchdacht, systematisch geordnet und von allen Seiten geprüft. So können wir sie benutzen und mit unsern eigenthümlichen Einsichten verweben.

Cuno. Eigenthümlichen Einsichten? Du widersprichst dir!

Leopold. Ich denke nicht, eigenthümlich gehören uns die Erkenntnisse, deren Umfang und Fortgang von der Verschiedenheit der Anlagen des Geistes und Körpers allein abzuhängen scheinen.

Cuno. Warum sprichst du so unbestimmt, so ängstlich? Scheinen sie bloß davon abzuhängen, so

schei-

scheinen sie auch nur unser ausschließendes Eigenthum zu seyn. Daß aber jeder Mensch sein besonderes Maaß von Anlagen, seine charakteristischen Talente hat, ist ja völlig evident, oder es müßte keine angeborne Stupidität und keine herrliche Genie's in der Wiege geben. Wo blieben alsdenn die so genannten Temperamente? Müssen wir ihnen nicht auch einigen Einfluß auf die Geisteskräfte einräumen, wenn wir die verschiedenen Gemüthsbeschaffenheiten daraus erklären wollen?

Leopold. Frage die meisten Temperamentslehrer und sie werden dir sagen, nein! Sie werden behaupten, daß der Mann mit der böotischen Derbheit und der zartnervigte Attiker ursprünglich gleiche Verstandesfähigkeiten hatten, und doch in Ansehung ihrer Empfindungen so weit aus einander standen, als die lebende Fleischmasse des Peter Butterbrod von dem zärtlich schmachtenden Petrarka.

Cuno. Wahrlich! das wäre eine arge Inkonsequenz! und hieße den Körper zum grausamsten Kerkermeister der Seele machen. Was helfen die Anlagen eines Leibnitz dem Kopfe — dem schwachen Nervensystem eines Feuerländers? Oder umgekehrt; was helfen jenem Kopfe dieses leztern Anlagen? Für diese Erde nichts! Nein, Leopold! ungleich sind unsre Verstandesanlagen, weil unsre Temperamente verschieden sind.

Leopold. Ich möchte gern ganz mit dir einstimmen, aber verzeihe mir: deine Temperamente

sind für mich — ein Ausdruck ohne Bedeutung! Daß wir alle unsre eigene Vorstellungsart, unsre verschiedene Geistesrichtung und Geisteswirksamkeit, unser individuelles Maas von Fähigkeiten haben, das fühlen wir, lieber Cuno! Aber woher wir es haben, können wir selten sicher bestimmen. Suchst du den Grund davon in der Mischung des Bluts, so hab' ich nichts dawider. Nur verlange nicht, daß ich ihn auch darin finden soll. Jeder Mensch hat sein eigenes Temperament, und so lange mir weder Aerzte noch Philosophen angeben können, ob der achttägige Säugling ein Phlegmatikus oder ein Sanguineus seyn wird, so lange halte ich die sechs Temperamente für eine Hypothese, die deshalb so lange Beyfall gefunden hat, weil sie wenigstens den Knoten zerschneidet, den der scharfsinnigste Psycholog noch nicht zu lösen vermochte. Uebrigens bin ich überzeugt, daß Erziehung, Lebensart und Gewöhnung manchen vermeintlich sanguinischen Kopf zum phlegmatischen; daß ein anhaltender Druck manchen jovialischen Geist zum melankolischen umgeschaffen hat.

Cuno. Lieber Leopold! du pflegst sonst nichts einzureißen, ohne dafür wieder etwas aufzubauen. Ich wünschte zu wissen, was du an die Stelle der Temperamente setzen; woher du die außerordentliche Verschiedenheit menschlicher Denkkräfte und menschlicher Neigungen erklären willst, wenn sie ihren Grund nicht in der Verschiedenheit der Organisation des Körpers haben soll?

Leopold.

Leopold. Behalte du dein Vielleicht und laß mir das meinige; denn ein Vielleicht wirds immer bleiben, was man diesseits dem Reiche überirdischer Einsichten, von der ursprünglichen Verbindung der Seele mit dem Körper, denkt und spricht. Mir genügt es, daß ich in der Austheilung menschlicher Geisteskräfte eine offenbare Verschiedenheit finde. Mir wird's wahrscheinlich, aus Gründen, die ich hier nicht anführen kann, daß diese Verschiedenheit ihren Grund auch in den ursprünglichen Anlagen hat; daß der Schöpfer gewisse Seelen aus feinerm Stoff gewoben, mit reinerm Feuer belebt, zum Herrschen über andre — nicht auf Thronen, denn nur der Körper kann ein Diadem tragen — sondern durch sokratisches Ansehen, bestimmte. Nun finde ich die herrlichste Stufenordnung im Geisterreiche, wie in der Körperwelt, und die beste Widerlegung des Traums von einer unbedingten ursprünglichen Gleichheit der Menschen. In der Hauptsache, lieber Cuno! sind wir beyde eins, nur nicht in der Ar, wie wir uns die Ungleichheit menschlicher Geistestalente erklären. Daran liegt aber nichts. Erkläre sie immer aus den Temperamenten, aus der Erziehung, aus dem Klima, der Lebensart, dem Nationalgeiste allein, wenn du willst. Ich denke mir außer den vier lezten, allerdings mit wirkenden Gründen, noch einen fünften Hauptgrund, in den ursprünglichen Anlagen selbst, und nun schließe ich weiter:

Cuno. Fürwahr! ich hätte bald über unsrer langen Digression vergessen, wovon unter uns eigentlich die Rede war?

Leopold. Daran werde ich dich bald wieder erinnern. — Jeder Mensch hat bey seinen verschiedenen Verstandeskräften den Beruf ein Selbstdenkender zu werden, das heißt: seine individuellen Begriffe auf eine individuelle, auf eine ihm ganz eigene Art anzuwenden. Du lächelst? O glaube nicht, daß ich hiemit deinem selbstgebildeten, deinem feynwollenden Originalkopfe das Geringste einräume. Denn nun erwirbt sich ohne Zweifel derjenige den größten Schatz von Einsichten, der die Resultate des individuellen Nachdenkens andrer, ihre völlig aufs Reine gebrachten Begriffe mit seinen eigenen am besten zu verbinden weiß.

Cuno. Den Gebrauch einer ursprünglichen Denkkraft kann ich mir erklären. Die Anwendung dessen, was andere vor und außer mir gedacht haben, ist mir unerklärbar. Wo ist auch ein Boden, der alle Pflanzen, aus allen Klimas nährt? Jeder hat die seinigen und ihn mit fremden Gewächsen überpflanzen, heißt seine eigenen ersticken.

Leopold. Ein verständiger Gärtner wird bald sehn, welche fremden Pflanzen in seinem Erdreiche gedeihen; welche fremde Reiser er auf einheimische Stämme pfropfen darf; um die andern bekümmert er sich nicht. Unsre edelsten Fruchtbäume

sind

sind ausländisch. Sie haben die altgermanischen Holzäpfel, Schlehen und Hanebutten nicht erstickt; aber ich kenne doch keine patriotische Zunge, der sie besser behagen sollten als die epirische Pflaume, oder die persische Pfirsche. Warum? wir finden daß unser Gaumen das Süße vom Bittern so gut unterscheiden kann, als der zarte Gaumen des lüsternen Morgenländers. Laß mich hiervon beyläufig eine Anwendung auf unsre ganze Nation machen. Man wirft ihr allgemein vor, daß sie ihren Nachbarn jenseits des Rheins, der Alpen und des Kanals zu viel nachahme. Trift dieser Vorwurf einzelne fade Köpfe, die ehedem nach Paris giengen, um sich da für ihre deutsche Mannheit Bonmots, und für ihre blanken Thaler Sottisen einzukaufen, oder die sich ihrer gelenkigen Knie schämen, weil der steife Engländer mit gespannten Schritten einherstolziert, die keine Albernheit in Trachten und Manieren albern finden, weil sie einen englischen oder französischen Namen hat, und im neuesten Heft des Modejournals steht: — trift der Vorwurf solche Köpfe, so kann man ihn nicht oft genug wiederholen. Aber wer will es an dem Deutschen tadeln, daß er wirkliche Vorzüge von andern aufgeklärten Völkern entlehnt, und in seinen, dadurch freylich anders gerichteten Nationalgeist überträgt? Nur der Litteratur zu erwähnen; denn von ihr hängt die Denkungsart eines Volks größtentheils ab, so denke, lieber Cuno, wie außerordentlich sie sich bey uns, seit der Bekanntschaft mit den besten Schriftstellern Frankreichs

und Englands, gehoben hat! Der Franzose ist zu flatterhaft, der Engländer zu stolz, um unsre Hauptwerke zu studieren. Wir kennen dagegen die ihrigen beynahe so gut als sie selbst. Und sollte denn auch hie und da ein Männlein, das mit seinem Charakter noch nicht im Reinen ist, durch Yoriks Reisen — wenigstens keinen Charakter erhalten, oder durch Rouſseaus Emil seine Emile für den deutschen Boden verderben; so macht das die Nation noch nicht irre in ihrem wohlbedächtigem Gange. Sie duldet fremde, wie eigne Thorheiten, freut sich über fremde, wie über eigene Vorzüge, und läßt es sich auf der Stufe ihrer Kultur, wobey sie noch immer die Würde ihrer biedern Vorfahren sichtbarer zeigt als irgend eine andre Nation, gern gefallen, wenn es ihr zur Charakterlosigkeit gerechnet wird, daß sie zu viel Charakter hat, um Wahrheit und Schönheit für national zu halten.

Cuno. Das war ein unerwarteter Einbruch in unsre Materie; aber ich müßte das Unwürdige unserer Nachahmungssucht nicht fühlen, wenn ich nicht damit zufrieden seyn sollte, daß du einem unverdeckbaren Fehler wenigstens eine so schöne Decke zu geben suchst. Uebrigens ist mir der alte Cherusker mit seiner ungeschwächten Kraft, mit seinen ungeborgten unverdorbenen Sitten, mit seinem ächten Freyheitssinn, unweit ehrwürdiger und theurer, als der Kulturmensch des heutigen Deutschlands, der Alles, worauf er sich brüstet, aus Osten und Westen zusammen geborgt hat.

Leopold.

Leopold. Lieber Cuno! warum fällst du doch wieder in die absprechenden, und gegen Vernunftgründe so gar nichts beweisenden Kraftsprüche? Ist denn nicht Alles, was der Mensch an Sprache und Sitten hat, entlehnt? Und kommt es bey der Entlehnung auf ein wann oder woher an? Wer weiß ob Hermann die Römer geschlagen hätte, wenn er nicht erst bey ihnen in die Schule gegangen wäre? Jezt sitzen wir hier friedlich und freundlich, ohngeachtet der Verschiedenheit unsrer Meynungen, bey einander; allein sicher wagte ich es nicht meinen Mund gegen dich aufzuthun, wenn du, anstatt mit Gründen zu streiten, mit einer Cheruskischen Keule darein schlagen wolltest.

Cuno. Du machst dir eine sonderbare Vorstellung von der Freyheit und Kraft des uncultivirten, aber deswegen nicht unvernünftigen Mannes!

Leopold. Setze hinzu, wenn er bey seiner Rohheit auch ein volles Maas von Selbstsucht hat, und niemanden neben sich dulden will, der nicht seine fünf Sinne unter dem Willen des allein weisen Originalgenies gefangen nimmt.

Cuno. Ich müßte deine Empfindlichkeit verdienen, wenn sie mich reizen könnte: allein ich weiß wohl, daß man seinen eigenen Weg gehen kann, ohne andre auf ihrem Wege zu kränken.

Leopold. Ein geheimer, thörigter Eigendünkel liegt allemal bey der angemaßten Selbstweis-

weisheit zum Grunde. Sage mir, Cuno! Warum sezt ihr euch über alle Urtheile eurer Erzieher hinweg? Warum verwerft ihr alle Regeln, in denen und nach denen andere, vor und neben euch, groß oder doch nützlich geworden sind? Warum hascht ihr so ämsig nach dem Neuen und Sonderbaren? Warum wollt ihr die Ordnung der Dinge umkehren: — Lehren, bevor ihr gelernt habt, spielen, empfindeln, Capriolen und Gaukelsprünge machen, wo ihr für Brod, Staat und Wissenschaften arbeiten solltet, arbeiten und euch in Fächer drängen, wo ihr weder innern noch äußern Beruf habt? Ihr wollt glänzen! Nun wohl so glänzt! Brecht euch neue Bahnen, wie die feurigen Drachen! Ihr werdet keinen Stern verdunkeln, der auch im erborgten Lichte so schön und sanft herabglänzt. Höchstens wird euch ein unerfahrner Knabe anstaunen, bis ihr bey eurer wesenlosen Aufgedunsenheit — zerplazt.

Cuno. Lieber Leopold! wir sprechen ja nicht bloß in Rücksicht auf uns —

Leopold. Allerdings! ich denke zunächst an dich, wenn ich von einer Thorheit junger fähiger Köpfe rede, die durchaus ihren eigentlichen Beruf nicht sehen wollen, und ihre beste Zeit, ihre glücklichen Anlagen, für den elenden Auswuchs des menschlichen Stolzes, für das Blendwerk von Genieehre aufopfern.

Cuno. Verkennst du mich nicht in diesem Augenblicke? Hab ich wirklich so gehandelt, so handeln dürfen

dürfen unter deiner Aufsicht? Doch ich lasse mir gerne ein kleines Unrecht gefallen, und bitte dich um Berichtigung meiner Irrthümer. Werde nur nicht so heftig!

Wir haben alle, wie du vorhin sagtest, unsre eigenthümlichen Talente; der eine mehr der andere weniger —

Leopold. Richtig, und der benuzt seine Anlagen am besten, der die meisten fremden Einsichten damit auffaßt.

Cuno. Fremder Einsichten bedarf der am meisten, der sich auf seine eignen am wenigsten verlassen kann.

Leopold. Oder auch glaubt sich nicht allein darauf verlassen zu können, der bescheidne Mann —

Cuno. Ihm fehlt ein Verdienst, welches sich der fähige Kopf bey einem gewissenhaften Gebrauche seiner Verstandesvorzüge erwerben kann. Er ist kein Selbstdenker.

Leopold. Allerdings! Ungeprüft glaubt er nichts und ohne Nachdenken kann er nicht prüfen.

Cuno. Ich hätte sagen sollen kein Selbsterfinder.

Leopold. Aber die individuelle Verbindung eines gefundenen Gegenstandes, einer Idee, eines Urtheils, Lehrsatzes, Systems mit seinen ganz eigenen Vorstellungen, die Benutzung

nutzung fremder Grundsätze und Vorstellungen zu seinen ganz eigenen Zwecken: das ist sein Werk und dadurch kann er sich zum neuen Erfinder einer schon vorhandenen Idee u. s. w. erheben. Ein Beyspiel, lieber Cuno! Wer zuerst aus der kolossalischen Vorstellung des kraftvollen Thierbändigers, des rohen aber gutmüthigen Waldmenschen, einen Herkules schuf, in die Mythe brachte, war: Soll ich sagen Erfinder des Herkules? Dann wäre er auch Erfinder des Urbildes dieses Halbgottes der Dichtung gewesen! Prodikus, der dem Fabelhelden seine Rohheit nahm, ihn wieder zum Menschen machte; seine Stärke nur schwach, seinen unverdorbenen Sinn aber desto stärker durchschimmern ließ, und ihn so im Bilde des edelsten Jünglings an den Scheideweg sezte, war: — Soll ich sagen Nachahmer des ersten?

Cuno. Nacherfinder war Prodikus, wie mich dünkt.

Leopold. Also nicht Nachahmer? Nicht geistloser Kopist des ersten Zeichners eines Herkules?

Cuno. Wo denkst du hin, Leopold?

Leopold. Giebt ihm denn seine moralische Schilderung auch Verdienst?

Cuno. Ich glaube mehr Verdienst, als das Bild des unbändigen Sohns der Alkmene seinem Meister geben konnte. Mir gefällt Herkules, der

sanft

sanfte Jüngling unweit besser, als Herkules der Ochsenwärter und Schlangentödter.

Leopold. Bedurfte es denn glänzender Talente für den Prodikus um ein verdienstvoller Nacherfinder zu werden?

Cuno. Ha! du Listiger! ich bin gefangen! — keiner glänzenden Talente bedurfte es für ihn!

Leopold. Eben so wenig bedarf es ihrer zu jeder andern Nacherfindung, das heißt, zur Zueignung und freyen Bearbeitung dessen, was andre außer uns gedacht und gelehrt haben.

Cuno. So scheinen aber die vorzüglichsten Köpfe in Absicht ihrer Wirksamkeit gar keinen Vorzug vor andern zu behalten?

Leopold. Wir wollen sehen. Der kurzsichtige Mann kann allerdings ein schönes Gemählde beurtheilen, wenn er sich die Mühe nicht verdrüßen läßt, jeden einzelnen Theil davon, erst nahe vor seine Augen zu bringen, von allen Seiten in allen Verbindungen mit dem Ganzen genau zu prüfen und sich die Eindrücke unauslöschbar tief einzuprägen. Vielleicht kostet es ihm Tage, bevor er im Stande ist, sich sein Original so bestimmt und deutlich zu denken, daß er es aus der Hand legen und nun eine Kopie davon entwerfen kann. Um aber im Geschmacke seines Originals selbst ein Gemählde zu verfertigen, um es nachzuerfinden, muß er nothwendig andre Stücke nach eben dem Styl damit vergleichen.

gleichen. Endlich macht ihn ein anhaltendes Studium bey aller seiner Stumpfsichtigkeit zum Meister. — Wie unweit leichter wird aber dies Studium dem Manne mit gesunden hellen Augen? Er braucht nicht so lange, nicht so ängstlich bey jedem einzelnen Zuge seines Gemähldes zu verweilen. Er umfaßt mit jedem Blicke das Ganze. So gelangt er in wenigen Minuten zu Eindrücken, die der Kurzsichtige kaum in Stunden empfieng.

Cuno. Indessen werden doch beyde gleich schnell und glücklich in ihrer einmal gefaßten Kunst fortrücken?

Leopold. Nein, Freund! wer leichter und folglich mehr vergleichen kann als ein andrer, wird auch mehr Begriffe sammeln, oder in sich wecken; auch mehr Mannichfaltigkeit, Reife und Völligkeit in seine eignen Arbeiten hinein bringen können. Warum besuchen sonst unsre jungen Künstler so gern fremde Schulen? Nicht die größere Kunst allein, sondern auch der größere Reichthum in der Kunst, zieht sie dorthin.

Cuno. Dies auf alle Geistesbildung angewandt, gäbe freylich das Resultat: daß ein vorzüglich scharfsinniger, gründlicher und hellsehender Kopf den eingeschränkten, obgleich redlichen Denker immer weit hinter sich zurück läßt:

Leopold. Wenn er seine natürlichen Vorzüge auch redlich gebraucht. Unermüdetes Hinstreben nach einem weisen gewählten Ziele kann bey dem mittel-

keimäßigsten Verstande Wunder thun. Und — möchte doch das traurige Beyspiel vieler thörigten Jünglinge, die aus der Hand der Natur Anlagen zur herrlichsten Geistesgröße empfiengen und sie einbüßen durch Trägheit, durch einen unglücklich gerichteten Ehrtrieb, und den daher entstehenden Ekel gegen Anstrengungen, wobey sie keine Luftsprünge machen, und keinen Beyfall des leichtgeblendeten Haufens einärndten können; durch eine wilde, schwelgende, verzärtelte, verbrannte Phantasie; kurz, durch das Genieunwesen, woran gegenwärtig so viele treffliche junge Köpfe erkranken, und allem Edlen und Großen absterben — möchte doch ihr Beyspiel nicht eben so deutlich beweisen, daß auf der andern Seite Vernachlässigung und unweiser Gebrauch der besten Verstandesfähigkeiten ebenfalls Wunder von ganz anderer Art thun können!

Cuno. Leopold! — diese Thräne muß — eine Umarmung ersticken! Und nun sey auch nicht mehr so besorgt und mißtrauisch gegen mich! Deine Belehrung kommt mir noch nicht zu spät, und du weißt ja, ich bestrebe mich, überall nach Grundsätzen zu handeln.

Leopold. Ich traue es dir zu, geliebtester Cuno! Aber ich trauete es auch einst meinem unglücklichen Helmold zu! Blühend und fröhlich war er, und meine ganze Seele hieng an ihm, mit Hoffnungen, die nur der beste Jüngling von sich erregt. Er hatte bisher redlich nach Einsichten gerungen, wo-

durch

durch er die Stütze seiner hülflosen Familie werden sollte. Für seinen beharrlichen Fleiß war keine Wissenschaft zu schwer, keine Sprache zu dunkel. Wenn andre nach ihren Lehrstunden aufs Billard, in die Kegelbahn oder in die Romanenconversation eilten, so schlich er sich unbemerkt mit seinem Pindar in den Klostergarten, und kam selten ohne eine glückliche Parodie des Griechen zurück. Seine Comilitonen beneideten den jungen Gelehrten und liebten den bescheidenen trefflichen Jüngling. Feierlich werden mir immer die einsamen Gänge und die traulichen Stunden seyn, wo er mir Hand in Hand sein ganzes edles, anmaßungsloses Herz öffnete; wo er so sorgfältig allen Lobsprüchen auswich, die mir eine so seltene Jünglingsgröße zuweilen unwillkührlich abnöthigte und nur von den Lücken seines Wissens, von den Planen sprach, wie er sie ausfüllen wollte. Armer Helmold! du hast sie nicht ausgeführt, diese schönen Plane. Das Lob eines verständigen Freundes konnte dich nicht verderben, aber wohl der unbedingte Beyfall der albernen Menge. Und als dich dieser Beyfall umrauschte, da glaubtest du dich vollendet; wolltest dir nun selbst eine glänzende Bahn in den Wissenschaften brechen, und brachst dir die unglücklichste — in das Schauspiel. Da verließ dich der Genius des Fleißes, der Ordnung, der Weisheit, der Unschuld und du griffest im Unmuthe zum äußersten Mittel gegen Hunger und Schande — zur Muskete! O Helmold! Du bist nicht mehr! Das Schlachtfeld begrub in dir einen Jüngling, der

unter

unter der Leitung eines Heyne vielleicht Orakel für Deutschland geworden wäre! Aber dein verstimmter Ehrtrieb, deine verderbliche Originalsucht wird noch manchen hoffnungsvollen Jüngling stürzen.

Cuno. Leopold! ich verstehe dich. Bin ich denn wirklich in Gefahr ein zweyter Helmold zu werden? Traue ich mir selbst zuviel zu? Blendet mich der Beyfall andrer und habe ich für diesen Beyfall gearbeitet? Sprich du Redlicher! denn mein Herz möchte mich täuschen!

Leopold. Sollte es wohl Bescheidenheit seyn, was den neunzehnjährigen Jüngling behaupten läßt: „Er könne seine Begriffe nicht in die Begriffsform „der Nation hinein drücken? Gewisse Talente könn„ten sich nicht wohl nach gewissen Vorschriften und „Regeln fügen, wenn diese Regeln auch das non „plus ultra des menschlichen Wissens für die Legio„nen von Köpfen unter ihnen wären?“ Sollten diese und andre ähnliche Aeußerungen wohl Sprache der Bescheid„heit seyn? So habe ich sie nie von Helmold gehört.

Cuno. Und so sollst du sie auch niemals wieder von mir hören, seitdem du mich überzeugt hast, daß eine gewisse Bequemung unserer, dabey immer individuellen und selbstthätigen Geistes-kräfte — eine freye Nacheiferung dessen, was andre vor und außer uns erfunden, geprüft, als gut und schön und wahr anerkannt haben — keine Nachahmung im gewöhnlichen Sinne des

Worts, sondern eine Nacherfindung: daß diese des denkenden Kopfs allerdings würdig ist.

Leopold. Sie ist für ihn auch unentbehrlich! ist das einzige Mittel zu seiner Bildung.

Cuno. Wenigstens bis zu gewissen Jahren.

Leopold. Für sein ganzes Leben.

Cuno. Das leichteste Mittel.

Leopold. Ich kann meine Behauptung nicht einschränken. Nacherfindung ist das einzige Mittel zu unsrer glücklichen Bildung. Du hast noch etwas im Rückhalte. Sey aufrichtig! Es gilt einem System, das, wie du siehst, nicht bloß in der Theorie falsch, sondern auch in der Anwendung äußerst gefährlich ist.

Cuno. Betrachte jene Kupferstiche einmal. Vielleicht erräthst du dabey, was ich noch im Rückhalte für die Selbstbildung im Gegensatze von Nacherfindung habe.

Leopold. — Benjamin Franklin — Isaak Maus, Antonius Muretus — Louise Karschin, Rene' Descartes — Nun wahrlich, die Gruppe ist bunt genug, aber drey fehlen noch, die sich nicht weniger wundern würden, wie sie hier zusammen kämen: Accius Plautus — Sixtus der fünfte — und — Hans Sachs.

Cuno. Für alle berühmten Männer, die sich eigentlich ganz selbst gebildet haben, würde es mir an Raum fehlen.

Leopold.

Leopold. Ich will nicht mit dir rechten, daß du den großen Franklin und den noch größern Carteſius neben den würdigen Landmann hängſt, ohngeachtet es jenen nicht an aller mündlichen Unterweiſung und Vorbereitung zu ihren Wiſſenſchaften gefehlt hat; denn ich weiß wohl, daß die Gelehrtengeſchichte noch auffallendere Beyſpiele von der Allmacht eines einmal geweckten fähigen Genies und eines unlöſchbaren Durſtes nach Kenntniſſen aufſtellt. Aber was beweiſen alle dieſe Beyſpiele? Am Ende nichts weiter, als daß uns von der frühern Geiſtesrichtung ſolcher glücklichen Genies nur die Wirkungen, nicht die Mittel bekannt geworden ſind; daß wir nicht wiſſen, durch welch einen glücklichen Stoß, durch welche, oft kaum bemerkbare Veranlaſſung ſich ihre Talente zuerſt aufſchloſſen und auf gewiſſe Gegenſtände richteten, worauf ſich nachher, als auf den Mittelpunkt ihrer Seele, Alles bezog, was ſie ſahen, hörten, dachten und empfanden. Die wenigſten Menſchen können es ſelbſt beſtimmen, wodurch zuerſt eine Neigung in ihnen geweckt wurde. Iſt ſie aber einmal rege, ſo findet ſie leicht überall Nahrung. So viel läßt ſich beynahe mit Gewißheit vorausſetzen, daß Franklin nicht Erfinder der elektriſchen Verſuche geworden wäre, hätte er nicht als Knabe Lichttochte ſchneiden müſſen: daß die deutſche Sappho hinter ihrer Heerde zuerſt die Begeiſterung der Natur empfieng; daß Iſaak Maus in der Lüneburger Heide kein Dichter geworden wäre; daß Carteſius als Soldat die ſcholaſtiſche Weisheit nie aus dem Geſichte verlohr,

lohr, worüber er sich als Jüngling heftig genug entrüstet haben mochte. Alle diese Genie's bildeten sich nachher durch eignes Studium und durch Lektüre aus; und ersezten dadurch den Mangel eines mündlichen Unterrichts. Sind sie nun ohne Nachhülfe und ohne Benuzung derselben, ohne Nacherfindung so groß geworden? Würden ihnen nicht ihre so mühsam gesammelten Einsichten unendlich leichter geworden seyn, wenn sie auf ihrer herrlichen Bahn Geleitsmänner neben sich gehabt hätten?

Cuno. Deren Gründlichkeit solchen Talenten, solch einer heißen Lernbegierde Genüge geleistet hätte? Ich kanns nicht läugnen, Leopold, und — nehme noch heute meine Kupferstiche von der Wand, daß sie mich nicht länger verführen, die besten Hülfsmittel meines Wissens ungebraucht von der Hand zu weisen —

Leopold. — und dich den jungen Thoren gleich zu stellen, die nach Akademien gehn, um da ihre Studien von gründlichen, anerkannt großen Männern leiten zu lassen, aber aus mißverstandner Selbstthätigkeits- und Selbstgelehrsamkeitsehre, wozu sich denn gewöhnlich eine starke Dosis von Trägheit, Unordentlichkeit, lesesüchtiger Langeweile, Prahlerey und Ignoranz gesellt, keine Collegia hören oder zu Ende bringen mögen.

Cuno. Nun mag der seynwollende Autodidaktos seine Ehre selbst retten; ich kann's nicht mehr. Doch noch eins! Was giebt mir mehr Verdienst,

dienst, das, was ich durch eigne unablässige Anstrengung erringe, oder das, was mir gleichsam ohne mein Zuthun entgegen gebracht wird?

Leopold. Was ist weiser, eine angebotene Erleichterung ausschlagen oder annehmen? Wobey gewinnt man mehr? Würdest du dir ein Bedenken machen, eine reiche Erbschaft anzutreten? Du müßtest es, wenn du bloß deswegen reich seyn wolltest, um sagen zu können: „diese Kapitalien hab ich mir durch meinen Fleiß erworben," — Wünschest du dir dagegen Reichthum, um des Guten in der Welt durch deine Summen recht viel wirken zu können: so ist dir jeder rechtmäßige, auch der leichteste Weg dazu, willkommen. Und warum solltest du eine Erbschaft verwerfen, die dich im eignen Erwerb einer vielleicht noch größern Summe gar nicht hindert.

Cuno. Ein nicht übel gewähltes Gleichniß, lieber Leopold! dessen Anwendung auf unsern Gegenstand leicht ist. Ich soll nicht lernen, um zu lernen, sondern um nüzlich zu werden, und nüzlich werd' ich allerdings auch durch entlehnte Kenntnisse.

Leopold. Das heißt durch entlehnte, von dir mit freyer Thätigkeit bearbeitete, der Reihe deiner Begriffe angeknüpfte, und dadurch dir zugeeignete Kenntnisse.

Cuno. Bloß durch die Gemeinnützigkeit meiner Kenntnisse kann ich Ansprüche auf Verdienst und

Größe machen. Ohne sie macht mich der reichste Schatz mühsam gesammelter Einsichten zum — ich besinne mich nicht gleich auf eine passende Vergleichung — zum lebendigen Real-Wörterbuche in einer unverständlichen Sprache. Alles dies räume ich aus voller Ueberzeugung ein, und nun dächte ich, wärst du ja wohl mit deinem Cuno zufrieden?

Leopold. Völlig, du nachgiebiger Jüngling! denn hast du den Wahn vom Verdienstlichen in der vorgeblichen, ausschließenden Selbstbildung erst aufgegeben, so wirst du auch einen andern, noch gröbern Irrthum leicht fahren lassen: als ob man schon Autodidaktos heißen könne, wenn man sich der mündlichen Unterweisung entzieht. Wer den Namen wirklich verdienen will, von dem fodre ich Beweis, daß er ohne Studium auch nur eines Buchs, ohne Lektüre und folglich durch ein Wunder, wie's noch vom Sanchoniaton bis auf Kant keins gegeben hat, zu gelehrten Einsichten gekommen ist.

Cuno. Fürwahr, lieber Leopold, du nimmst die Sache zu genau! das Mehr oder Weniger des eigenen Fleißes und der eigenen Urtheilskraft, womit ich mir Kenntnisse verschaffe, könnte doch wohl für meinen Namen dabey, einen Unterschied rechtfertigen, oder gar nothwendig machen. Hab' ich aus zehn verschiedenen Urquellen, mit dem größten Aufwande von Zeit, Mühe und Scharfsinn, eine vollständige Universalgeschichte zusammengeordnet, so treib ich dies Studium ganz eigentlich selbst, so bin ich

Selbst-

Selbstgelehrter in der Geschichte, wenn ein andrer durch den Gebrauch meines Werks Gelehrter darin wird.

Leopold. Durchs Abschreiben? Durchs Auswendiglernen? Durchs Repetiren im gewöhnlichen akademischen Sinne? Nimmermehr! Dilettant, das heißt, Liebhaber für sein Vergnügen, Mitsprecher aufs Wort des andern, das mag er höchstens dadurch werden, — und auch das ist oft nicht einmal der Fall. Mancher rüstige Heftschreiber weiß am Ende seines dicken Quartbandes eben so wenig, was er in 720 Stunden mit der größten Eleganz, und — mit der treuherzigsten Ignoranz zusammengeschrieben hatte, als der Kopist den Inhalt seiner Akten kennt. Das heißt, gelehrt werden für den Koffer, nicht für den Kopf und fürs Leben. Eine nachgeschriebene Vorlesung aber, wie jede nüzliche Lektüre betrachten, heißt für 5 — 10 Thaler und für 3 Stunden des Tags ein Buch kaufen, welches man gedruckt um den halben Preis bekommen und unkopirt in einer Stunde eben so gut lesen könnte. Ehe du ein so seichter, elender Heftgelehrter würdest, wie leider ein großer Theil unsrer jungen Studirenden, möchtest du immerhin Autodidaktos in deinem Sinne des Worts werden, das heißt, dir für die Hälfte der Universitätswechsel Bücher anschaffen, und so wenigstens auf eine weit wohlfeilere Art selbst arbeiten, wenn es gleich nicht mit dem Nutzen geschehen könnte, den die gewissenhafte Selbstbearbeitung durchdachter Systeme von großen Gelehrten für dich haben müßte.

Cuno. Nun kenne ich das Imitatorum servum pecus auf Akademien. — Es sind die Heftschreiber. Aber ihre Sünde wird sicher nie die meinige!

Leopold. Willst du denn keine Vorlesung hören?

Cuno. Hören will ich sie, und durchdenken und verstehn, aber —

Leopold. Aber nichts davon nachschreiben? Du widersprichst dir offenbar, Cuno!

Cuno. Wozu nachschreiben? Du traust mir doch wohl so viel Verstand zu, daß ich schwarz von weiß, Wahrheit von Irrthum, Schönheit, Vortrefflichkeit von Erbärmlichkeit unterscheiden kann?

Leopold. In manchen Dingen wohl; aber so viel Einsicht darfst du dir selbst nicht zutrauen, daß du Vorträge, die du vielleicht zum ersten Male hörst, die mit dem gründlichsten, zuweilen tiefsinnigsten Nachdenken, durch einen nie zu trennenden Zusammenhang, systematisch geordnet sind, daß du Namen, Kunstwörter, Erklärungen, wovon dir nie etwas zu Ohren gekommen ist, eben so schnell umfassen kannst, als den Inhalt unsers gegenwärtigen Gesprächs; das erfodert Anstrengung, wozu du neben dem Katheder weder Zeit noch Ruhe, noch immer Aufgeweckheit genug hast.

Cuno. So hab ich sie doch auf meiner Stube und da soll mir mein Gedächtniß statt der Mappe dienen.

Leopold.

Leopold. O, lieber Cuno, dein Referent würde dir oft Dinge verschweigen, oder unter einander werfen, die dir den ganzen Kram verdürben. Und — weißt du noch, wovon unser würdiger Müller gestern vor 3 Jahren predigte? Kannst du mir nur alle Hauptsätze nennen, die er seitdem — ich denke doch sehr verständlich — ausgeführt hat? Das kannst du nicht und doch sind ihrer höchstens 180. Wie? Wärst du denn der Wundermann, der mir beym Abschiede von der Akademie noch über Alles Rechenschaft geben könnte, was er seit seinem ersten Eintritte in die Hörsale, wenigstens in 1200 Stunden gehört hat? Magnus mihi esses Apollo! Kurz, nachschreiben mußt du: aber nicht Alles! nicht in allen Wissenschaften Alles. Doch davon nachher!

Cuno. Eine Vorlesung, die alle Anstrengung, Aufmerksamkeit, alles Nachdenken erfordert, niederschreiben — das geht nicht, da stört das Schreiben im Denken: da geht besonders vom schnellen Redner zuviel verloren — da wird man wie Freund Leopold sagt, ein Heftgelehrter —

Leopold. Mit deiner Erlaubniß —

Cuno. Mit deiner Erlaubniß, laß mich ausreden. — Eine Vorlesung nicht nachschreiben, das soll auch nicht gehn, da vergißt sich Alles, da wird nichts systematisch. — Gar keine Vorlesung hören, ein Selbstgelehrter werden, das heißt freylich für weniges Geld, wenn man sichs angelegen seyn läßt und mit soliden Verkenntnissen ans Werk geht, eigentlich

studiren: aber es heißt nicht für Amt und Ehre und Staat studiren: Man kann dabey im Examen keine Hofraths- und Professortitel aufweisen. Kurz, Leopold, ich sehe keinen Ausweg mehr.

Leopold. Und er liegt dir doch so nahe; ist so schön, so ehrenvoll, so ganz deinen Kräften und sicher auch deinen Wünschen angemessen, wenn du bemerkst, wohin er dich führt, daß du ihn wählen mußt. — Darüber dächte ich, wären wir nun völlig einverstanden, daß es keine Originalköpfe im eigentlichen Sinne giebt.

Cuno. Du willst mich, wie ich sehe, durch einen langen Umweg auf den versprochenen Ausweg führen. Nun ich lasse mirs gefallen, wenn ich nur endlich hinkomme. — Es giebt keine reine Originalköpfe, das heißt, solche, die sich bloß aus sich selbst zur Vernunft, geschweige zur Gelehrsamkeit entwickelt hätten.

Leopold. Freund Cuno kann und will also kein solches Urgenie seyn?

Cuno. In der vernünftigen Welt kann — im Tollhause will ers nicht werden.

Leopold. Nachahmung ist unser aller Loos?

Cuno. Es versteht sich, eine vernünftige Entlehnung dessen, was sich für uns schickt und wobey wir immer selbst freye, wirksame Wesen bleiben. Von dieser Nachahmung mag sich frey sprechen wer da will,

will, ich kanns nicht; Vater Adam, der vergötterte Homer, der Wundervirtuose Orpheus konnten's nicht.

Leopold. Ich frage weiter: Wenn jemand ein vortreffliches Gemählde kauft, in der Absicht es ohne alle Veränderungen der Größe, Situationen, Farbenmischung, beständig so wieder zu geben, als er es findet; wenn er seine Kunst gänzlich auf diesen Zweck einschränkt, ohne selbst aus freyer Hand Versuche zu machen. —

Cuno. So ist er vielleicht ein brauchbarer Aufstutzer der freyen Kunst, aber nie ein Meister derselben, so hängt seine ganze Existenz als Mahler, von seinen Materialien ab. Pfuy! der elenden Existenz und einer solchen Nachahmung!

Leopold. Gesezt aber, du studiertest einen Kopf der Medea und wärst des Charakteristischen, des Ausdrucks, der in allen Theilen des Gesichts liegt, durch jede einzelne Ader, Muskel und Fiber verstärkt wird, so inne, daß du nun dein Original zur Seite legen und es unter hundert verschiedenen Hauben mit den nöthigen Abänderungen für deinen Zweck, als dein Werk wieder ausdrücken kannst: hat dich da bloß dein Original zum Meister gemacht, oder auch dein Genie?

Cuno. Unter Raphaels Augen hätt' ich mir das leztere zugesprochen, oder — Raphael wäre selbst kein Meister gewesen! — Ich entlehne ja nicht bloß, sondern ich erfinde auch: entlehne ja nur

nur deswegen, um nach bestimmten Regeln selbst zu erfinden.

Leopold. Das Genie scheidet den Nacherfinder vom Nachahmer. Ist es schwach und zaghaft, so wird es schwerlich etwas Großes erfinden, und thut wohl, wenn es sich immer genau an seine Führer hält. Kenntnisse erwirbt es sich, wie sie für den stillen, treuen, arbeitsamen Bürger des Staats bey seinem oft so undankbaren mechanischen Berufe, wie sie für wenige Geistesbedürfnisse, für häusliches Glück, für bürgerliche Ehre, für ein zufriedenes Leben, völlig hinreichend sind. Es versteigt sich nicht bis in die seligen Regionen der reinsten, freyesten, unerschöpflichsten Verstandesfreuden; allein es fällt an der festgehaltenen Hand seines treuen Leiters auch nicht bis zur Gefühllosigkeit, zur Rohheit und zu verderblichen Irrthümern herab. — Das fähige, feurige, schnell umfassende, schöpferische Genie muß auch seine Führer haben, allein es folgt nicht ihren Fußtritten, sondern ihren Winken. Es läßt sich von andern so lange forthelfen, bis es stark und reif genug ist, andern wieder fortzuhelfen. Nicht zu stolz ist es, Grundsätze und Meynungen zu unterschreiben, weil es sie nicht selbst erfunden hat: es weiß wohl, daß auch der mittelmäßige Verstand in manchen Dingen oft weiter sieht, als der gründlichste: aber es bezweifelt das, es prüft das, was es von andern entlehnte. Es empfieng ein schwaches Licht und giebt einen gereinigten Glanz zurück. In seiner Lebhaftigkeit kann es wohl Fehltritte thun, aber

in

in seiner Kraft steht es wieder auf. Wahrheit ist sein Ziel: glaubt es sie nach vernünftigen Gründen — nicht nach einer verführerischen Einbildung — auf kürzern Wegen zu finden als andere, so bricht es sich neue, oft beschwerliche Gleise, und sieht sich dann endlich in ihrem Besitze hoch und hehr über dem neidischen Gekrächze, über den tückischen Angriffen der lichtscheuen Menschen erhaben. So wirkt dies Genie: so erfindet es nach!

Cuno. Sage mir, Leopold, sage mir, ich beschwöre dich — hab ich wohl einen Funken von diesem Genie? und wie wird es zur Flamme?

Leopold. Durch eine bescheidene Hinsicht auf das, was dir noch fehlt und was andre vor dir voraus haben; durch Ordnung und Thätigkeit, kannst du mit deinen natürlichen Einsichten sehr viel ausrichten. Du bist nicht zum unweisen Nachbeter; du bist zum freyen selbstthätigen Manne berufen.

Cuno. O theuerster Freund! weihe mich heute ein in diesen Beruf, daß ich ihn nie wieder aus den Augan verliere! denn bisher —

Leopold. Bisher hat es dir weder an Aufmunterung noch an Gelegenheit gefehlt, deine Kräfte zu versuchen und zu richten. Nur ein Beyspiel anzuführen: Wie oft und mit welcher Wärme warnte ich dich immer vor dem gedankenlosen Lesen der Alten? Wie oft rief ich dir zu, wenn du mit der gleichgültigsten Miene die göttlichsten Schilderungen eines Virgil, die hinreissenden Stellen eines Horaz, die starke Sprache des Gefühls und der Beredsamkeit

eines

eines Cicero herdeklamirtest; wie oft rief ich dir da mit wahrem Unwillen zu: Cuno! fühl' es hier was der Römer fühlte! Studire seinen Geist und Sinn; nicht seine Worte!

Cuno. Das hast du gethan, und als ich erkannte was das sagen wollte, da verdroß michs, daß ich vorher Jahre lang diesen Vortheil aus der Acht gelassen hatte. Aber ich stand damals noch nicht unter deiner Leitung.

Leopold. Freylich ist eine solche Behandlung der Alten nicht leicht: sie sezt historische und philosophische Kenntnisse von ihren individuellen Lagen, Absichten, von ihren Systemen, vom Geist ihres Zeitalters: sie sezt Fähigkeit, Lust und Muth zu eignem Nachdenken voraus. Aber wo dieses fehlt und nicht gegeben werden kann, da ist das Lesen der Alten eine schändliche Entweihung derselben, eine schreckliche, unnütze Marter für Knaben und Jünglinge. Denke nun an die Art, wie ich dich in die Bekanntschaft mit den Schriftstellern Roms und Griechenlands eingeführt habe.

Cuno. In meinem ganzen Leben werd' ich dir diese Art danken. Du entwarfst mir immer erst ein interessantes, — das heißt: mit Lust gegebenes und mit Lust gefaßtes Bild von dem Manne, in dessen Geist ich mich hineinstudiren sollte: zeigtest mir den Gesichtspunkt, aus welchem er schrieb. Ob er für die Freyheit reden durfte, wie Cicero, oder ob er der Monarchie huldigen mußte, wie Horaz,

oder

oder ob er den Muth hatte in der Monarchie noch den Republikaner durchblicken zu lassen, wie Tacitus? Ob er in der Stoa gebildet war, oder im Garten des Epikur? Ob er für die Toilette, für den üppigen Hof, oder für den Plebs schrieb? Ob er die Sitten seines Volks belobpreisen, oder gegen das Laster zu Felde ziehn wollte? Ob er als Jüngling, oder als Mann; als Sklave in der Mühle, oder als Consul; als Philosoph für die Wahrheit überhaupt, oder für den Staat insbesondere, oder für seinen Geldkasten: ob er für seine Freunde, oder für das Publikum schrieb? Ob er ein fremdes Muster vor Augen hatte? Ob er seine Muttersprache rein, schön, oder nur verständlich vortragen wollte? — das Alles wußte ich, ehe ich zum Lesen selbst kam, und nun fand ichs in jeder Zeile bestätigt: Man versteht sich leicht, wenn man sich kennt.

Leopold. Dies Zeugniß, junger Freund! ist mir unendlich belohnend, weil es aus einem Herzen voll Aufrichtigkeit kommt. Nun kann ich dir's leicht verzeihen, daß du Manches, was ich zur Verständlichkeit eines Autors that; Manches, wozu mich auch wohl die Lebhaftigkeit meines Gefühls, beym Lesen und Erklären, ganz unwillkührlich vermogte; meine Aktion beym Plautus und Terenz, meine Gestikulation beym Cicero und Livius, meine donnernde oder singende Stimme beym Oden- und Liedersänger, meine Finger an der Nase beym Philosophen, lächerlich fandest. Ich sehe, daß ich meinen Zweck dabey erreicht habe, und sicher hätt' ich ihn verfehlt, wenn

ich

ich mit untergeschlagenen Armen, verdrießlichem Gesichte, schläfrigem, in einer Leyer fortbebendem Tone, einen Schriftsteller wie den andern, eine Stelle wie die andre, durchgegähnt hätte. Das ist grade das sicherste Mittel dem Jünglinge allen Sinn, nicht nur für die Alten, sondern für Studium überhaupt zu rauben, wenn er auch dabey einen müssigen Schwall von Worten und Phrasen — wie der Vogel im Käfig seinen unnatürlichen Gesang lernt. Möchtest du nun wohl mit deinem Abschiede von der Schule auch Abschied von deinem Homer und Virgil nehmen?

Cuno. Bester Leopold! könnte ich sie dann wohl die Meinigen, meine Lieblingsschriftsteller nennen? Nein! so lange ein Leben in mir ist, sollen sie mir theuer seyn!

Leopold. Du wirst sie also, wirst alle die goldenen Redner, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber Roms und Athens zu deiner Lektüre machen, und es dadurch in der Sprachfertigkeit, wovon du bereits so glückliche Proben abgelegt hast, noch immer weiter bringen. Wenn andre mit den ersten Jahren ihrer gelehrten Aemter die gelehrten Sprachen wieder vergessen, so werden sie dir immer vertrauter; denn du lerntest die Grammatik um der Sprache, und sie lernen die Sprache um der Grammatik willen. So bald sie diese nicht mehr nöthig haben, bedürfen sie auch keiner Autoren mehr. Bey ihnen ist, um mich des Gleichnisses zu bedienen, eine hohe

Scheide-

Scheidewand zwischen Schulen und Universitäten. Dort lernten sie nachbeten, hier sollen sie denken lernen: dort lernten sie Sprachen, die für sie ganz eigentlich todte Sprachen heißen können, hier vergessen sie selbige und stopfen ihr Gedächtniß, nach eben der Methode, mit unverarbeiteten Begriffen aus, als sie es auf Schulen mit unverstandenen Wörtern anfüllten; und vergessen ihren akademischen Gedächtnißkram in der Folge eben so leicht wieder, als sie auf Akademien ihre Schulphrasen vergassen. Theuerster Cuno! über eine solche Art zu studiren mußt du nun völlig hinaus seyn. Du mußt in der Hauptsache zwischen dem Schul- und Universitätsstudium keinen Unterschied merken. Jenes übte dein Nachdenken durchs Aufsuchen des Geistes und Sinns der Alten: dieses durchs Vergleichen der Alten mit den Neuern. Die Hauptregel zum Verstehn eines Schriftstellers: daß man sich immer in seinen Stand- und Gesichtspunkt versetzen muß, wird dich nirgends verlassen und der Geist, der sich gewöhnte die Begriffe der Alten zu fassen, abzuwägen, zu ordnen, wird auch im Hörsale finden, prüfen und zu Systemen verbinden, was seine Denkkraft erhöht und seine gemeinnützige Thätigkeit aufs beste beschäftigt. Kurz, keine Kenntniß geht für ihn verloren, denn alle verwebten sich mit seinen Begriffen. Aber warum so nachdenkend, Cuno?

Cuno. Mein Stolz ist dahin, Leopold! Wie könnte ich auch noch eitel seyn, bey Kenntnissen, die ganz dir gehören? Stand es nicht bey dir, mich

zum Vokabelgelehrten zu machen, und den Trieb nach hellen Einsichten, der mir jezt so frohe Stunden, so unaussprechlich süße Hoffnungen, eine so glückliche Existenz giebt, im ersten Keime zu ersticken?

Leopold. Das heißt, ein Verräther an dir zu werden? — Ich zeigte dir den Weg zur Ausbildung deiner Talente: du giengest ihn. Dies belohnte meine Absicht und wird deine Mühe belohnen. Aber fürwahr! noch darfst du nicht eitel dabey werden. Denn —

Cuno. Denn noch ist mein Wissen freylich Stückwerk, und wenn ich mich dabey zuweilen ein wenig in die Brust warf, so that ichs im Vertrauen auf das, was es einst werden kann und werden soll. Angenehm und aufmunternd ist es übrigens für mich, daß mir verständige Männer bey meinen bisherigen, unvollkommnen Versuchen ihren Beyfall schenkten. Nur hättest du nicht immer der erste seyn sollen, denn was ich weiß, verdanke ich bloß dir.

Leopold. Ich hätte nicht der erste seyn sollen, der dich aufmunterte? Darauf glaubt' ich ein Recht zu haben. Ich wußte am besten, was dich mancher Versuch gekostet hatte; wie er dir gelungen war, und das aus dem natürlichen Grunde, weil niemand deine Führer dabey so sicher errieth als ich. Der Canzleyrath Willmann — du kennst ihn als einen kompetenten Richter in Sachen des Geschmacks, freuete sich gestern über deine Abschiedsrede, wie sich viele darüber freueten, deren Urtheil dir nicht gleichgültig

seyn

seyn darf. „Du müßtest," glaubt' er, „eine solide und gut gewählte Lektüre haben, um dich so richtig, einnehmend und schön ausdrücken zu können." Ich lächelte; denn ich weiß, wer dich den Gang deiner Darstellung, deine Wendungen, deinen so natürlichen, gefälligen, aber auch hie und da erschütternden Ausdruck, deine Art die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln, ihre Leidenschaften zu erregen, auf einen Gegenstand hinzulenken; wer dich dies Alles gelehrt hat. Ich freuete mich deiner glücklichen Nacherfindung. Tritt nun hin, lieber Cuno! auf Katheder oder Kanzeln, oder in Gerichtsstuben und du wirst überall, in jeder Sprache, dein Glück machen, weil du dich im Geiste des größten Redners gebildet hast. Wehe dem künftigen Redner, der das, was du dir so zu eigen machtest, nicht durch Studium, sondern durch Lektüre, oder gar im Hörsale eines Professors der Beredsamkeit lernen will! Die praktische Beredsamkeit wird gemeiniglich auf Akademien ganz vernachlässigt, ohngeachtet sie für den Gelehrten in allen Fächern so wichtig ist. In Rom und Athen trat der künftige Staats- und Gerichts-Redner, erst unter den Augen seines Rhetors, und dann öffentlich auf. In England bildet sich der Parlamentsredner in Kaffeehäusern schon als angehender Jüngling. Und bey uns? — Ja wenn unsre Gelehrten auf Universitäten — manche grundgelehrte Professores Eloquentiae nicht ausgenommen, immer Muster in der Beredsamkeit wären! Oder bedürfen wir nur als Volkslehrer der Wissenschaft,

unsre Wissenschaft mündlich, populär und einnehmend vorzutragen? Glaube mir, Jüngling! es wäre des seichten Geschwätzes und Geschreibes hundertmal weniger, wenn man uns wahre Beredsamkeit nach dem Muster der Alten lehrte! keine bloße Deklamation, die sich von selbst ergiebt, da wo das Herz spricht: die uns, ohne klare Vorstellungen von dem, was wir vortragen, ohne Fülle und Lebhaftigkeit unsrer Empfindungen, zu klingenden Schellen macht; sondern Bestimmtheit, Deutlichkeit der Begriffe, die wir entwickeln, Anordnung der Sätze, die wir vortragen, Reinheit, Angemessenheit, Gefälligkeit, Lebhaftigkeit, Eindringlichkeit und Würde des Ausdrucks, in den wir sie einkleiden sollen; besonders aber die große Kunst lehrte, uns im Geiste der griechischen und römischen Oratoren, jedesmal in die verschiedenen Bedürfnisse, Stimmungen und Erwartungen derer hineinzuversetzen, auf welche wir wirken sollen. Ich weiß wohl, daß Deutschland Redner hat, die diese Kunst verstehen; aber wenn wir die Alten übersetzen können, so ist es für den fähigen Kopf schimpflich, sie nicht durchaus verstehn, nicht unmittelbar aus eben der Quelle schöpfen zu wollen, aus der die neuen Redner ihre Vortrefflichkeiten hernahmen. — Schreib noch so viele Ausarbeitungen und Chrien zusammen, armer verweichligter Jüngling! bringe alle niedlichen Floskeln darin an, die das Ohr deiner erstaunten Comilitonen kitzeln und ihre Seele, wie die deinige, leer lassen: du bist

dennoch

dennoch nur — ein fader Schwätzer! Nimm dagegen eine Ciceronianische Rede; arbeite dich so in ihren Sinn hinein, daß du ihren Entwurf, die Entwicklung einer Idee aus der andern, ihre Vergleichungen und Bilder, ihre feinen Wendungen, ihre Kraft das Herz des römischen Zuhörers zum Mitleiden zu rühren, mit Abscheu, mit Furcht und Schrecken zu erfüllen, zum Widerstande aufzubieten, zur Vaterlandsliebe zu erwärmen, daß du dieses völlig inne hast und nun selbst, nach Verschiedenheit deiner Situation, durch deine Urtheilskraft modificirt, durch deine individuellen Vorstellungen und Empfindungen, nach Bedürfniß anwenden kannst: dann studirst du deinen Römer, wie ihn billig jeder studiren sollte, der ihn lesen kann: dann erfindest du ihm nach, und wirst ein Redner in seinem Geiste! Verstehst du nun, Cuno, was Nacherfindung ist?

Cuno. Völlig, so völlig, daß es mich schmerzt, nun eine Lage vertauschen zu müssen, die mir in Rücksicht auf ein solches Studium der Alten, noch die herrlichsten Vortheile erwarten ließe. — Auch den Mann, welcher mir seit vier Jahren die Augen öffnete, daß ich meine schöne Bestimmung sah und meine Wünsche, wie meine Kräfte, dahin richten konnte; der mit der sanften Gewalt der Wahrheit und Freundschaft meine Kenntnisse und meine Empfindungen leitete; der den, bald verdrossenen, bald unbiegsamen, bald ungestümen Jüngling so liebreich in den Gränzen des Guten zu erhalten wußte; diesen Mann, an

dem nun meine Seele mit den wärmsten Regungen der Dankbarkeit und Liebe hängt, meinen Leopold muß ich verlassen! Und was ersezt mir einen solchen Verlust? Eine ungebundenere Lage? Sie mag den reizen, der die Aufsicht redlicher Männer für Zwang hält. Bekanntschaft mit berühmten Gelehrten? Berühmter mögen sie seyn, als du, aber sie sind nicht, sie können nicht so mittheilend seyn; können sich nicht so um mich bekümmern. Ach! dieser unstäte Geist bedürfte noch immer einer freundlichen Zurechtweisung! Du weißt, wie wenig ich mich nach der Akademie gesehnt habe. Jezt denk' ich mit wahrer Zaghaftigkeit daran.

Leopold. Das darfst du nicht, Cuno! oder alle Hoffnungen, wozu du mich durch deine Gesezтheit, durch deinen Eifer für die Wissenschaften, so wie durch das Herz, welches, so unverdorben als jezt, deinen Kenntnissen einst Ehre machen wird, berechtigst; alle diese Hoffnungen müßten trügen. Entferne dich immer von mir, geliebter Jüngling! von meiner Liebe trennst du dich nie. Sie soll dir auch in deiner akademischen Laufbahn noch nüzlich werden, durch Winke, Rathschläge und Warnungen. Tritt also freudig in diese schöne Laufbahn hin. Sie ist für dich nicht gefährlich.

Cuno. Für mein Studium —

Leopold. So wenig für dein Studium, als für deine Tugend. Du hast mir oft und feierlich versprochen, daß du keine Mühe scheuen willst, um

dich

dich zu einem gründlichen Gelehrten hinaufzuarbeiten, und bisher ist deinen Talenten noch alles gelungen, was du mit Ernst und Eifer wolltest.

Cuno. Daß ich das ehrenvolle Ziel nimmer aus den Augen verlieren werde, was du mir gezeigt hast, verspreche ich heilig. Wie ichs aber von nun an, am sichersten und leichtesten erreichen; wie ich alles Wahre und Gute, was du mir über Nacherfindung als über die würdigste Aeußerung und Beschäftigung des fähigen Kopfs, so überzeugend gesagt hast, auf meinen akademischen Fleiß anwenden kann: — o bester Leopold! wärst du wohl nicht zu müde, mir das noch in wenig Worten zu sagen?

Leopold. Ich zu müde, dir meinen lezten brüderlichen Rath zu geben? Ohnehin versprach ich dir ja vor einer Viertelstunde noch einen Ausweg für das Universitätsstudium.

Du trittst nun unter Jünglinge von ganz verschiedenen Fähigkeiten, Kenntnissen und Bestimmungen. Die meisten — denn an stupiden Nichtsthuern, oder an müßigen Gelddurchbringern fehlt es nirgends — halten sich Studirens halber im Musensitze auf; aber in der Art wie sie studiren, weichen sie sehr von einander ab. Einige studiren mit der Feder, halten das Papier im Preise, lassen keine Sylbe ihres Professors fallen, glauben ihm Alles aufs Wort und haben weder den Sinn, noch die Zeit dabey, das erst zu prüfen, was sie glauben. Andere machen sich das

Ding leichter und angenehmer. Sie studiren mit der Einbildung. Alle ernsthaften Vorträge sind ihnen zu langweilig; und wenn sie sich ihnen nicht ganz entziehn, so geschieht dies bloß des Testimoniums und des lieben Brods wegen. Privatstudium, wie sie es nennen; das heißt Romanenlektüre, Floskeln- und Bonmotsjagd bleibt aber immer Hauptsache für sie und sie müßten in den Lustauen der Schöngeisterey ihre drey Jahre übel angewandt haben, wenn sie bey ihrer Heimkehr ins Vaterland das Publikum nicht wenigstens durch ein Blümchen Vergißmeinnicht, auf ihre wonnigliche Existenz aufmerksam machen könnten.

Cuno. Führe mich in eine bessere Gesellschaft, Freund! Was sollen mir jene Kopisten und diese Schmetterlinge? Du weißt, ich habe mich über solche Männerchen schon hier oft und laut genug geärgert.

Leopold. Mitten unter ihnen wandeln nun ihren stillen und sichern Weg die edlern Söhne der Weisheit und freuen sich der herrlichen Aerndte für ihren Verstand und für ihr Leben. Selbst zu denken, selbst zu arbeiten, das halten sie für ein heiliges Recht und für eine unverletzliche Pflicht des freyen Menschen und der Zutritt zu Gelehrten in allen Fächern, die sich durch langes, mühsames Nachforschen, durch eigne Erfahrungen, durch das Sammeln, Vergleichen, Ordnen der Meynungen und Urtheile großer Männer aus allen Zeiten, durch ihre Kenntnisse, in den Stand gesezt haben, die rege

Wiß-

Wißbegierde des Jünglings, auf dem kürzesten Wege, zu befriedigen: die ihm faßliche Umrisse von den Wissenschaften geben, ihn dadurch systematisch denken und anordnen, das Wichtigere von dem Unwichtigern unterscheiden, die besten Hülfsquellen zum eignen Studium kennen und benutzen lehren: die ihm oft in einer einzigen Vorlesung die Früchte eines Lebens voll Untersuchungen anbieten: der Zutritt zu solchen Gelehrten ist unsern lernbegierigen Jünglingen eben so feierlich und erfreulich, als dem Jüngling von Athen einst sein Umgang mit den Vätern der Weisheit war.

Du wirst zu ihnen gehören, lieber Cuno! Willst du aber deine Bekanntschaft mit verdienstvollen akademischen Lehrern aufs beste benutzen, so nimm den Sinn zum eignen Nachdenken, eben so stark mit in ihre Hörsäle, als du ihn unter uns immer gezeigt hast: so vergiß nicht, daß sie dich nur lehren sollen, wie und worin du selbst arbeiten mußt: daß sie nur in so fern für dich arbeiten können, als sie dir Materialien anweisen, Methoden zeigen, Winke ertheilen, in und nach welchen du dich selbst fortzuhelfen im Stande bist.

Es würde dir vielleicht zu Statten kommen, ob es gleich ungewöhnlich ist, wenn du dein akademisches Studium mit der Litterargeschichte anfiengest. Sie giebt dir, zweckmäßig, das heißt philosophisch vorgetragen, den Gang und die Schicksale aller Wissenschaften an; zeigt dir die Art, wie sich manche

Meynungen, Lehrsätze und Lehrgebäude bildeten und führt dich, durch die Geschichte der Abwechselungen im menschlichen Wissen, zur Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit menschlicher Auktoritäten: auf der andern Seite aber auch zur Anerkennung gewisser allgemeiner Wahrheiten, die sich in der Hauptsache immer unverändert erhalten haben, und daher unsrer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth sind. Sie stellt dir in der Lebensgeschichte der Gelehrten, Beyspiele zur Nacheiferung auf und macht dich mit den besten Hülfsmitteln zu deiner Wissenschaft bekannt.

Cuno. Ich schäme mich, von einer so wichtigen Hülfswissenschaft noch nicht mehr als den Namen zu kennen und doch erfordert sie, in dem Umfange den du ihr giebst, ohne Zweifel ein eignes Studium. Die Geschichte des menschlichen Wissens —

Leopold. Des menschlichen gelehrten Wissens —

Cuno. — sezt, wenn sie philosophisch vorgetragen wird, auch eine philosophische Geschichte des Menschen voraus. Und wenn ich nun auf ihre einzelnen Theile hinaussehen: Geschichte der Philosophie und Pseudosophie, Geschichte der Theologie, der Jurisprudenz, Medicin, Mathematik, Kritik. Und dies Alles in einer Vorlesung? Leopold, welch' ein ungeheures Feld! Wird denn wirklich die Litterargeschichte in der Ausdehnung vorgetragen?

Leopold.

Leopold. Ich bin mit der Einrichtung vieler deutschen Universitäten zu wenig bekannt, um dies bestimmen zu können. So viel weiß ich aber, daß es wenigstens weit zweckmäßiger wäre dem angehenden Gelehrten eine solche historisch-philosophische Uebersicht der Wissenschaften, mit Anführung weniger, aber wichtiger Männer, die darin Epoke gemacht haben und vom Jünglinge studirt werden müssen, als ein Verzeichniß gelehrter und halbgelehrter Centurien, zu geben, die er mehrentheils leichter wieder vergißt, als er sie zusammenbuchstabirte.

Die wichtigsten Gewährsmänner in deiner Wissenschaft würden dir alsdenn beym Vortrage derselben wieder genannt: du entlehntest sie zum eignen Gebrauch aus öffentlichen oder Privatbibliotheken; schafftest dir auch wohl manchen selbst an, und solltest du dafür ein überflüssiges Kleid, ein Kanapee, worauf viele junge Sybariten das hineingähnen, was ihnen die Alten im Schweiß ihres Angesichts vorgearbeitet haben, oder auch ein Getränk, entbehren, was nur für verwöhnte Zungen Bedürfniß geworden ist.

Cuno. Aufzeichnen soll ich die Hülfsquellen meiner Wissenschaft. Aber ohne Hefte?

Leopold. Fällt dir etwa der Heftgelehrte wieder ein? Schreib sie dir auf ein Heft, oder in dein durchschossenes Kompendium. Das leztere wollt' ich dir bey manchen Vorlesungen lieber rathen. Da nämlich, wo du durch ein stetes Nachschreiben im

Nach-

Nachdenken über den Vortrag, zu viel verlöreſt, wo dein Verſtand allein arbeiten ſoll. Jedesmal lies in dieſem Falle den abzuhandelnden Abſchnitt, in deinem Kompendium, vor der Stunde durch, erkläre ihn auf deine Weiſe, unterſtreich die Namen und Stellen, die dir dunkel ſind, und bemerke ſodann bey der Vorleſung ſelbſt die erhaltenen Aufſchlüſſe darüber, auf dem gegenüberſtehenden Blatte. Ueberall, wo du Abweichungen in den Lehrſätzen und Beſtimmungen deines Lehrers von den Behauptungen und Erklärungen andrer findeſt, da prüfe genau ehe du dich für eine Parthey erklärſt, und nach angeſtellter eigner Prüfung fälle dein Urtheil: aber nimm dabey auch unpartheyiſche Rückſicht auf die Meynung eines dritten, vor dem deine Partheyen etwa ſelbſt Achtung haben.

Vergleichung iſt überhaupt das ſicherſte Mittel, dich vor der ſklaviſchen, unbedingten Nachbeterey und vor der eben ſo gewöhnlichen jugendlichen Abſprecherey, zu verwahren. Haſt du daher den angehörten Vortrag Satz für Satz, Punkt für Punkt in einer nie auszuſetzenden Wiederholungsſtunde, nach der dir angegebnen Ordnung durchdacht, ſo zieh die dabey genannten Schriften zu Rathe; bringe das Reſultat deiner Vergleichung am Ende eines jeden Abſchnitts in eine Tabelle, und nach geendigter Vorleſung entwirf dir eine Haupttabelle.

Haſt du endlich von einer Wiſſenſchaft, durch anhaltendes Nachdenken, durch ein Hineindringen in

in den Geist deines Lehrers, durch Zusammenhalten seiner Grundsätze mit den Prinzipien andrer gründlicher Schriftsteller, eine so anschauliche und feste Erkenntniß, daß du, etwa in den Feierwochen, ohne Zuziehung deines Lehrbuchs, nach der Haupttabelle eine kurze, zusammenhängende, gründliche Darstellung der so studirten Wissenschaft ausarbeiten kannst: so hast du ein — freylich noch immer sehr unvollkommnes — aber doch ein System, was dir zu bilden unendlich schwerer werden würde, wenn du es erst Jahre lang nachher aus deinem, bis dahin zur Seite gelegten, also an vielen Stellen bereits unverständlich gewordnen Kompendium und aus andern, nur in Ermanglung besserer Werke, wichtigen Schriften zusammenordnen wolltest. Die Schwierigkeiten einer so verspäteten Arbeit schrecken die meisten vom Systemmachen ganz ab, und daher bleibt ihr Wissen alsdenn eitel Stückwerk.

Cuno. Ich will arbeiten, bester Leopold, was ich kann! aber wahrlich — drey akademische Jahre, eine so große Mannichfaltigkeit der Wissenschaften, die ich darin bearbeiten soll, und — eine Bearbeitung derselben nach deinem Rathe — dies zusammengenommen macht mich zaghaft!

Leopold. Drey Jahre sind für den Jüngling, der mit deinen Kenntnissen ausgerüstet die Akademie besucht, redlich seine Kräfte anwendet und nach einem bestimmten Plane studirt, zur nähern Vorbereitung auf seine Wissenschaft, völlig hinreichend.

Ein

Ein vollendetes Studium soll uns ja die Akademie nicht geben. Sie soll uns nur lehren, wie wir Lebenslang am glücklichsten in den Wissenschaften fortarbeiten können.

Mannichfaltig sind freylich die gelehrten Fächer, die du kennen lernen mußt: aber sind sie auch gleich wichtig für dich? Als Philologe, Theologe, Jurist, Mediciner darfst du kein Fremdling in alten und neuern Sprachen, in der Physik, in der theoretischen und praktischen Philosophie, in der Beredsamkeit, in der Mathematik, in der gesammten historischen Gelahrtheit seyn. Alle diese Wissenschaften tragen, mehr oder weniger, zur Vollständigkeit deiner Berufsgelahrtheit bey und sind für dich, in den äußerst mannichfaltigen Verhältnissen, worin du als Gelehrter zu Gelehrten und Schriften, als Bürger, als Geschäftsverweser, in häuslichen Verbindungen, als Erzieher und Oekonom; als Mensch, der den Trieb haben muß, seiner Erkenntniß die möglichste Ausdehnung und Vollkommenheit zu geben, insgesammt Bedürfniß.

Nur nicht, lieber Cuno, nur nicht im gleichen Grade! Und nach Verschiedenheit des Zwecks, den du bey jeder Wissenschaft hast, muß auch der Fleiß, der Zeitaufwand verschieden seyn, den du darauf verwendest.

Selbst die Vorlesungen, die zunächst für dein Studium wichtig sind, erfodern eine ganz verschiedene Bearbeitung. Mein vorstehender Plan ist, zum

Beyspiel,

Beyspiel, bey allen historischen, bey allen positiven, das heißt, durch Auktoritäten, sie mögen nun vom Staat und Fürsten, oder von der Kirche, oder von Fakultäten hergenommen werden, über unsre willkührliche Bestimmung und Würdigung hinausgehobenen Wissenschaften, nicht so anwendbar, als bey den Wissenschaften, wo es auf unsre eigne Auktorität, auf unsern eignen Prüfungsgeist ankommt; und wo wir also wohl zusehn müssen, daß wir uns auch auf uns verlassen können.

Ich will dir dies noch näher erläutern: die Geschichte, sie heiße nun Universal- oder Special-Kirchen- oder Staatengeschichte, ist nichts anders, als eine treue Darstellung wirklicher Thatsachen, die wir so annehmen, so lassen müssen, als wir sie finden. Was uns dabey übrig bleibt, ist eine Untersuchung: ob sie uns auch aus glaubhaften Urzeugnissen und aus diesen treu überliefert worden sind. Wir schreiben daher den Vortrag möglichst vollständig auf, vergleichen, ändern ab, ergänzen, erläutern, berichtigen, wo wir nach vollgültigen Zeugnissen — denn hier kann der Jüngling selbst nicht entscheiden — dazu im Stande sind. Vorbereitung auf die Vorlesung findet hier nur alsdenn Statt, wenn wir auf Stellen stoßen, worüber der Verfasser nichts bestimmt; übrigens lesen wir die Abschnitte unsers Hefts nach jeder Stunde und beym Anfange einer neuen Periode aufmerksam durch, bemerken uns etwa die wichtigsten Namen und Jahrszahlen in einem besondern Memorien-

rienbuche, und entwerfen uns am Schlusse des Kollegiums eine kurze Uebersicht des Ganzen. Wer ein Geschichtsgelehrter von Profession werden will, oder sein Studium nicht auf drey Jahre einschränken darf, der hat freylich an einer solchen angenehmen Beschäftigung nicht genug. Ihn bestimmen Beruf und Neigung zur kritischen Würdigung der berühmtesten alten und neuen Historiographen, eine Arbeit, zu deren Vollendung ein Menschenleben nicht hinreicht. Andre haben auf Akademien hiezu keine Zeit, wenn sie auch Lust dazu hätten. Sie mögen nachher ihre Vorlesungen beyläufig erweitern und wenn sie dabey Fleiß anwenden und eine kluge Auswahl treffen, so bleibt der Autodidaktos immer hinter ihnen zurück. Er muß die Fakta erst sammeln — wird sie nicht selten aus verdächtigen Quellen schöpfen — die sie, aus guten Urkunden, in einer ordnungsvoll zusammengedrängten Reihe so gleich benutzen können.

Bey den positiven Wissenschaften bekümmern wir uns zunächst darum, daß wir den Sinn derer verstehn lernen, die uns darin für unsern Geist Gränzen gesezt haben. Wir studiren sie selbst, und ihre Erklärer, die uns unsre Lehrer nennen und nach ihrem Werthe schätzen lehren werden. Treffen wir mit dem Resultate unsers freyen Nachdenkens, von selbst auf den Punkt, den sie uns vorschreiben, so sind wir um desto beruhigter dabey. Im Gegentheil suchen wir in den uns angewiesenen Schranken so viel Nutzen zu stiften, als wir können und bescheiden

uns

uns gern, wenn sie uns zuweilen zu eng werden wollen, daß doch vielleicht unsre abweichende individuelle Ueberzeugung, wenn wir sie geltend und positiv für andre machen könnten, ihnen eben so irrig, eben so unbefriedigend vorkommen möchte, als uns unsre positiven Lehrbegriffe, und daß Gesetze für die Republik der Bürger oder Geister deswegen im allgemeinen noch nicht aufhören, nothwendig zu seyn, wenn sie uns unbefriedigt lassen. — Mit Redlichkeit und Klugheit wird uns unser akademischer Lehrer die anzunehmenden Gesetze, Rechte, Symbola bestimmen; ihre Gründe angeben, ihr Verhältniß zu dem Geiste unsers Zeitalters bezeichnen, und uns — ohne Widerspruch seines eignen Beyspiels — vor der gefährlichen Uebereilung warnen, die Bedürfnisse der Zeit, des Staats, des Volks nach den unsrigen zu bestimmen. Eine wörtliche Aufzeichnung dieser positiven Wissenschaften ist um desto nothwendiger, da ihre Gründe nicht immer in unsrer subjectiven Ueberzeugung liegen; da ihre Erkenntniß historisch ist. Wir behalten dabey mit unserm freyen Untersuchungsgeiste das Verdienst der richtigen Auslegung und der bestmöglichen Anwendung. Kannst du aber als Mann auf deinem glücklichen Standpunkte verbessern, was du als Jüngling prüftest, und bey fortgesezter redlicher Bearbeitung nicht zu reimen vermochtest: so weißt du, worauf es bey der Aufhebung eines irrigen Begriffs ankommt. Nicht auf die Abänderung seiner Form, wobey der Zweck bleibt, sondern auf die Wegräumung

seines Zwecks, mit welchem die Form von selbst verschwindet. Denn du hattest dich in den Geist des Begriffs hineinstudirt; du reformirst dann nicht aus jugendlicher Neuerungssucht, sondern aus redlicher Wahrheitsliebe.

Unweit mehr Anstrengung und Zeit kostet dir die Bearbeitung solcher Wissenschaften, wobey es bloß auf die Resultate deines Nachdenkens ankommt. Du mußt sie, wie gesagt, Satz für Satz, Punkt für Punkt durchdenken, wenn sie den Grad der Deutlichkeit bey dir erhalten sollen, den sie für deine individuellen Anlagen haben können. Sie sind, diese philosophischen Wissenschaften, im weitesten Sinne des Worts — der beste Prüfstein der Geister, und hast du deinen Geist durch sie recht geweckt und geübt, so wird dir keine Wissenschaft schwer, so erfüllst du in allen Ständen deinen Beruf als freyer, denkender Mann, und öffnest dir eine Quelle des Vergnügens, die dir in Ewigkeit nicht versiegen wird.

Wende also auf diese philosophischen Wissenschaften deinen vorzüglichsten Fleiß! Bete nicht nach, sondern prüfe! Durch das erstere wirst du von jeder Meynung abhängig, das leztere lehrt dich, Geister beherrschen, mit der stillen, duldsamen Bescheidenheit des wahrhaft großen Mannes, der es bey jedem Fortschritte in den Wissenschaften fühlt, wie viel ihm noch fehlt. Und — fern von dem thörigten und doch so gewöhnlichen Wahne: als könntest du in

drey

drey Jahren, mit der akademischen, auch die wissenschaftliche Bahn absolviren, wirst du vielmehr beym Abschiede von der Akademie lebhaft empfinden: daß da dein Beruf, in der Gelehrsamkeit zu arbeiten, erst recht angeht, wo dich die volle Reife des Mannes, dein Eintritt in die Welt als thätiger Bürger, und die Nothwendigkeit, nun deine Wissenschaft anzuwenden, auf ihre Mängel merken läßt.

G. W. F. Beneken.

10.

Geschichte der deutschen Poesie.

Ungeachtet die Deutschen unter den abendländischen Völkern Europens beynahe am spätesten zu einiger Vollkommenheit in ihrer Sprache gelanget sind, haben sie doch die Dichtkunst schon in den frühesten Zeiten ihrer Monarchie getrieben. Die ersten, die sich dieser Kunst beflissen, scheinen, gleich den Dichtern der Gallier, den Namen der Barden geführt zu haben, und waren von ihren Priestern, mit denen sie öfters vermenget werden, unterschieden. Tacitus, Aventin und diejenigen, die sie uns durch Vergleichung mit den Scalden und Caledonischen Dichtern der ältesten Zeiten zu beschreiben suchen, versichern uns, daß sie die Thaten der Helden ihrer Nation, die sie in den Krieg begleiteten, besungen, daß Thuisco diese Loblieder zur Anreizung der Jugend zur Tapferkeit verordnete, daß er selbst, Mannus und Arminius, dadurch verewigt wurden, und die Deutschen ihre Geschichte eben so wie die Griechen vor den Geschichtschreibern durch solche Lieder, welche die Jugend auswendig lernen mußte, aufzubehalten suchten. Dergleichen Gedichte waren noch zu den Zeiten Karls des Großen vorhanden. Dieser

große

große Monarch, der sich um die deutsche Sprache, die er vorzüglich liebte, eben so sehr als um die Staatsverfassung unsers Reichs verdient machte, schätzte nicht nur die Ausarbeitungen seiner Vorfahren so hoch, daß er sie sammeln, ins Lateinische übersetzen und in seiner Bibliothek aufbewahren ließ, sondern reizte auch durch seinen Schutz seine Zeitgenossen, die Dichtkunst nebst andern Wissenschaften zu üben. Er stiftete zu diesem Behuf verschiedene Schulen, worinnen man die Anfangsgründe derselben lehrte, er ließ zu Verbesserung der deutschen Sprache eine Grammatik schreiben und verfertigte selbst lateinische und deutsche Gedichte, von denen uns eines genennt wird, das die Geschichte von Frankreich enthielt. Dennoch waren seine Bemühungen bey der Neigung der Deutschen zum Kriege von schlechtem Fortgange, und auch seine Nachfolger, unter denen Ludwig der Fromme und der Deutsche durch die häufigen Kriege ihrer Zeit nicht abgehalten wurden, auf seinen Fußstapfen einher zu gehen, waren nicht glücklicher. Wir kennen aus diesen Zeiten nichts als eine Uebersetzung der Bibel in Versen, die auf Befehl Ludwigs des ersten verfertigt ward und deren Urheber uns nicht bekannt ist, ingleichen eine Verdeutschung des neuen Testaments, die Ottfried, ein Mönch des Klosters Weißenburg, auf Verlangen der Kayserin Judith, die an weltlichen Liedern keinen Gefallen hatte, übernahm und Kaiser Ludwig dem zweyten widmete. Die nächstfolgenden Zeiten aber haben uns gar nichts übrig gelassen, woraus man urtheilen könnte, ob

und mit welchem Fortgange man sich weiter mit der Poesie beschäftiget habe.

Man sahe nicht eher die deutsche Muse mit vorzüglichem Glanze auf dem Helicon erscheinen, als bis die Hohenstauffen den Kaiserthron bestiegen. Die Zeiten Friedrichs des Rothbarts waren die zweyte Epoche der Poesie nach den Zeiten der Barden. Damals stunden die Minne- oder Liebessänger auf, welche Nachahmer der kurz vor ihnen in Frankreich entstandenen Troubadours oder Provenzal-Dichter gewesen zu seyn scheinen, indem sie sich in Dichter, Fiedler und Sänger, wie jene in Musards, Jongleurs und Comirs eintheilten, auch wie jene herumzogen, und Fabeln, Satyren und Liebeslieder dichteten. Friedrich der erste, der jene im Jahr 1162 bey der Belehnung des Grafen Beringers von Provence unter seinem Gefolge kennen lernte, fand an ihren Gesängen so vielen Gefallen, daß er diejenigen unter den Deutschen, die vielleicht durch seine Aufmunterung gereizt, ihre Bahn betraten, nicht weniger hochschätzte, sie an seinen Hof nahm und zu Begleitern seiner Feldzüge erwählte. Seinem Beyspiel folgten Heinrich der sechste, Friedrich der zweyte und verschiedene Fürsten seiner und der nächstfolgenden Zeiten nach. Sie nahmen sie nicht nur in ihre Tischgesellschaften auf, sondern stellten Wettstreite unter ihnen an, und erwählten Richter von beyderley Geschlecht, darunter die Winsbeckin berühmt ist; auch bemühten sie sich selbst, mit ihnen um den Preis in

der

der Dichtkunst zu streiten, der in einem Lorbeerkranze bestand. Wenceslaus der dritte, König von Böhmen, Marggraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, Otto der dritte von Brandenburg, Leopold der siebente von Oesterreich und Landgraf Hermann von Thüringen waren unter der Zahl dieser gelehrten Fürsten. Unter ihrem Schutze dichteten Wolffram von Eschenbach, ein Schweizer, der Klingsohrn, einen Ungarn, im Wettstreite überwand, nachdem dieser 52mal den Sieg über seine Gegner davon getragen hatte, und der erste unter den Deutschen gewesen zu seyn scheint, der die von den Provenzalen und Schotten erfundenen Heldengedichte, welche die damaligen Kreuzzüge veranlaßten, als den Gamuret, Parzifal, Grafen von Narbona und Rennewart übersezte, Albrecht von Halberstadt, der die Verwandlungen Ovids herausgab, Heinrich von Offerdingen, der Verfasser des Heldenbuchs, Walther von der Vogelweide, K. Philipps Rath, Johann Bieterholz, welchem der Dietrich von Verona zugeschrieben wird, Reinmar von Zweter, ein Pfälzer, und Winsbek, der Friedrich den ersten nach Syrien begleitete und eine Ermahnung an seinen Sohn schrieb. Von den Werken dieser Dichter sind uns viele Stücke durch den Fleiß Schilters, Goldasts und Bodmers erhalten worden und zeigen, daß unsere Nation, noch ehe sie durch die Ausländer gebildet worden, von demjenigen schöpferischen Geiste belebt worden, der zu Originalwerken erfordert wird.

Diese

Diese Gattung von Dichtern fand das Ziel ihrer Epoche mit dem Untergange des Hauses, das sie beschützte, nachdem sie eine Zeit von 150 Jahren geblühet hatten; entweder, weil nach dem Absterben der fürstlichen Geschlechter, die an der Poesie Gefallen fanden, ihre Nachfolger andre Arten des Zeitvertreibs erwählten, oder weil die poetischen Erfindungen in denenjenigen Materien, worauf sie sich einschränkten, von ihren Vorgängern erschöpft schienen, und sich niemand weiter wagte ein Feld zu betreten, wo keine Lorbeeren zu erwerben waren.

Ihre Stelle nahmen um 1330 die Meistersänger ein, eine Gesellschaft von Dichtern, die aus der Dichtkunst ein Handwerk machten, in gewissen Tönen und Versarten auf jeden vorgegebnen Satz aus dem Stegreife Verse zu erfinden wußten, und sonderlich bey Turnieren die Ritter zu besingen gebraucht wurden. Sie errichteten ihre hohe Schule zu Maynz und wurden von Karl dem vierten und verschiedenen seiner Nachfolger mit besondern Vorrechten begnadigt. Sie hatten größtentheils eingeschränkte Fähigkeiten, von welchen Hans Sachs, der aus einem Schuster ein Poet ward, ein Zeugniß ablegen kann, der aber dennoch zu seiner Zeit in solchem Ansehen war, daß man sich erkühnte, ihn dem Homer und Virgil gleich zu schätzen, und die Meistersängerkunst, die vor ihm in Verfall war, durch ihn wieder empor kam.

In diesen Zeiten fehlte es indessen nicht ganz an sinnreichen Köpfen. Von der niedrigen Klasse ihrer

Zeit-

Zeitgenossen unterschieden sich damals Hugo von Trimberg und Freydank, davon jener, der an dem Hofe Adolphs von Nassau lebte, den Sammler und Renner schrieb, ein satyrisches Gedicht, worin die Laster der damaligen Zeit, sonderlich unter den Geistlichen, abgeschildert werden; lezterer aber ein Gedicht von der Bescheidenheit, welches im gleichen Tone abgefaßt war, nebst der Layenbibel verfaßte.

Ihnen folgte auf der Bahn der Satyre zu den Zeiten Maximilians des ersten, der den Fortgang der Poesie (vornehmlich der lateinischen) durch die zu Wien unter der Aufsicht des von seinem Vater gekrönten Konrad Celtes errichtete Gesellschaft von Poeten zu befördern eifrigst bemühet war, Sebastian Brand, der das Narrenschiff verfertigte, und der Verfasser des Reinicke Fuchs, der von einigen Heinrich Alcmar, von andern Jaquemars Gilee genennt wird und in seinem Gedichte, wie man muthmaßt, die Ränke des Grafen Raginerii von Lothringen beschreibt, dem man noch Melchior Pfizing beyzusetzen hat, dessen Heldengedicht, der Theuerdank, die Thaten Maximilians in einer Rittergeschichte darstellt und den damaligen Geschmack an Abentheuern und allegorischen Bildern bezeiget.

In den folgenden Zeiten Karls des fünften kam die Poesie ihrer Verbesserung näher. Mit dem Eifer, die Religion zu reinigen, wuchs auch der

Eifer,

Eifer, die Dichtkunst zu verbessern. Luther selbst hatte darum nicht weniger Verdienste, als um die Sprache. Er dichtete Lieder in einer Reinigkeit und einem Feuer, darin er seine Vorgänger weit zurück ließ und die seinen Nachkommen zu Mustern geistlicher Gesänge dienten. Mit ihm zugleich übersezte Melissus die Psalmen Davids; und bald erschien Denaisius und Weckerlein, der Urheber des Cartels des deutschen Adels, zwey Dichter, die man als die Vorläufer Opitzens ansehen kann, und von denen der erste diesem großen Manne die ersten Muster eines reinen Verses gezeigt haben soll.

Mit diesem, den man mit Recht den Vater der deutschen Dichtkunst nennt, da er die gemeinen Pfade verließ, wie Ronsard, Dousa und Heinsius unter ihrer Nation thaten, seine Landsleute auf die Wege der Griechen und Römer führte, und jener Schönheiten in unsere Sprache übertrug, fängt sich eine neue Epoche in dieser Kunst an, welche von dieser Zeit an immer größere Fortschritte that, und sich endlich der Vollkommenheit näherte, worin wir sie in unsern Tagen sehen. Er that sich beynahe in allen Arten der Gedichte, sonderlich aber in Schäfergedichten, Lehrgedichten und poetischen Briefen hervor; und was er schrieb, sezte ganz Deutschland in solche Bewunderung, daß ein allgemeiner Eifer der Nachahmung alle Verehrer des guten Geschmacks belebte und viele Großen bewegt wurden, durch errich-

tete

tete Gesellschaften, darunter die Fruchtbringende die ansehnlichste und zahlreichste war, seine Bemühungen in Verschönerung, sowohl der Sprache als Poesie, zu unterstützen.

Seine Zeitgenossen und Nachfolger giengen glücklich auf der von ihm gebrochenen Bahn fort. Flemming, der ihm billig an die Seite gesezt wird, da er ihm an Reinigkeit und Lieblichkeit der Verse gleich kommt, war in Schilderungen vortrefflich. Tschering, der Verfasser des Frühlings, schrieb mit einer ungeschmückten Zierlichkeit; Gryphius that sich in theatralischen Stücken, doch ohne allzugenaue Beobachtung der Regeln; Simon Dach in Liedern und Logau in Sinngedichten hervor.

Die Dichtkunst blieb nicht lange beym Natürlichen, welches Opitz einführte. Hofmannswaldau und Lohenstein ahmten den falschen Schmuck des Marino nach und brachten das Schwülstige und Gekünstelte auf, das alle ihre Zeitgenossen ansteckte und den Geschmack so lange verderbte, bis Besser, Canitz und Wernike die Dichter wieder auf den rechten Weg leiteten; von denen der zweyte sonderlich in Satyren und Lehrgedichten stark war, der leztere aber in Sinngedichten den meisten Ruhm erwarb. Ihm folgten Pietsch, Amthor und Neukirch, die ihre Muse hauptsächlich dem Lobe großer Herren widmeten und darum in geringerm Ansehen sind. Günther gehört unter die Wiederhersteller des Geschmacks. Er schrieb ungezwungen, in einer reinen Schreibart

und mit einem besondern Feuer: seine Jugend aber und die wenige Sorgfalt, die er auf seine Gedichte wendete, machten ihn dem Ovid gleich. Brockes war in Schilderungen der Natur vortrefflich, aber seine gedehnte Versart minderte einen Theil seiner Vorzüge.

Das vierte Alter der Poesie geht mit Hallern und Hagedorn an. Beyde ahmten zuerst den Engländern in dem Lehrgedichte und der Satyre nach und trugen die Sittenlehre und Philosophie in der Einkleidung der Poesie vor. Was diese durch ihre Muster der Dichtkunst leisteten, that Gottsched, Bodmer und Breitinger durch Regeln, die sie theils in besondern Abhandlungen über diese Kunst an den Tag legten, theils in kritischen Journalen einstreueten, darin sie die herausgekommenen Ausarbeitungen ihrer Zeitgenossen beurtheilten. Sie sezten den guten Geschmack nach den Beyspielen der Alten und Ausländer fest und ermunterten durch allerhand poetische Sammlungen, darin sie die Werke neuer Dichter aufnahmen, die größten Geister, die in Deutschland sich zerstreuet befanden, sich in der Poesie hervor zu thun.

Diese machten Versuche in allen Dichtungsarten: Gellert, Lichtwehr und Wieland in Fabeln und Erzählungen; Uz, Cramer und Ramler in der Ode; Kleist und Cronegk im Lehrgedicht; Klopstock in der Epopöe; Zacharia und Dusch im scherzhaften Heldengedichte; Gleim in anakreontischen Liedern;

Liedern; Lessing in Sinngedichten; Schlegel und Weiße im Drama; Geßner in der Idylle. Und ihre Beeiferung, ihre Vorgänger zu übertreffen, brachte, ohne einige Unterstützung der Großen, Werke hervor, welche sie zur Bewunderung ihrer Nation sowohl, als der Ausländer machten und ihren Zeiten mit nicht wenigerm Rechte, als ehedem Virgil und Horaz den ihrigen, den Namen des güldenen Zeitalters der Poesie erwarben.

G. A. von Breitenbauch.

II.

Leben Martin Opitzens von Boberfeld.

Dieser Vater der deutschen Poesie, der 1597, den 23 Sept. zu Bunzlau in Schlesien, einem Lande, das der Dichtkunst die größten Männer geliefert hat, geboren ward, war der Sohn Sebastian Opitzens, eines Rathsherrn in seiner Vaterstadt, eines Mannes von geringer Herkunft. Er legte den Grund zu seinen Studien auf der Schule in eben dieser Stadt unter seinem Vatersbruder, Christoph Opitzen und dessen Nachfolger Valentin Senftleben, welche in den Sprachen und Alterthümern stark genug waren, um ihrem Lehrling den Geschmack der Alten, den er nachgehends so glücklich in unsere Sprache überzutragen wußte, in den frühesten Jahren einzuflößen. Auf dem Gymnasio zu Breßlau bereitete er sich zu den höhern Wissenschaften vor und bezog hierauf 1618 die Universität Frankfurt in Gesellschaft Bernhardt Wilhelm Nüßlers, mit dem er schon in Bunzlau die vertrauteste Freundschaft stiftete, die nachmals die Gleichheit der Neigungen und Studien befestigte. In seiner Gesellschaft übte er sich hier in der Dichtkunst, wozu er eben so viel Hang als Kräfte bey sich bemerkte, und hier legte er den Grund zu der großen

Unter-

Unternehmung der Verbesserung dieser Wissenschaft unter den Deutschen und zur Reinigung ihrer Sprache, die er mit so vielem Glücke ausführte. Der herrschende Geschmack seiner Zeitgenossen, die an den schlechten Gesängen der Meistersänger Gefallen fanden, der Mangel an guten Mustern unter seinen Landsleuten, die Vermischung, Unlauterkeit und Unbiegsamkeit der Sprache stellten ihm unendliche Schwierigkeiten in den Weg. Aber sein unermüdeter Fleiß überwand sie alle durch Unterstützung seines Freundes: er suchte die rechten Pfade, die ihn zu den lautern Quellen leiteten, unter den Alten und Ausländern auf, die vor ihm eine gleiche Verbesserung unter ihren Landsleuten vorgenommen hatten, übertrug ihre Schönheiten in seine Sprache und machte sie sich eigen. Der Wink seines Vaters trennte bald eine den Musen so vortheilhafte Vereinigung auf eine Zeitlang, da er ihn nach Heidelberg schickte, wo damals die größten Staatsmänner und Gelehrten glänzten. Hier hielt ihn die Bekanntschaft mit Gruter und die Freundschaft mit Heinrich Albrecht Hamilton, einem dänischen Edelmann, D. Julius Wilhelm Zinggräf und Balthasar Venator schadlos. Er erwarb sich hier einen großen Gönner an Georg Michael Lingelsheimen, der den Churfürsten Friedrich den sechsten von der Pfalz unterrichtet hatte und bey dessen Sohn das Amt eines Staatsraths bekleidete, und übernahm die Erziehung seiner Kinder. Der Wunsch, alles kennen zu lernen, was Deutschland an gelehrten Männern in sich faßte,

ließ ihn hier seine gelehrte Reise nicht endigen; er gieng auch nach Straßburg, um von Bernegger zu lernen, den seine aufblühenden Talente in ein solches Erstaunen sezten, daß er seine künftige Größe prophezeihete und ihn zuerst mit dem Namen des deutschen Virgils beehrte. In Tübingen suchte er Christoph Bezold auf.

Bisher hatte die in Deutschland ausgebreitete Ruhe ihm in Sicherheit und Stille die Geschäfte der Musen abzuwarten verstattet: da aber der klägliche Religionskrieg dieses Zeitalters die Pfalz und auch sein Vaterland wegen der Nachbarschaft Böhmens beunruhigte, so suchte Opiz den daraus entstehenden Unannehmlichkeiten 1620, durch eine Reise in die Niederlande, zu entfliehen, die er in Gesellschaft des obenerwähnten Hamiltons that. Er besuchte Leyden, Amsterdam und Haag; hier waren freylich damals durch die Religionsstreitigkeit, die Jacob Arminius erregte, und durch die Dortrechter Kirchenversammlung einige Unruhen entstanden, sie hinderten ihn aber doch nicht, aus der Bekanntschaft mit Heinsius allen Vortheil zu ziehen, den ihm dessen Wissenschaft in der Dichtkunst an die Hand geben konnte. Von hier sezte er seine Reise mit seinem Begleiter nach Holstein fort und schrieb in diesem, durch den Frieden beglückten, Lande seine Gedichte vom Trost in Widerwärtigkeiten. Da sich hernach der Krieg in Böhmen endigte, auch in Schlesien die Ruhe wiederhergestellt ward, kehrte er in sein Vaterland zurück,

räck, und fand hier ohne große Schwierigkeiten durch Vorsprache Caspar Kirchners und Nüßlers an dem Hofe Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz, kaiserlichen Statthalters, eines großen Mäcenaten damaliger Zeit, seine Beförderung, so wie sie Nüßler eben daselbst als Geheimschreiber und Rath einige Zeit vorher erhalten hatte. Er erwarb sich hier sehr viel Ansehen, und da er hier bey seinem öffentlichen Geschäfte der Musen nicht vergaß und aus Heinsius holländischen Gedichten, die er sein Muster zu nennen pflegte, Oden übersezte, erweiterte er zugleich seinen Ruf, so daß ihn Abraham Bibranus das Auge von Schlesien nennte und Bethlem Gabor, Fürst von Siebenbürgen, ihn 1622 in sein Land berief, um an seinem neu gestifteten Gymnasium zu Weissenburg als Professor zu lehren. Er las hier über den Seneca und Horaz, und erhielt durch den Aufenthalt in einem Lande, das durch die Schlacht Trajans mit dem Decebalus und die Kolonien dieses Kaisers berühmt war, Gelegenheit, die Alterthümer desselben zu untersuchen und seine Entdeckungen unter dem Titel Dacia antiqua zu sammlen, ein Werk, das ihn 16 Jahr lang bis an seinen Tod beschäftigte, aber niemals ans Licht gekommen ist. Sein Fürst überhäufte ihn mit Ehren und würdigte ihn seiner Vertraulichkeit, die ihm vielen Neid zuzog. Dennoch konnten ihn diese Vorzüge nicht lange in diesem Lande aufhalten. Die seiner Natur nachtheilige Luft und die Sehnsucht nach seinem Vaterlande, die er in

seinem Gedichte Zlatna zu erkennen gab, bewogen ihn, sich bey dem Fürsten zu beurlauben und nach Schlesien zurück zu kehren, wo er sich wieder an den Hof seines alten Gönners, des Fürsten von Liegnitz, begab und daselbst den Titel eines Raths erhielt.

Die Muse, die er hier genoß, verstattete ihm seine Gedichte, die Zinggräf zuerst 1624 edirte, einige Jahre nachher verbessert herauszugeben, auch verschiedene Reisen von hier aus zu unternehmen, die seine Bekanntschaft mit Gelehrten erweiterten. Auf diesen Reisen lernte er einen großen Dichter, Büchner in Wittenberg, kennen, und gab bey ihm die Troades des Seneca heraus. In Dresden besuchte er einen andern Poeten, Seuffius und Anesorg, den sächsischen Prinzen-Hofmeister, und da er dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Cöthen, einem großen Beschützer der Dichter, aufwartete, der ihn unfehlbar um diese Zeit in die Fruchtbringende Gesellschaft aufnahm, machte er Bekanntschaft mit Dietrich von Werder, der des Tasso Jerusalem übersezte und durch die Gemeinmachung dieses Gedichts nicht wenig zu Verbesserung der bisherigen unregelmäßigen Epopöen, davon Deutschland überschwemmt war, beytrug. Bey seiner Zurückkunft nach Liegnitz ergriff er die sich ihm darbietende Gelegenheit, in Begleitung Casper Kirchners eine Reise nach Wien vorzunehmen, gern, besuchte dort den Kaiserlichen Geheimenrath von Nostiz und den Burggraf

Han-

Hannibal von Dohna und ward durch des leztern Empfehlung und ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karls bey Ferdinand II. so beliebt, daß dieser seine Verdienste durch den Poetenkranz und bald hernach durch den Adelstand, unter dem Namen Boberfeld, belohnte. Zu gleicher Zeit nahm ihn der Burggraf von Dohna, der ihn als einen, in Staatsgeschäften geschickten, Mann kennen lernte, zu seinem Geheimschreiber an und brauchte ihn zu mancherley Verschickungen an auswärtige Höfe, wo er alle Aufträge zum Vergnügen seines Gönners ausführte und sich durch seine Treue, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit der Menschen Herzen zu lenken, bey ihm in große Gunst sezte.

Im Jahr 1630 that Opiz auf Verlangen und Kosten seines Vorgesezten eine Reise nach Frankreich, die er längst sehnlich gewünscht hatte, und die für ihn von den herrlichsten Folgen in Erweiterung seiner Kenntnisse in den Staatssachen war. Er sprach hier außer dem Thuan und Salmasius den großen Grotius, der damals in Frankreich in der Verbannung lebte, und dieser unterrichtete ihn freymüthig nicht nur in allem, was sein wißbegieriger Geist von der Verfassung Frankreichs zu erforschen suchte, sondern machte ihn auch in dem Hause Pateani bekannt, wo er aus den daselbst angestellten Disputationen über das Staatsrecht ungemeinen Nutzen schöpfte. Er vermehrte durch diese Bekanntschaft

seinen bereits ausgebreiteten Ruf nicht wenig, und bewog selbst die Franzosen, zu gestehen, daß die Musen, die sie nebst den Italiänern bisher als ihr Eigenthum angesehen hatten, auch Norden besucht hätten. Des Grotius Tochter schien seine Achtung nicht weniger als ihr Vater auf sich zu ziehen; er übersezte zu ihrer Uebung im Deutschen dessen Bücher de veritate religionis Christianae, und kehrte nach Endigung seiner Verrichtungen, mit dem Beyfall aller Gelehrten überhäuft, in sein Vaterland zurück, wohin er eine Sammlung von schäzbaren Alterthümern und seltnen Schriften brachte.

Er fand seinen großen Beschützer voller Zufriedenheit über die Ausrichtung dessen, was er ihm aufgetragen hatte, genoß aber seines Schutzes nur noch zwey Jahre, da ihn eine Krankheit mitten unter kriegerischen Geschäften zu Prag dahin riß. Opitz litt hierdurch einen ungemeinen Verlust, da ihm durch diesen Tod ein Gönner von der Seite genommen ward, der ein Kenner seiner poetischen Talente war, und ihm bey den aufgetragenen Geschäften, wie ehedem August dem Virgil, alle Muse ließ, die ihm zur Ausbildung seines Genies nöthig war, auch öfters selbst durch übertragne Ausarbeitungen, dergleichen die sonntäglichen, nach Französischen Melodien eingerichteten, Episteln waren, dazu ermunterte. Nach einiger Ungewißheit, ob er sich weiter dem Dienste der Großen widmen oder seine übrige Lebenszeit in

Ruhe

Ruhe und sich selbst eigen zubringen sollte, bewog ihn endlich die Besorgniß, in die neuen entstandenen Unruhen verwickelt zu werden, wo er ohne Schutz lebte, und die Pflicht gegen seinen ersten Wohlthäter, sich von neuem dem Liegnitzischen Hause zu weihen, und er begab sich in dessen Angelegenheiten nach Preußen, welches Land damals ganz allein unter den benachbarten von den Kriegesflammen verschont geblieben war. Da ihm von seinem Herzoge die Wahl des Ortes seines Aufenthaltes freygestellt war, wählte er Danzig. Hier ward er durch den General Grafen von Dänhof an dem Hofe des Wladislav, Königs von Pohlen, durch eine Schrift de indigenatu Poloniae und verschiedener Gedichte dergestalt zu seinem Vortheile bekannt, daß ihn dieser König zu seinem Geschichtschreiber und geheimen Sekretair ernennte und zu verschiedenen Geschäften an auswärtigen Höfen gebrauchte, auch viele Pohlnische und Preußische Herren, unter andern der Großkanzler Zamoski, ihn mit vielen Gnadenbezeugungen überhäuften. Er hatte das Glück, bey seinem neuen Amte gleiche Muse, wie am Liegnitzischen Hofe zu genießen, so daß er sein Werk von Dacien vollends ausarbeiten, auch sich mit Uebersetzung der Psalmen nach Marots und Beza's Art beschäftigen konnte, die man zu seiner Zeit in keiner andern als Lobwassers Uebersetzung hatte. Mitten unter diesen Beschäftigungen ward er von der Pest, die damals in Danzig wütete, darniedergelegt, und kurze Zeit darnach

in

in einem Alter von 42 Jahren und unverehligtem Stande, den ihn vielleicht die Liebe zur Freyheit und Ruhe beliebt machte, den 20. August 1639 der Welt entrissen.

Seine Verdienste um die Dichtkunst, welche ihm mit Recht den Namen des Vaters und Wiederherstellers dieser Wissenschaft erworben, machten seinen Verlust allen Verehrern der Gelehrsamkeit bedauernswürdig. Alle seine Zeitgenossen legten hiervon ein einstimmiges Zeugniß ab und beeiferten sich, wegen der Reinigkeit und des Fliessenden seiner Verse und der in allen Arten von Gedichten, besonders aber im Lehrgedichte, gegebenen Proben ihm die höchsten Lobsprüche zu ertheilen. Grotius rühmte, daß Deutschland es ihm zu danken habe, daß es nun die Aonischen Gewässer trinken könnte, und Buchner versicherte, daß die Dichtkunst nach ihm nicht weiter steigen könnte, und auf dem Gipfel, wohin er sie geführt habe, still stehen müsse. Die Nachwelt, welche sich auf der gebrochenen Bahn weit über das von ihm erreichte Ziel geschwungen hat, hat zwar durch ihre glücklichen Bemühungen einen Theil dieses Ruhms vernichtet, doch verehret sie ihn noch jezt als denjenigen, der zuerst das Sylbenmaaß und den Wohlklang eingeführt, die Poesie durch den erhabenen Inhalt und Ausdruck verschönert, die Sprache gebessert und gereinigt, weswegen ihn Leibniz zum Autor Classicus erhebt, durch richtige Regeln der

Kritik

Kritik einen gesunden Geschmack ausgebreitet und durch seine Kunst das Vorurtheil besieget hat, daß die deutsche Sprache weniger, als die Sprachen des Alterthums und unserer Nachbaren zu poetischen Ausarbeitungen geschickt sey.

G. A. von Breitenbauch.

Leipzig,
gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig.

AB:W 6598 (3)

vd 18

ULB Halle 3
002 675 757

Vorübungen

zur

Akademie für Jünglinge.

Herausgegeben

von

G. F. Palm und G. W. F. Beneken.

Dritter Band.

Leipzig,
in der Weidmannschen Buchhandlung,
1793.